Zeitschrift: Vox Romanica
Herausgeber: Collegium Romanicum Helvetiorum
Band: 48 (1989)

Buchbesprechung: Besprechungen = Comptes rendus

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 30.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Besprechungen – Comptes rendus

Linguistique générale et linguistique romane/Histoire de la grammaire. Actes du XVIIe Congrès international de linguistique et philologie romanes (Aix-en-Provence, 29 août – 3 septembre 1983), vol. 1, Aix-en-Provence (Université de Provence) 1986, 503 p.

Kongreßakten sind eine besondere Spezies von Publikationen, und ihre Besprechung ist in der Regel eine äußerst undankbare Aufgabe. Dies gilt auch für den 1. Band der Akten des Romanistenkongresses von Aix-en-Provence, der zu den zuletzt erschienenen der neunbändigen Sammlung zählt. Es ist sicher ein großes Verdienst der Veranstalter, diese gewaltige Publikationsaufgabe innerhalb von drei Jahren zu Ende geführt zu haben, aber dieser Erfolg hat einen Preis, der mir letztlich zu hoch scheint: Die einzelnen Beiträge wurden einfach ab Manuskript des Autors gedruckt, weshalb die Bände auch optisch außerordentlich heterogen und ungepflegt wirken. Nicht einmal die handschriftlichen Korrekturen in gewissen Texten (z. B. im Beitrag von P. Schifko) wurden getilgt, überschrieben oder sonst irgendwie optisch neutralisiert. All dies ist schon ein bedenklicher Verfall an Stil und Niveau, und dieser Verfall setzt sich leider auch im inhaltlichen Bereich fort. Doch dazu später.

Der Band enthält die beiden Hauptvorträge von Yakov Malkiel und Marc Wilmet, die Sektionsvorträge der Bereiche *Linguistique générale et linguistique romane* (22 Beiträge) und *Histoire de la grammaire* (9 Beiträge) sowie die «Table ronde» *L'état actuel de la sémantique* (Beiträge von Robert Martin, Bernard Pottier und Christian Rohrer, sowie 6 dünne Diskussionsbeiträge). – In seiner Studie *Linguistique générale et linguistique romane (des deux côtés de l'Atlantique)* (p. 13 – 32) versucht Malkiel die Ablösung der Allgemeinen Sprachwissenschaft von der Indogermanistik zu skizzieren; dabei hätte v. a. die Romanistik eine wichtige Rolle gespielt. Im übrigen enthält der Beitrag aber kaum etwas Neues und kann kaum für sich größere Aktualität in Anspruch nehmen. Dies hängt auch damit zusammen, daß die jüngsten diskutierten Autoren alle der Generation angehören, die in der 1. Hälfte des 20. Jh.s das Gesicht der Romanistik bestimmt haben. Fußnoten und eine Bibliographie gibt es nicht. – Bedeutend gehaltvoller ist der Beitrag von Marc Wilmet, *La grammaire et les grammairiens: «Du syntagme nominal»* (p. 33 – 48). Es geht im wesentlichen um die Unterscheidung von (aktueller) Referenz und Referenzfähigkeit *(extensité/extension)*. Diese beiden Begriffe sind von Wilmet schon früher im Anschluß an Guillaume entwickelt worden und finden jetzt eine Ergänzung und Differenzierung in den Einheiten *extensivité, extensitude* und *extensibilité,* die v. a. durch die jüngsten Entwicklungen im Bereich der logisch fundierten Semantik bedingt sind. Die Studie ist differenziert, klug und läßt einen hervorragenden Informationsstand in bezug auf die angesprochenen Probleme erkennen[1].

Von den Sektionsvorträgen können wir im folgenden nur eine Auswahl kurz ansprechen, wobei die Selektion vollkommen subjektiv aufgrund der eigenen Interessenlage erfolgte. Bernard Bichakjian, *L'évolution des langues romanes et l'évolution de l'homme* (p. 53 – 70), geht von der These aus, sprachliche Entwicklungen würden parallel zu den biologischen Entwicklungen des Menschen verlaufen und versucht dies aufgrund von Beispielen aus dem phonolo-

[1] Cf. hierzu jetzt auch in erheblich erweiterter Form M. Wilmet, *La détermination nominale.* Quantification et caractérisation, Paris 1986.

gischen, morphologischen und syntaktischen Bereich zu belegen. Das fragwürdige Unternehmen gipfelt in der Erkenntnis, daß der Übergang vom Latein zu den romanischen Sprachen durch einen Wechsel vom synthetischen zum analytischen Modell gekennzeichnet sei (was man schon 1818 bei A. W. Schlegel nachlesen kann[2]). Das Ganze wird dann noch mit etwas Roman Jakobson aus dessen Arbeiten zur Aphasie garniert[3] mit der Behauptung, die vom Kind zuerst erworbenen sprachlichen Einheiten, Merkmale und Strukturen würden dem Wandel am längsten standhalten. – Gilles Roques, *Echappées sur le paysage idéologique de la romanistique française* (p. 71–81), kritisiert sehr geschickt die weitgehend positivistische Ausrichtung der historischen Romanistik. Wenn auch selten ausdrücklich formuliert, liegt den Arbeiten doch meist eine teleologische Konzeption der Sprache zugrunde, was Verf. zum Aufruf veranlaßt, in Zukunft in der Romanistik (und v. a. in der historischen Sprachwissenschaft) etwas mehr Ideologiekritik zu üben. – Jan J. Šabršula, *Expressivité, connotation, co-désignation* (p. 83–94), diskutiert die (auf Hjelmslev zurückgehenden) Begriffe *connotant, connoté, connotation* usw., wobei er in «pseudo-saussureanischer» Weise *connotation* als (dynamisches) Band zwischen *connotant/connoté* interpretiert[4]. Die Konnotation wäre an Phänomene wie Affekt, Lautmalerei usw. zurückgebunden, was angesichts der neueren Arbeiten von Martin und Braselmann, z.T. auch von Rössler und Kerbrat-Orecchioni so ganz sicher nicht haltbar ist[5]; alle diese Arbeiten kennt Verf. übrigens nicht! – E. Spitzová, *Determinación y «continuidad» del nombre* (p. 137–48), zeigt, daß nicht nur *mass-nouns* in übertragener Bedeutung zu zählbaren Begriffen werden können und sich dann syntaktisch auch dementsprechend verhalten, sondern daß es vereinzelt auch das umgekehrte Phänomen gibt (Zählbarkeit → «Stoffbezeichnung»; z. B. bei *melon, merluza* usw.). Dies ist alles sicher richtig – aber auch nicht gerade neu. – St. Karolak, *La structure du syntagme nominal et sa détermination* (p. 149–62) stellt die These auf, es existiere ein semantisch-syntaktisches Regelsystem für die Strukturierung des Nominalsyntagmas im Französischen. Basis wäre die Prädikat-Argument-Relation, die dann über unterschiedliche Transformationen je nachdem in einen Satz (*Ø de*) oder in ein Nominalsyntagma (+ *de*) überführt werde; die semantische Struktur erweise sich somit wichtiger als die morphologische. Ob tatsächlich alle nominalen Syntagmen auf diese Weise erklärt werden können, müßte allerdings noch glaubhaft gemacht werden; überdies kann auch dieser Beitrag nicht als umwerfend neu bezeichnet werden, gehört doch der betreffende Ansatz zu den traditionellen Steckenpferden der generativen Transformationsgrammatik. – A. Boone, *Remarques sur les verbes «factifs»* (p. 177–88), versucht, das Phänomen der Faktivität (Kiparsky), einerseits auf semantischer, andererseits auf syntaktischer Ebene anzusiedeln; wenn bereits eine semantische Faktivität vorliege, wären die syntaktischen Faktivitätstransformationen blockiert. Das Phänomen der Faktivität wird dann mit dem guillaumistischen «seuil» *possible/probable* und dessen Bedeutung für die Modussetzung in der *Complétive* in Zusammenhang gebracht. – Th. Labonté, *Notions de «possible» et de «probable» et emplois modaux* (p. 189–98), ist ebenfalls Guillaume verpflichtet und will die o.g. Theorie im Rahmen des Spracherwerbs überprüfen. Nach den empirischen Ergebnissen von Verf. kann man im 4./5. Schuljahr ein plötzliches Ansteigen des Korrektheits-

[2] Cf. A. W. Schlegel, *Observations sur la langue et la littérature provençales,* Paris 1818, p. 16 ss.

[3] Cf. R. Jakobson, *Kindersprache, Aphasie und allgemeine Lautgesetze,* Uppsala 1941.

[4] Zum entsprechenden Problem der *signification* bei Saussure cf. P. Wunderli, *Saussure und die «signification»,* in: H. Geckeler et al. (ed.), *Logos semantikos,* vol. 1, Berlin/New York/Madrid 1981, p. 267–84.

[5] Cf. R. Martin, *Inférence, antonymie et paraphrase,* Paris 1976; G. Rössler, *Konnotationen.* Untersuchungen zum Problem der Mit- und Nebenbedeutungen, Wiesbaden 1979; C. Kerbrat-Orecchioni, *La connotation,* Paris 1977; P. M. E. Braselmann, *Konnotation – Verstehen – Stil,* Frankfurt/M. 1981.

grades in der Modusverwendung feststellen. Dies mag ja zutreffen – aber wieso dies Guillaumes Theorie stützen soll, bleibt mir schleierhaft. Überdies scheinen wieder einmal für Verf. Fußnoten und Bibliographie verzichtbar zu sein! – L. Warnant, *Principes de cinéto-syntaxe* (p. 213 – 24). Verf. versucht, die Grundlagen seiner Cinéto-syntaxe in 20 Thesen zusammenzufassen. Da inzwischen 2 Buchpublikationen zum Thema vorliegen[6], erweist sich diese Aperçuartige Darstellung als vollkommen überflüssig, zumal der Ansatz durch die reduktionistische Form auch nicht überzeugender wird. – M.-L. Rivero, *La sintaxis diacrónica del español y la adquisición del lenguaje* (p. 225 – 240), versucht, aufgrund der bekannten Postulate der generativen Transformationsgrammatik historische Syntax des Spanischen und (Erst-) Spracherwerb des Spanischen zu einander in Beziehung zu setzen. Sowohl die Grundannahmen als auch ihre Übertragung auf das Kastilische können jedoch als innovativ gelten. – P. Schifko, *L'analyse componentielle entre sémantique et pragmatique* (p. 265 – 78), versucht anhand der Ironie und der Metapher zu zeigen, daß die oft von seiten der Pragmatik gegen die Komponentenanalyse vorgebrachten Argumente nicht stichhaltig sind. Im Falle der Ironie würden Situation und Kontext eine Beifügung der Merkmale ‹Emphase› und ‹Negation (der originären Bedeutung)› auslösen. Bei der Metapher würde auf ähnliche Weise über ein *tertium comparationis* eine Reorganisation der Merkmalformel ausgelöst, die über die Prozeduren Beifügung, Entwertung oder Hervorhebung (Anhebung) [von Merkmalen] realisiert werden kann. Alle möglichen Einwände lassen sich somit über eine Flexibilisierung der Merkmalformel auffangen. – C. C. Pereira Leite et al., *Syntaxe de la sémantique: Contribution à une grammaire de texte* (p. 279 – 86), ist ein in höchstem Maße spekulativer Beitrag, der eine Grammatik des Denkens postuliert, die sich dann in der Textstruktur niederschlagen soll. Keine der Aussagen läßt sich aber beweisen. Darüber hinaus glänzt der Beitrag durch eine Fülle von Orthographiefehlern und ein in höchstem Maße fehlerhaftes Französisch. Daß die Herausgeber dies haben durchgehen lassen, zeigt, wie wenig sie ihre Sorgfaltspflicht wahrgenommen haben. – R. Martin, *La notion sémantique d'Univers de Croyance* (p. 287 – 95), liefert eine konzise Präsentation seines Begriffs des *univers de croyance,* der ein wesentliches Instrument im Rahmen der logischen Bedeutungsanalyse darstellt, erlaubt er es doch, die Aufrichtigkeit, Wahrheit und Korrektheit von Aussagen vom Kenntnisstand des Sprechers/Autors abhängig zu machen und so eine weitgehende Flexibilisierung gegenüber sog. «objektiven» Beurteilungen zu erzielen. Leider ist der Beitrag insofern überholt, als Martin inzwischen seine Auffassungen viel detaillierter in einer Buchpublikation vorgelegt hat[7]. – J. Härmä, *Observations sur les séquences «question – réponse» dans les romans médiévaux* (p. 297 – 310), versucht eine Typologie der Frage-Antwort-Sequenzen in mittelalterlichen Romanen zu erstellen. Der Versuch bleibt aber äußerst skizzenhaft; v.a. sind die einzelnen Typen nicht hinreichend exakt definiert bzw. die Definitionen nicht ohne weiteres operationalisierbar. – Die letzten beiden Beiträge der Sektion, D. Mighetto/P. Rosengren, *Proyecto PE77: Concordancia lingüística en microfichas* (p. 311 – 19) und D. Mighetto, *Hacia un modelo computadorizado de morfología lexical* (p. 321 – 34) enthalten überhaupt keine linguistischen Fragestellungen, sondern sind rein an der Technik der Datenverarbeitung orientiert; sie haben in diesem Band überhaupt nichts zu suchen.

Die zweite Sektion, *Histoire de la grammaire,* umfaßt nur 9 Beiträge; aber auch hier bewahrheitet sich wieder einmal, daß die Quantität nicht mit der Qualität gleichgesetzt werden darf, und man stellt erneut fest, daß das durchschnittliche Niveau doch erheblich höher liegt als in der ersten Sektion. C. Poghirc, *Dioscoride et Pseudo-Apulée témoins des débuts de la*

[6] Cf. L. Warnant, *Structure syntaxique du français,* Paris 1982; *ib., Précis de cinéto-syntaxe,* Paris 1984.

[7] Cf. R. Martin, *Langage et croyance.* Les «univers de croyance» dans la théorie sémantique, Bruxelles 1987.

différenciation dans la Romania (p. 337 – 49), gibt eine solide Analyse der medizinisch-botanischen Glossare der beiden antiken bzw. spätantiken Autoren. Die bei ihnen erwähnten Synonyme würden deutlich machen, daß die lexikalische Ausdifferenzierung der Romania zwischen dem 2. und 4. Jh. schon in vollem Gange war. – J. R. Zubiaur, *Las ideas lingüísticas del licenciado Andres de Poza en su obra «Antiqua lenga de las Españas»* (p. 351 – 57), skizziert Leben und Werk von Poza, der als erster 1587 die «Baskenthese» für die Herkunft des Kastilischen vertreten haben soll; seine Argumentation beruht v. a. auf Orts- und Flußnamen. Die Analyse bleibt aber mehr als oberflächlich; alles was Zubiaur über Pozas Leben sagt, stammt aus der Einleitung zur Edition von A. Rodriguez Herrero; was man an linguistischen Aussagen findet, ist schlecht wiedergegebener Coseriu[8] – weshalb als Kommentar nur bleibt: *Quid boni?* – L. Pasques, *Approche linguistique de propositions de réformes graphiques au XVII siècle* (p. 359 – 73), analysiert die Orthographietraktate von Poissons *(Alfabet nouveau de la vrée et pure ortografe fransoize,* 1609) und Lartigaut (*Progrès de la véritable ortografe,* 1669). Wesentliches Ergebnis ist, daß beide nach einer 1:1-Zuordnung von Phonem und Graphem streben und im wesentlichen eine «phonologische» Orthographie vertreten. Leider fehlt eine Inbezugsetzung zu den großen Reformvorschlägen von Meigret und Ramus im 16. Jh.; sie hätte gezeigt, daß wenigstens ein Teil der dort vertretenen Auffassungen übernommen wird, gesamthaft aber die Modifikationen viel gemäßigter ausfallen. – P. Larthomas, *Le supplément du Dictionnaire critique de l'abbé Féraud* (p. 375 – 82), präsentiert das von ihm 1964 entdeckte, unpublizierte Supplement zum *Dictionnaire critique* und analysiert einige ausgewählte Einträge v.a. hinsichtlich ihrer stilistischen Aussagen. – B. Schlieben-Lange, *Un fragment de dictionnaire occitan inédit du XVIIIème siècle (Ms. 804, Bibl. Séguier, Nîmes)* (p. 383 – 99), liefert eine gründliche Präsentation des im Titel erwähnten Fragments; es würde eine wichtige Revision des Bildes der «dekadenten» Phase des Okzitanischen bringen. Leider werden allzu viele Selbstverständlichkeiten der historisch-kritischen Methode breit und wie große Neuigkeiten präsentiert. – W. Busse, *La syntaxe à la fin du XVIIIème siècle: «La grammaire générale analytique» d'Urbain Domergue (an VII)* (p. 401 – 14), reiht sich in Busses Bemühungen um eine Neubewertung der ideologischen Grammatik ein[9]. Seine Präsentation der *Grammaire générale analytique* schließt auch eine Reihe von aufschlußreichen Vergleichen mit Beauzée und Dumarsais ein. – B. Spillner, *La grammaire française dans les pays germanophones au XVIIIème siècle* (p. 415 – 29), gibt einen Überblick über die recht umfangreiche Publikation von französischen Grammatiken in deutschsprachigen Ländern im 18. Jh.: Es ist von mindestens 400 Werken auszugehen. Ausführlicher eingegangen wird auf die Werke von Pierre Lermite (1724), Francisco Roux (1720) und Mme La Roche (1738), die alle dadurch gekennzeichnet sind, daß sie v.a. auf die gesprochene Sprache abheben und einen deutlichen Unterschied zwischen *langue parlée* und *langue écrite* machen. Recht häufig sind auch bereits deutliche Warnungen vor sprachlichen Interferenzen. – P. Swiggers, *Théorie linguistique et description grammaticale dans l'Encyclopédie méthodique: Grammaire et littérature* (p. 431 – 44) gibt einen knappen Überblick über die linguistischen Artikel in der *Encyclopédie méthodique,* die weitgehend unmodizifiziert aus der großen Enzyklopädie von D'Alembert und Diderot übernommen und von Beauzée durchgesehen wurden. Auch hier muß man sich allerdings fragen, warum dieser Beitrag publiziert wurde, kann man doch seit 1984 alles viel ausführlicher in einer Buchpublikation des Autors (und v.a. bei I. Monreal-Wickert schon seit

[8] Cf. A. Rodriguez Herrero (ed.): Andrés de Poza, *Antiqua lengua de las Españas,* Madrid 1959; E. Coseriu, *Andrés de Poza y las lenguas de Europa,* in: *Studia hispanica in honorem Rafael Lapesa,* vol. 3, Madrid 1972, p. 199 – 217.

[9] Cf. auch W. Busse/J. Trabant (ed.), *Les idéologues.* Sémiotique, théories et politiques linguistiques pendant la Révolution française, Amsterdam/Philadelphia 1986.

1977) nachlesen[10]. – M. di Maio, *L'approche linguistique dans les «Cahiers» de Valéry* (p. 445 – 56), ist eine geschickt gemachte Kurzpräsentation einiger wesentlicher Elemente von Valérys Sprachkonzeption. Allerdings findet sich in den Ausführungen nichts, was man nicht schon bei Schmidt-Radefeldt und Wunderli hätte nachlesen können[11].

Was die drei Beiträge im Rahmen der *Table ronde* angeht, so sind sie zwar solide, vermitteln aber keine neuen Impulse im Bereich der strukturellen Semantik. So muß man sich dann doch die Frage stellen, wie es um die Existenzberechtigung dieses Bandes steht. Der erste Teil ist außerordentlich heterogen und v. a. von z. T. bedenklichem Niveau. Nur die wenigsten Beiträge thematisieren den Zusammenhang zwischen Allgemeiner und Romanistischer Sprachwissenschaft, und soweit sie dies nicht tun, gehören sie eigentlich nicht in diese Sektion – eine Anwendung anderweitig entwickelter oder erprobter Theorien reicht eben nicht aus, um der Themenstellung gerecht zu werden. Was das Niveau angeht, so erreichen etwa die Hälfte der Beiträge bestenfalls den Leistungsstand einer Seminararbeit. Von den restlichen Arbeiten müssen viele deshalb als uninteressant eingestuft werden, weil sie bereits vorliegende Forschungsergebnisse einfach wieder aufwärmen. Vom verbleibenden Rest schließlich stellt ein erheblicher Teil einfach einen Abriß von selbständigen Publikationen dar, die das gleiche Thema in einem viel umfassenderen Rahmen behandeln und inzwischen (meist vor Veröffentlichung der Akten!) erschienen sind. Zum Teil setzen sich diese Mängel auch in die zweite Sektion hinein fort, obwohl man ihr deutlich höheres Niveau attestieren muß.

So bleiben dann letztlich vielleicht 10 Arbeiten von 36, die es wirklich verdienten, publiziert zu werden – den ganzen Rest kann man sich getrost schenken. Für diese wenigen (und relativ kurzen) Aufsätze hätte sich sicher ein Platz in einer der vielen Fachzeitschriften gefunden, und die Herausgabe dieser enttäuschenden «Akten» wäre verzichtbar geworden. Ich meine, die *Société de linguistique romane* sollte sich wirklich einmal ernsthaft Gedanken machen über das Organisationsmuster ihrer Kongresse (und über die Veröffentlichung der Ergebnisse): Weniger Quantität und mehr Qualität tut dringend not.

Peter Wunderli

✱

CHRISTOPH SCHWARZE (ed.), *Analyse des prépositions. IIIme Colloque franco-allemand de linguistique théorique du 2 au 4 février 1981 à Constance*, Tübingen (Niemeyer) 1981, VIII + 295 p. (*Linguistische Arbeiten* 110)

Der Band präsentiert eine Reihe von Beiträgen zu einem auch heute meist nur am Rande beachteten sprachlichen Teilsystem. Der Zugang zu den Präpositionen erfolgt teils über morphologische, teils über syntaktische und teils über semantische Kriterien und wird überwiegend auf der Basis einzelsprachlicher Materialien bzw. im Rahmen kontrastiver Analysen anhand unterschiedlicher Methoden präsentiert.

Die alphabetisch angeordneten Beiträge lassen sich dementsprechend in zwei Gruppen einteilen: 1. die einzelsprachlichen Analysen zum Französischen: W. Döpke – Chr. Schwarze, «Le rôle des prépositions locales dans la constitution sémantique de la phrase» (p. 19 – 28);

[10] Cf. I. MONREAL-WICKERT, *Die Sprachforschung der Aufklärung im Spiegel der großen französischen Enzyklopädie*, Tübingen 1977; P. SWIGGERS, *Les conceptions linguistiques des encyclopédistes*, Heidelberg 1984.

[11] Cf. J. SCHMIDT-RADEFELDT, *Paul Valéry linguiste dans les «Cahiers»*, Paris 1970; P. WUNDERLI, *Valéry saussurien*. Zur linguistischen Fragestellung bei Paul Valéry, Frankfurt/M. usw. 1977; *ib.*, *Valéry pragmaticien*, *ZFSL 97* (1987), 1 – 19.

G. Gross, «Les prépositions composées» (p. 29 – 39); Cl. Muller, «Remarques sur les complémenteurs prépositionnels» (p. 88 – 110); J. Ritzke, «Problèmes de l'analyse automatique des prépositions du français» (p. 139 – 57); Chr. Rohrer, «Quelques remarques sur les différences entre ‹à partir de›/‹depuis› et ‹dans une heure›/‹une heure plus tard›» (p. 158 – 170); J. Weissenborn, «L'acquisition des prépositions spatiales: Problèmes cognitifs et linguistiques» (p. 251 – 85); R. Zuber, «Prépositions et intensionnalité» (p. 286 – 95) bzw. zum Englischen, Deutschen und Niederländischen: Marie-Line Groussier, «La préposition ‹to› devant l'infinitif en anglais contemporain» (p. 40 – 66); Chr. Schwarze, «La pré-position de la préposition» (p. 215 – 23); Veronika Ullmer-Ehrich, «L'usage des prépositions indexicales dans un discours descriptif – La perspective déictique et la perspective inhérente» (p. 224 – 250) und 2. die kontrastiven Analysen mit einem Vergleichsterm Französisch oder Deutsch: J. Cervoni, «Méthodes en linguistique contrastive» (p. 1 – 18) [frz.-it.]; Priska-Monika Hottenroth, «Italien ‹a› – allemand ‹an›: Une analyse contrastive» (p. 67 – 87); Françoise Pouradier Duteil – J. François, «Les équivalents prépositionnels des biprédications résultatives réfléchis: ‹sich krank arbeiten› vs. ‹tomber malade à force de travailler›» (p. 111 – 38); Suzanne Schlyter, «‹De – a›/‹von – zu› avec les verbes de mouvement cursifs et transformatifs» (p. 171 – 89); J. Schmidt-Radefeldt, «Les prépositions dans les proformes interrogatives composées du type all. ‹wo + präp?›, fr. ‹prép + quoi?›» (p. 190 – 214). Abgeschlossen wird jeder Beitrag durch eine selektive Bibliographie.

Edeltraud Werner

Grammaire et histoire de la grammaire. Hommage à la mémoire de Jean Stéfanini. Recueil d'études rassemblées par C. Blanche-Benveniste, A. Chervel, M. Gross. (Université de Provence) 1988, 497 p.

Außer einem Nekrolog über und einer Bibliographie von J. Stéfanini sind in diesen schönen Band die folgenden Aufsätze aufgenommen: J. André, «Esquisse d'une histoire du monosyllabe latin»; S. Auroux, «Beauzée et l'universalité des parties du discours»; C. Blanche-Benveniste, «Eléments pour une analyse du mot *quel*»; A. Borillo, «*Pendant, longtemps, toujours*»; S. Branca-Rosoff, «Aux origines de l'explication de textes français»; A. Chervel, «De quand date l'enseignement ‹secondaire›»; J.-Cl. Chevalier, «Création d'une revue provinciale éphémère»; B. de Cornulier, «*Plus on est chauve, plus on est intelligent*»; H. Coulet, «La notion de *caractère* dans l'œuvre de Duclos»; A. Culioli, «Autres commentaires sur *bien*»; J. Deulofeu, «La syntaxe de Meillet et l'analyse des langues parlées»; F. Douay-Soublin, «*Signification, (sens), acception,* dans la ‹Préface› du Père Besnier (1694) au *Dictionnaire étymologique* de Ménage»; M. Gross, «Adjectifs composés»; C. Jeanjean, «Le futur simple et le futur périphrastique en français parlé»; A. Joly, «*Le problème de l'article* de Gustave Guillaume»; P. Larthomas, «Notes sur *ça, ci* et l'alternance *i/a* en français»; A. Lorian, «Pierre Ramus et Pierre Martin»; M. Molho, «L'hypothèse du ‹formant›; À propos d'un ex-libris»; L. Picabia, «Anaphore liée et SN Q»; M. Piot, «Conjonctions de subordination et problèmes de classification»; I. Rosier, «La définition de Priscien de l'énoncé»; M. Rothenberg, «Encore l'acceptabilité?»; N. Ruwet, «Les verbes météorologiques et l'hypothèse inaccusative»; P. Swiggers, «Approches du langage: Wittgenstein»; I. Tamba, «Et si l'on retournait le ‹triangle sémiotique›?»; A. Tournon, «‹Je jouons›: Facéties grammaticales et philosophiques dans *Le Moyen de Parvenir* de Béroalde de Verville»; R. Valin, «Le génitif-accusatif des masculins animés dans les langues slaves»; A. Valli, «À propos de *que* relatif aux cas obliques en moyen français»; K. van den Eynde & H. Hermans, «Une tentative de structuration phonologique au XVIe siècle».

Ich beschränke mich auf Notizen zum ersten Aufsatz der Sammlung, dem von André über die lateinischen einsilbigen Wörter. P. 26 werden die kontraktierten Formen *cors* und *curs* < *cohors* erwähnt. André gründet sich auf dem ThLL 3,1549,81 ss. (obgleich er es nicht sagt), und wie ich in meiner Arbeit *Studien über die Sprache der langobardischen Gesetze* (Uppsala 1961) p. 76ss. ausgeführt habe, ist der ThLL dort irreführend: die Form *curs* gibt es nicht, sondern sie wird regelmäßig durch *curtis,* und zwar im Sinne von ‹Hof› u. dgl., ersetzt. – P. 27 N. 4: «La particule *-ce*, enclitique destinée à renforcer le démonstratif, perd son efficacité quand le composé devient monosyllabique: il n'y a plus de différence entre *tum* et *tunc.*» Das ist falsch: es gibt einen klaren Unterschied zwischen *tum* und *tunc,* indem die erstere Partikel für das alte, die letztere für das späte Latein charakteristisch ist (Hofmann & Szantyr, *Lateinische Syntax* [München 1965] p. 419s.); nur *tunc* lebt im späten Vulgärlatein und im Romanischen weiter, und der Grund dürfte eben die durch das Suffix *-c(e)* bedingte größere Lautstärke sein. – Zur p. 28 behandelten Form *serps* für *serpes* bei Venantius Fortunatus cf. schon Rez., *Glotta* 54 (1976) p. 127. – Zur Verwendung von *dabo* statt *do* zitiert André p. 34 N. 11 einen von ihm selbst verfaßten Aufsatz; s. jetzt auch A. Önnerfors, *Symbolae Osloenses* 64 (1989) p. 130ss. – Unter seinen Vorgängern in der Behandlung des ganzen Problems der lautschwachen einsilbigen Wörter verweist André auf seinen Landsmann A. Ernout, *Aspects du vocabulaire latin* (Paris 1954) p. 93ss. E. Löfstedts Behandlung der Frage in den *Syntactica* 2 (Lund 1933) p. 35ss. wird nur einmal zitiert, wobei André gegen eine Einzelheit polemisiert; das gibt ein falsches Bild von der grundlegenden Bedeutung von E. Löfstedts Arbeit. Die bescheidenen Ergänzungen dazu, die Rez. in *Maia* 35 (1983) p. 233s. veröffentlichte, sind von André ignoriert.

Bengt Löfstedt

MAX FIGUEROA ESTEVA, *Panorama histórico de la lingüística. La lingüística europea anterior al siglo XIX,* La Habana (Editorial de Ciencias Sociales) 1987, 196 p.

El propósito que guía al profesor cubano M. Figueroa en esta obra, tal como señala en la Introducción, es esencialmente de carácter docente. Se trata de proporcionar un texto básico en el que pueda apoyarse la enseñanza de la Historia Crítica de la Lingüística, disciplina que viene impartiéndose desde los últimos años en los centros superiores de su país sin los soportes bibliográficos necesarios. Desde una perspectiva marxista-leninista, lo cual constituye un rasgo claramente original en la bibliografía historiográfica de la lingüística, el autor concibe la evolución de esta ciencia hasta el siglo XIX en conexión con el desarrollo histórico y cultural de la civilización europea. Para ello, utiliza textos soviéticos, sobre todo estudios de Perelmúter y Olénich – entre otros –, reunidos bajo el título de *Istorija lingvisticheskix uchenij; drevnij mir* (Leningrado, 1980), ejercicios de grado universitario y fundamentalmente los conocidos manuales de Mounin, Robins y Arens.

Tras la Introducción (p. 1 – 4), el libro comprende seis capítulos, de los cuales los tres primeros se dedican a la historia de la lingüística grecolatina (p. 5 – 84) y en los tres restantes se desarrollan brevemente las principales aportaciones de la lingüística medieval (p. 85 – 106), renacentista (p. 107 – 120) y de los siglos XVII y XVIII (p. 121 – 157). El autor finaliza con unas Conclusiones (p. 158 – 166), seguidas de Bibliografía e Índice onomástico.

Figueroa distingue un primer período del pensamiento lingüístico griego, que incluye a Platón y que caracteriza por el predominio de la filosofía, entendida como ciencia única que engloba las demás actividades intelectuales. Por ello, se interesa especialmente por la polémica de naturalistas y convencionalistas procurando mostrar cierta coherencia entre la doctrina de cada filósofo y su posición en ese debate. De acuerdo con Perelmúter, el autor

advierte que hasta Platón y Demócrito no se inicia verdaderamente la preocupación por el lenguaje a través de las concepciones naturalistas y convencionalistas, de modo que – dadas las dificultades de interpretación de los textos griegos conservados – prefiere atribuir a Heráclito y Parménides el papel de precursores. Además de resaltar la importancia de la actitud convencionalista de Demócrito, Figueroa considera – con Robins (1974 : 29) – que tales controversias filosóficas exigieron un análisis descriptivo de la lengua griega, sobre todo en los planos fónico, morfológico y etimológico. En este sentido, el autor cubano describe las contribuciones de los sofistas, la escuela pitagórica y, naturalmente, Platón. Junto a los autores anteriormente citados, Figueroa recurre para este período prearistotélico especialmente a las obras de Fonseca (1917), Kroll (1953) y Abbagnano (1967). Tal vez convendría precisar la teoría de Gorgias acerca del signo lingüístico a la luz de algunos estudios recientes (entre otros, Rodríguez Adrados 1981), pues resulta algo exagerada y demasiado contundente la opinión de Perelmúter – recogida por Figueroa (p. 168, n. 12) – de que este sofista «nada aporta a la lingüística propiamente dicha».

El segundo capítulo del libro que nos ocupa está dedicado al estudio de Aristóteles y de las tres corrientes filosóficas que se suceden durante el período helenístico, las llamadas escuelas escéptica, epicúrea y estoica, de las que esta última merece justamente mayor atención del autor. Realiza Figueroa una síntesis de las concepciones aristotélicas sobre el lenguaje comprendidas sobre todo en el capítulo XX de la *Poética* y en el tratado *Sobre la interpretación*. Hay un tratamiento de la actitud convencionalista del Estagirita, de su teoría del signo lingüístico, del análisis fónico y de la doctrina sobre las categorías gramaticales que, en general, procede de la tradición más divulgada (Steinthal 1863, a quien alude de paso Figueroa, p. 51, pero no lo incluye en la Bibliografía). No obstante, el autor recurre a planteamientos lingüísticos modernos tanto para atribuir a Aristóteles el papel de precursor (de Saussure, de Ogden y Richards, incluso de Chomsky) como para «censurar» lo que considera graves errores, «deficiencias e incongruencias lingüísticas de Aristóteles» (p. 37 y 43). Sin perder de vista el carácter de divulgación general que presenta el libro, quizá también podría utilizarse bibliografía más especializada (Coseriu 1977; Belardi 1972 y 1975; García Yebra 1981) al menos para atemperar algo tales apreciaciones.

En el tercer capítulo, el autor revisa el último período de la Antigüedad grecolatina, desde la época alejandrina hasta los albores de la Edad Media. Explica con detalle la polémica entre analogistas y anomalistas, congregados en torno a los dos centros culturales más destacados, Alejandría y Pérgamo, respectivamente. Figueroa reconoce que el principal interés de esta discusión consiste en que permitió un avance considerable de las diversas disciplinas lingüísticas, como son la filología, la lexicografía y la gramática, esencialmente descriptiva y normativa. En esta línea, el autor se detiene en el análisis de la *Téchne grammatiké* de Dionisio de Tracia y en la *Sintaxis* de Apolonio Díscolo, utilizando sobre todo las indicaciones de Robins (1974: 40 – 45). Figueroa resume a continuación los aspectos más sobresalientes de los gramáticos latinos (Varrón, Remio Palemón, Quintiliano, Donato y Prisciano), insistiendo – con Robins (1974: 55 – 68) – en el papel de transmisores de la cultura lingüística griega y en la formación de los modelos gramaticales que alcanzan y sobrepasan la Edad Media.

Tanto en la orientación general del capítulo IV, dedicado a la Edad Media, como en los principales datos que ahí se aportan, Figueroa sigue esencialmente las directrices de Robins (1951 y 1974), a quien cita en numerosas ocasiones. Sin embargo, algunas de estas referencias – como las que tratan de Siger de Courtrai en relación con Saussure (p. 101) – no son localizables en la obra del profesor inglés (quien, posiblemente por errata, figura en la Bibliografía con las iniciales G. H., en vez de R[obert] H[enry]). Por otro lado, resulta algo excesivo el interés del autor por hallar, antes en Aristóteles (p. 34, 36 y 49) y ahora en los modistas medievales (p. 98), a los precursores de Ogden y Richards y de la «actitud sicolingüística, muy afín a a la del generativismo» (p. 100). En un texto de historia de la lingüística creemos que el

método más seguro no consiste en adelantar con tanta frecuencia el siglo XX. Un aspecto interesante de este capítulo reside en las opiniones del soviético Oljóvikov con respecto al problema de los universales lingüísticos y al comentario de Pedro Helias sobre la gramática de Prisciano. Tales consideraciones son recogidas ampliamente por Figueroa (p. 90 – 91 y 93 – 94), aunque en algún caso los textos entrecomillados presentan deficultades de interpretación (en particular, p. 90).

El brevisimo capítulo V ofrece una síntesis bien organizada de la actividad lingüística durante los siglos XV y XVI. Las fuentes principales a las que acude el autor son, además de Robins (1974), Mounin (1971) y Leroy (1969), a quien cita textualmente a propósito de la *Diatriba de Europaeorun linguis* de J. J. Escalígero (p. 120). De acuerdo con estas orientaciones, que en definitiva se remontan a la obra de H. Pedersen (1924/1962), uno de los propósitos de este capítulo consiste en rastrear los antecedentes renacentistas de la gramática histórica y comparada del siglo XIX, además de establecer conexiones con la gramática general que habría de desarrollarse posteriormente en Francia. Una observación de detalle: las academias de la lengua y las sociedades científicas, como la *Royal Society* británica, no se fundaron, en general, durante el Renacimiento (esto es, en los siglos XV y XVI) como indica el autor (p. 117), sino más adelante (la francesa, en 1635; de 1662 es la citada anteriormente, y la española se funda en 1713).

El último capítulo del libro representa un interesante – y a veces crítico – compendio de la parte dedicada a los siglos XVII y XVIII del manual de H. Arens (1975, I: 115 – 208), aunque también se reúnen, de forma aislada, citas y referencias a otros autores. Así, para el tratamiento de Vico (p. 145 – 146), el autor recoge opiniones de Mounin (1971), Mourelle (1977) y Mirta Aguirre (1981). De ese mismo estudio de Mourelle (p. 77 – 78), el autor cubano extrae los principales datos para caracterizar el pensamiento lingüístico de Hervás (p. 150 – 151), casi desatendido por Arens (cf. 1975, I: 204). El criterio de Chomsky (1969) con respecto a la *Grammaire* de Port-Royal sirve también a Figueroa (p. 131) de contrapunto en la exposición que resume de la antología de Arens. Conforme con tales fuentes, en este capítulo se desarrollan «lo más apretadamente posible» (p. 156) las corrientes lingüísticas más representativas de los siglos XVII y XVIII: descripciones de lenguas exóticas, formación de la gramática general y proyectos de lenguas artificiales, sin olvidar los movimientos filosóficos que, como el empírismo y el racionalismo, determinan la evolución ideológica de la época.

En su conjunto, la utilidad y oportunidad de este manual universitario constituyen indudablemente sus notas más destacadas, sobre todo teniendo en cuenta la carencia en el ámbito hispanohablante de obras generales no traducidas de historia de la lingüística. Tan solo resta esperar de Max Figueroa Esteva los anunciados estudios sobre los siglos XIX y XX, con los que, para beneficio de todos, se completará la serie «Panorama histórico de la lingüística».

Margarita Lliteras

Referencias

ABBAGNANO, N.: *Historia de la filosofía,* La Habana (Instituto del Libro) 1967.

AGUIRRE, MIRTA: «Los trescientos años de Juan Bautista Vico (1668 – 1744)», *Estudios literarios,* La Habana (Letras Cubanas) 1981, p. 342 – 355.

ARENS, H.: *La lingüística: sus textos y su evolución desde la antigüedad hasta nuestros días,* Madrid (Gredos) 1975.

BELARDI, W.: *Problemi di cultura linguistica della Grecia antica,* Roma 1972.

BELARDI, W.: *Il linguaggio nella filosofia di Aristotele,* Roma 1975.

CHOMSKY, NOAM: *Lingüística cartesiana,* Madrid (Gredos) 1969.

COSERIU, EUGENIO: «L'arbitraire du signe: sobre la historia tardía de un concepto aristotélico», *Tradición y novedad en la ciencia del lenguaje,* Madrid (Gredos) 1977, p. 13 – 61.

FONSECA Y MARTÍNEZ, J.: «La ciencia del lenguaje entre los griegos desde los orígenes hasta Platón inclusive», *Revista de la Facultad de Letras y Ciencias,* 25, 3, La Habana 1917, p. 227–271.
GARCÍA YEBRA, V.: «Τὸ ἓν σημαίνειν? Origen de la polisemia según Aristóteles», *RSEL,* 11, 1, 1981, p. 33–50.
KROLL, W.: *Historia de la filología clásica,* Barcelona (Labor) 1953.
LEROY, M.: *Las grandes corrientes de la lingüística,* México (Fondo de Cultura Económica) 1969.
MOUNIN, GEORGES: *Historia de la lingüística desde los orígenes al siglo XX,* Madrid (Gredos) 1971.
MOURELLE DE LEMA, M.: *Historia y principios fundamentales de la lingüística, con especial atención al «código» lingüístico español,* Madrid (Prensa Española) 1977.
PEDERSEN, A.: *The discovery of language. Linguistic science in the nineteenth century,* Bloomington (Indiana Univ. Press.) 1962.
ROBINS, R. H.: *Ancient and mediaeval grammatical theory in Europe,* Londres (B. Bell) 1951.
ROBINS, R. H.: *Breve historia de la lingüística,* Madrid (Paraninfo) 1974.
RODRÍGUEZ ADRADOS, F.: «La teoría del signo en Gorgias de Leontinos», *Logos Semantikós Studia linguistica in honorem E. Coseriu, I,* Madrid, Berlin, Nueva Yark (Gredos/De Gruyter) 1981, p. 9–19.
STEINTHAL, H.: *Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern mit besonderer Rücksicht auf die Logik,* Berlin (F. Dümmler) 1863, 2ª ed. 1890–91; reimpr 1961.

Mot et parties du discours – Word and Word Classes – Wort und Wortarten, sous la direction de PIERRE SWIGGERS et WILLY VAN HOECKE avec la collaboration de A. MARTINET, R. H. ROBINS, W. P. SCHMID, Leuven/Paris 1986, 103 p. (*La Pensée linguistique* 1)

Wie die Dreisprachigkeit des Titels bereits anzeigt, befaßt sich der Sammelband mit einem allgemeinen Problem der europäischen Grammatiklehre: der immer noch nicht eindeutig leistbaren definitorischen Bestimmung von Wort und Wortarten sowie der historischen Genese der Termini seit der *Techne Grammatike* des Dionysios Thrax, wobei mit den Übersetzungen *word classes/Wortarten* allerdings eine wichtige Dimension der französischen *parties du discours* im Sinne syntaktisch definierter Redeteile ausgeblendet wird. Insgesamt werden vier Beiträge sowohl zur historischen wie auch zur systematischen Erfassung dieses Themenkreises präsentiert, wobei keineswegs der Anspruch erhoben wird – und auch gar nicht erhoben werden kann –, der Diskussion um diesen Bereich ein Ende zu setzen.

R. H. Robins, «The ‹Techne Grammatike› of Dionysios Thrax in its Historical Perspective: The Evolution of the Traditional European Word Class Systems» (9–37), zeichnet in einer Überarbeitung von zwei bereits publizierten Beiträgen zur gleichen Thematik[1] ein sorgfältiges Bild von der Entstehungs-, Wirkungs- und Rezeptionsgeschichte der jahrhundertelang als erste zusammenhängende griechische Grammatik angesehenen *Techne.* Die Vorschläge zur grammatischen Kategorisierung werden bis zu Plato und dessen binärer Scheidung zwischen Subjekt und Prädikat als *partes orationis* zurückverfolgt und in ihrer Weiterentwicklung durch die Schule von Alexandria, der auch Dionysios Thrax zuzuordnen ist, in den Debatten zwischen Analogisten und Anomalisten dargestellt. Ein weiterer Schwerpunkt des Beitrags liegt in einer Biographie von Thrax, soweit sie sich rekonstruieren läßt, sowie dann auf der Darstellung der *Techne* selbst. Die zur Klassifizierung der Wortklassen dort angeführten Definitionen werden präsentiert, auf das Fehlen eines eigenen Syntaxteils hingewiesen – eine Lükke, die erst ca. 150 Jahre später durch Appollonius Dyskolos geschlossen werden sollte. Den

[1] R. H. ROBINS, «Dionysios Thrax and the Western Grammatical Tradition», in: *Transactions of the Philological Society* 1957, p. 67–106; id., *The Development of the Word Class System of the European Grammatical Tradition*, *FoL* 2 (1966), 3–19.

Schluß bildet eine kurze Skizze der Wirkungsgeschichte und Prosperität der *Techne* im außereuropäischen Raum. Dabei plädiert Verf. insgesamt für deren Aufwertung sowohl im Rahmen linguistischer wie auch grammatischer Reflexionen.

P. Swiggers, «Mot et parties du discours dans la grammaire française aux XVIIe et XVIIIe siècles» (38 – 74): Verf. greift mit der Klassik eine bedeutende Epoche nicht nur der Grammatikschreibung, sondern auch der rationalen Reflexion über Sprache schlechthin heraus. Während die Morphosyntax die Wahrerin der lateinischen Tradition der Redeteilklassifizierung ist, emanzipiert sich der Rest von dieser Vorlage. Die Syntax wird mithilfe kognitiver Prinzipien formalisiert, und zwar im Dienste einer philosophischen Analyse der grammatikalischen Kategorien. Doch ist der Wortbegriff auch weiterhin kein eigenständiger grammatischer Definitionsterminus. Im Zentrum der Betrachtungen stehen dabei die Portroyalisten, Beauzée und dessen Ausführungen in der *Encyclopédie* sowie der *Dictionnaire grammatical* des Abbé Féraud. Von Interesse in diesem Zusammenhang ist die von Buffier in seiner *Grammaire française* von 1709 vertretene und damals einzigartig dastehende, kaum rezipierte Position. Erstmals wird nämlich versucht, eine syntaktische Analyse unabhängig von den traditionellen Vorgaben der lateinischen Grammatiken einerseits und den logisch-philosophischen Ansätzen andererseits durchzuführen, die darauf aufbaut, daß ein Wort durchaus unterschiedlichen *parties du discours* angehören könne, und daß ferner Einheiten verschiedener Wortarten ein- und dieselbe Funktion zum Ausdruck bringen können[2]. Der Beitrag schließt mit einem Seitenblick auf die heute noch zutreffende Modernität der Debatten um *mot* und *partie du discours*.

Mit dem Beitrag von A. Martinet, «Que faire du ‹mot›?» (75 – 84), verlagert sich der Blickwinkel vom historischen Bereich weg in den der systematischen Begriffsbestimmung. Ausgehend von der Definition des Wortes im *Petit Larousse Illustré* (1972) wird eine Systematik der Probleme vorgelegt, die eine Wortdefinition mit sich bringt, sofern in der Definition all das erfaßt werden soll, was man vorwissenschaftlich-intuitiv mit dem Wortbegriff assoziiert. Die Problempunkte werden dabei nur vorgeführt, Lösungsvorschläge werden keine gemacht. Auf moderne Ansätze, etwa vonseiten der Intonationsforschung[3], wird nicht einmal verwiesen. Desgleichen fehlen Überlegungen, ob eventuell eine einzelsprachlich zu leistende Definition Vorteile mit sich brächte. Verf. beschränkt sich in den bibliographischen Angaben dabei ausschließlich auf eigene Publikationen – eine Beschränkung, der am Ende des Sammelbandes durch eine von den beiden Hauptherausgebern nach Interpretationsgesichtspunkten geordneten allgemeinen, allerdings recht selektiven Bibliographie zum Problem «Wort» begegnet wird (100 – 3).

Der letzte Beitrag von P. Schmidt, «Eine revidierte Skizze einer allgemeinen Theorie der Wortarten» (85 – 99), liefert einen Versuch, die Wortarten (der Welt?) mithilfe von vier Kriterien exhaustiv und in gegenseitiger Abhängigkeit zu erfassen. Es handelt sich dabei jeweils um eine +/– Markierung hinsichtlich der Merkmale [+/–SEM] (= semantische Funktion), [+/–SYN] (= syntaktische Funktion), [+/–PRAG] (= deiktische Funktion) und [+/–AUT] (= autonomer Satz- bzw. Satzkonstituentenstatus), wobei die positive Markierung durch das Symbol 1, die negative durch das Symbol 0 dargestellt wird, so daß jeder herausgelösten Wortart jeweils ein Komplex von vier Zahlenwerten zugeordnet wird (z. B. finites Verb

[2] Ein interessanter Parallelfall wäre etwa die später im gleichen Jahrhundert erschienene Arbeit von GABRIEL GIRARD, *Les vrais principes de la langue françoise,* Paris 1747 (Reprint Genève 1983) oder auch die Beiträge vonseiten der Sensualisten, z. B. CONDILLAC, *Essai sur l'origine des connoissances humaines* (1746), die ebenfalls programmatisch die Beschreibung einer Sprache aus den ihr eigenen Modalitäten heraus postulieren, also auch sie in Abkehr von einem sprachfremd auferlegten Beschreibungsraster.

[3] Cf. etwa zur virtuellen Akzentogenität des Wortes P. WUNDERLI, *Französische Intonationsforschung*, Tübingen 1976.

1-1-1-1, finites Hilfsverb 1-1-1-0, Substantiv 1-1-0-1 usw.). Verf. entfernt sich mit seiner Wortklassenliste dabei ziemlich von traditionellen Einteilungsversuchen. Dabei mag die Klassifikation im abgesteckten Rahmen durchaus konsistent sein, doch wirft sie große Probleme auf, wenn man sie in einen allgemeineren Zusammenhang stellt. So kann m. E. fast jede von Verf. als Wortart festgelegte Einheit in entsprechendem Kontext konkret Satz oder Satzkonstituente sein, wenn man metakommunikative Verwendungsmodi nicht *expressis verbis* ausschließt. Und auch der Status intonativer Markierungen wird nirgends ins Auge gefaßt. Hinzu kommt, daß nirgends auf die einzelsprachliche Fixierung der Merkmalzuordnungen verwiesen wird. Diskutabel wäre auch die Scheidung zwischen den «Wortarten» Satzpause (0-0-0-1) und Wortpause (0-0-0-0). Welcher Natur der autonome Status der Satzpause (Satz oder Satzkonstituente???) sein soll, läßt sich nicht nachvollziehen.

Insgesamt gesehen liefert der Sammelband trotz der Heterogenität der vorgeführten Aspekte eine vor allem im historischen Teil lesenswerte Zusammenstellung, die durch Klarheit und Informationsfülle gekennzeichnet ist.

Edeltraud Werner

✱

GIUSEPPE BRINCAT, *La linguistica prestrutturale,* Bologna (Zanichelli) 1986, p. 260 *(Biblioteca linguistica* 17).

Nell'ultimo dei volumetti finora usciti della collana «Biblioteca linguistica» viene affrontato un tema di storia della linguistica, affidato a Giuseppe Brincat, professore di linguistica italiana all'Università di Malta e studioso in particolare della lingua e letteratura italiana dei primi secoli. In questo *La linguistica prestrutturale* confluiscono i risultati di una massa sterminata di letture sul pensiero linguistico, dalla «linguistica preistorica» (così s'intitola un paragrafetto del secondo capitolo) ai giorni nostri, attraverso le trattazioni e riflessioni di Pāṇini, di Varrone, dei modisti, dei portorealisti e sino a Chomsky. Il volume si articola in nove capitoli, dedicati rispettivamente a: ‹cenni sulla storiografia linguistica›, ‹linguistica preistorica e protostorica›, ‹l'epoca greco-romana›, ‹Medioevo latino e Rinascimento plurilingue›, ‹la linguistica dei filosofi›, ‹la linguistica scientifica›, ‹la linguistica storica›, ‹la dialettologia› e ‹la linguistica teorica›; secondo un itinerario che, com'è giusto, si viene via via amplificando e dettagliando man mano che ci si avvicina al nostro secolo.

L'autore ha privilegiato l'esigenza informativa, conformemente all'impianto e alle finalità della collana, rispetto al tentativo di fornire un taglio originale (ma inevitabilmente parziale) alla materia trattata. In effetti, il volume offre una quantità considerevole di informazioni su tutti gli aspetti della storia del pensiero linguistico, non disgiunte da commenti sotto forma di appunti di lettura, scritti con stile piano e introduttivo, alieno da compiacimenti metalinguistici di ogni sorta. Particolarmente sviluppato e bene strutturato è il capitolo sulla dialettologia. Meno riuscito è invece l'ultimo capitolo, dove ci si sarebbe aspettati un cenno a sviluppi recenti importanti della linguistica genealogica e ricostruttiva (per es. ai lavori di Shevoroshkin e Dolgopolsky; peraltro, nella linguistica di fine Ottocento avrebbero meritato qualche parola opere di notevole spessore teorico come quella di un von der Gabelentz); troppo frettolosa, e quindi superficiale, pur nell'economia generale del lavoro, risulta in specie la sezione 9.5. dedicata a cenni di linguistica strutturale (compresa la grammatica generativa), che peraltro si sarebbe utilmente potuta lasciare da parte, visto che il volume tratta di linguistica ‹prestrutturale›. Qua e là, vi è qualche fastidioso errore di stampa (per es., nella tabella delle consonanti dell'italiano a p. 232 un pi greco a rovescio sta per il segno IPA della nasale palatale).

Gaetano Berruto

✱

FERNÁNDEZ PÉREZ, Milagros, *La investigación lingüística desde la filosofía de la ciencia (A propósito de la lingüística chomskyana),* Universidad de Santiago de Compostela, 1986, (*Verba,* anexo 28).

Se abordan con gran acierto en este trabajo temas centrales de filosofía de la ciencia, tal como en particular se ofrecen para el teórico de la investigación lingüística. Son recientemente notables los esfuerzos realizados por clarificar el estatus científico de la disciplina. Frente a posturas reduccionistas de uno u otro signo, se abren paso las propuestas que tratan de definir una posición característica para la ciencia del lenguaje. Si esta peculiaridad de hecho existe, tal vez puede consistir -y en ello estaríamos perfectamente de acuerdo con la autora- en la relación complementaria con la que deben ser contempladas posturas que difieren en los presupuestos epistemológicos o en los criterios de trabajo. Esta divergencia ha de ser puesta normalmente en función de la naturaleza también particular del objeto de trabajo. Se señala al respecto: «Un estudio del lenguaje como fenómeno global se consigue por medio de esas investigaciones parciales que se complementan; es decir, la lingüística completaría su extension en el momento de conjuntar todos los estudios referidos a los múltiples aspectos del lenguaje desde difererentes ópticas» (p. 74). Se reconoce que de estas palabras es preciso hacer una lectura tan sólo programática; no parece, en efecto, que describan una situación observable en la ciencia (o ciencias) del lenguaje. La pregunta que de inmediato se le ofrece al lector versa, como es natural, sobre los criterios que justifican esa relación complementaria, asumida como condición de progreso en este ámbito científico. La lingüística completará difícilmente su extensión a partir de una simple suma de aproximaciones parciales, ya que siendo estas últimas heterogéneas, en lo que se refiere a métodos y objetivos, harán poco consistente ese tipo de operación. La cuestión fundamental a la que se apunta – según creemos – en el trabajo aquí reseñado es si la lingüistica debe modificar propiamente su «comprensión» como disciplina cuando el investigador llega a hacer de alguna forma «conmensurables» las distintas aproximaciones de carácter parcial, lo que equivale a asignar a estas últimas puestos funcionales relativos, producto de las dependencias metodológicas y epistemológicas que entre ellas se contraen (en esta misma línea cf. A. López García, *Para una Gramática Liminar,* Madrid, Cátedra, 1980).

La autora asume la posición de Hymes (1974) («Introduction: Traditions and Paradigms», en D. Hymes (ed.), *Studies in the History of Linguistics. Traditions and Paradigms,* Indiana Univ. Press, Bloomington, p. 1 – 38), trabajo en el que se encuentran serias dificultades para describir el estado actual y el desarrollo histórico de la lingüística en términos de paradigmas kuhnianos. Hymes considera más adecuado hablar de «escenarios» en que distintas tradiciones de estudio conviven y hasta cierto punto se ven influidas las unas por las otras, sin que llegue a existir un acuerdo general sobre la naturaleza de estos últimos. Relajando así la noción de paradigma estamos tal vez más cerca del estado real de la investigación en ciencia del lenguaje. Pero en este caso, siendo el carácter complementario de las distintas aproximaciones algo deseable, podemos preguntarnos cómo objetivar los criterios que nos permiten explicar el influjo y las dependencias epistemológicas que entre las mismas se establecen o deben establecerse.

La autora es muy consciente del peligro reduccionista en teoría de la ciencia, ya en el primer capítulo del trabajo que reseñamos quedó para el lector bien claro que la teoría desempeña algo más que un papel confirmador. Destacar lo que puede ser su papel creativo constituye un elemento clave en la argumentación que sigue. Aunque tarea difícil esta última, es posible, sin embargo, en la medida en que se consideran científicamente abordables las cuestiones referentes al llamado «contexto de descubrimiento», o de lógica «retroductiva» en el sentido dado por Peirce a este término, esto es, cuando nos situamos en la perspectiva del investigador que trata de formular nuevas hipótesis sobre los hechos y tratamos de objetivar de alguna forma los criterios heurísticos. Este papel creativo de la teoría no debe entenderse,

desde luego, a modo de «recetario» o serie de algoritmos, sino, en principio, pura y simplemente como reflexión sobre la naturaleza del objeto de trabajo y sobre los principios y las metas de la actividad científica.

El estudio que comentamos se ha escrito «a propósito de la lingüística chomskyana», marco que se conceptúa, en general, como deficiente tanto en sus fundamentos epistemológicos como en su particular tratamiento de los hechos de lenguaje. La crítica puede tal vez resumirse diciendo que la lingüística chomskyana llega a ser en sí misma su propio objeto de trabajo, constituye lo que ha llamado Itkonen un lenguaje «privado», que entra difícilmente en dialéctica con otras perspectivas. En el marco de la lingüística chomskyana se observa, en efecto, cierta confusión entre modelo y entidad modelizada que limita seriamente la posibilidad de una contrastación empírica de las descripciones o explicaciones de los hechos. La ecuación establecida entre teoría lingüística y algoritmo lógico tiene el efecto de dejar al margen aspectos justamente específicos del quehacer científico del lingüista.

Cabe, con todo, preguntarse si esta descalificación global del modelo generativista, motivada en parte por el hecho de que se presenta a sí mismo muchas veces con pretensiones de exclusividad, priva también a dicho modelo de legitimidad en tanto que aproximación parcial a la lengua. Desde nuestro punto de vista, parece razonable asumir los criterios generales manejados por la autora para tratar de ubicar, si ello es posible, a la lingüística chomskyana por relación a otras perspectivas y asignarle así, de esta forma, su preciso papel histórico.

Compartimos, en cualquier caso, la manera con que aquí se abordan los problemas que la fundamentación de una ciencia del lenguaje lleva asociados. Me parece importante destacar el papel destinado al componente heurístico en una teoría de la ciencia, lo que se encuentra, al menos en lingüística, en estrecha relación con una visión complementaria de las aportaciones realizadas por los distintos modelos o aproximaciones parciales al objeto de estudio.

Carlos Hernández Sacristán

MARIANNE KILANI-SCHOCH, *Introduction à la morphologie naturelle,* Peter Lang (Bern) 1988, 252 p. (*Sciences pour la communication* 20).

Abbiamo letto con grande interesse questo lavoro, che rappresenta il primo tentativo di presentare e introdurre con uno sguardo d'insieme globale una corrente di studi e, allo stesso tempo, una teoria della lingua attualmente in forte sviluppo. Nata da poco più di una decina d'anni, la morfologia naturale ha i suoi riconosciuti *leader* in linguisti di lingua tedesca, come Mayerthaler, Wurzel e soprattutto Dressler, presenta numerose parentele d'impostazione e di prospettiva, a livello della sintassi, in America con la sintassi iconica di Haiman e con quella funzionale di Givón e in Europa anche con la grammatica funzionale di Dik (autore stranamente non menzionato nel presente lavoro), e si configura come un attraente paradigma di ricerca volto a esplorare i limiti dell'arbitrarietà del segno saussuriana alla luce di una concezione della lingua come essenzialmente determinata dalle funzioni fondamentali di comunicare e di conoscere, per le quali ogni parlante mette in opera lo strumento linguistico.

L'introduzione di Kilani-Schoch si articola in sei capitoli, preceduti da un preambolo. Dapprima vengono presentati i caratteri generali di un approccio funzionalista alla comunicazione linguistica: i fondamenti semiotici ed extralinguistici della teoria della naturalezza, le funzioni dei diversi componenti del sistema linguistico e le loro interazioni, la spiegazione e la verifica empirica all'interno del modello, ecc. (p. 25 – 50). Un secondo capitolo schizza i caratteri fondamentali del modello naturale di Dressler: i suoi principi, le sotto-teorie che lo costituiscono, i suoi rapporti con gli universali e la tipologia, il problema della formalizza-

zione, ecc. (p. 51 – 60). Il terzo capitolo (p. 61 – 95) entra nei particolari della morfologia naturale, definendone i concetti di base, i punti di partenza e le basi semiologiche, costituite in primo luogo dalla semiotica di Peirce. Vengono poi (p. 97 – 111) presi in considerazione due dei principali modelli di morfologia naturale, quello di Mayerthaler e quello di Wurzel, tra loro complementari perché il primo tratta la naturalezza morfologica in maniera totalmente indipendente dal singolo sistema linguistico mentre il secondo insiste sulla naturalezza interna al sistema, dipendente dalla coerenza dei tratti e dei fenomeni con le proprietà *einzelsprachlich* che caratterizzano un certo sistema. Il quinto capitolo presenta e discute la teoria più completa, dettagliata e convincente elaborata nell'ambito della morfologia naturale, quella appunto di Wolfgang Dressler; speciale attenzione viene dedicata ai parametri della naturalezza, alla considerazione dei tipi linguistici (ispirata alla tipologia di Skalička) in termini di soluzioni fornite a conflitti fra parametri, al problema della predizione, alla spiegazione dei fenomeni ‹non naturali›, che costituiscono dei «cas diaboliques» per il modello (quali l'esistenza di interfissi privi di una controparte semantica, o i fatti di suppletivismo che oscurano totalmente la parentela semantica e derivazionale), la spiegazione genetica, la morfologia universale (p. 113 – 158). L'ultimo capitolo (p. 159 – 212) è costituito da un contributo originale dell'autrice, che studia, sotto il titolo «Aspects de la typologie du français», alcuni fenomeni del francese (la predeterminazione, la prefissazione elativa, le abbreviazioni nel francese contemporaneo in relazione alla struttura sillabica della lingua, l'obsolescenza del *passé simple* e dell'imperfetto congiuntivo nel francese parlato) come manifestazioni dell'azione di fattori e parametri naturali, e del loro eventuale conflitto, nel quadro di una definizione del tipo linguistico francese: l'argomentazione, non sempre agevolissima da seguire, è qui basata soprattutto sui principi di naturalezza collegati con la *taille* ottimale del segno linguistico, o meglio del *signans,* e in termini generali e nei termini peculiari alle proprietà di un dato sistema. Mancano delle conclusioni generali al lavoro.

Abbiamo letto con grande interesse la fatica di Kilani-Schoch, perché da un lato la morfologia naturale ha raggiunto oggi una complessità, una ricchezza di risultati e un grado di elaborazione (si vedano per es. *Morphonology,* di W. Dressler, Ann Arbor [Karoma Press] 1985, e *Leitmotifs in Natural Morphology,* di W. Dressler, W. Mayerthaler, O. Panagl e W. Wurzel, Amsterdam [Bemjamins] 1987) tali da farne una delle teorie più stimolanti, convincenti e empiricamente adeguate nel panorama della linguistica teorica e descrittiva contemporanea, e dall'altro lato condividiamo una buona parte della sua impostazione e dei suoi principi teorici, euristici e metodologici (cfr. di chi scrive *Semplificazione linguistica e varietà sub-standard,* in corso di pubblicazione in G. Holtus, E. Radtke [Hrsg.], *Sprachlicher Substandard III,* Tübingen [Niemeyer]). Da questo punto di vista, il tentativo di scrivere un primo manuale di morfologia naturale è da ritenere complessivamente ben riuscito, anche se, come sempre succede, al recensore verrebbe fatto di dire che si poteva fare ancora meglio. In effetti, la presentazione e discussione dei problemi e dei vari aspetti dei modelli trattati è sempre accurata, ampia, ricca di esemplificazione (l'autrice ha già lavorato in morfologia naturale, in particolare sull'arabo: e si sente senza dubbio una mano esperta e già matura). Tuttavia, l'esposizione, che comincia in maniera assai ben strutturata, *in eundo* tende a divenire progressivamente meno stringente, a volte ripetitiva, talora confusa; soprattutto nel 5° e 6° capitolo. Come s'è notato, il volume termina poi del tutto, se ci si consente il paradosso, *ex abrupto,* senza tirare le fila né della trattazione in generale (per es., con una valutazione dei punti nodali dei modelli discussi) né del capitolo che l'autrice dedica all'analisi in termini di morfologia naturale del tipo linguistico francese (o meglio, di alcuni suoi aspetti), talché il lettore resta un po' *sur sa faim.* Inoltre, se il pregio del volume è arricchito da un indice analitico ampio e ben fatto, il raggruppare in fondo tutte le note ai vari capitoli, ancorché forse pratico per ragioni di composizione, è ovviamente molto scomodo per il lettore. Si può aggiungere, esteriormente, che sono relativamente pochi gli errori di stampa (alcuni di essi però sono più

evidenti perché concernono nomi propri, come *Givon* più volte nel testo invece di *Givón* – correttamente, invece, nella Bibliografia –, o *Umberto Ecco* per *Eco,* nella Bibliografia). Il giudizio globale del lettore interessato è comunque senz'altro ampiamente positivo.

A testimonianza concreta del nostro interesse, vorremmo qui soffermarci brevemente su alcuni punti specifici. A p. 23, l'autrice giustamente precisa che l'antecedente diretto della morfologia naturale è la cosiddetta fonologia naturale propugnata fra gli altri da Stampe nei primi anni Settanta: ma gli sviluppi europei – va detto – ne sono largamente indipendenti.

A p. 24 – 25, vengono sottolineati bene i cardini che caratterizzano la morfologia naturale, in primo luogo il suo postulare (anzi, esser basata su) la realtà psicologica del modello, il darsi fondamenti esplicitamente extralinguistici: le giustificazioni delle ipotesi ed affermazioni della morfologia naturale sono da vedere nelle «contraintes» legate alle «nature du sujet parlant [...] conçu comme un locuteur-auditeur potentiel, c'est-à-dire comme un sujet communiquant et connaissant» (p. 26). Possono sembrare affermazioni generiche e ovvie (l'appello al soggetto parlante è una parola d'ordine di tutta la linguistica non formalistica, dall'idealismo di fine Ottocento alla recente sociolinguistica e pragmatica), ma diventano molto significative quando, invece di restare mere petizioni di principio, vengono prese come punto di partenza per ‹operazionalizzare› un apparato esplicativo complesso e coerente: il che è uno dei notevoli meriti della teoria della naturalezza. La motivazione extralinguistica porta l'autrice a concludere, attraverso la mediazione della «facilité psychologique» come inevitabile passo obbligato, che «± naturel équivaut [...] à ± facile pour le locuteur-auditeur potentiel» (p. 27); il che apre la porta a tutta una serie di considerazioni legate alle problematica della semplificazione linguistica, qui non segnalate (anche se la pidginistica e creolistica parrebbe essere un campo d'applicazione molto importante per la teoria della naturalezza, finora non è stata presa specificamente in considerazione dai fautori della morfologia naturale).

A p. 29 – 35, viene giustamente precisata la posizione della teoria naturale nel quadro del paradigma funzionalista, al cui interno ovviamente essa si colloca, ma con differenze anche notevoli per es. rispetto al funzionalismo martinetiano: in particolare, il modello di Dressler ha una forte base semiotica e riposa su una concezione del linguaggio anche come insieme di tecniche di *problem solving* che ha molti punti in comune con l'universalismo funzionalista di un Seiler, e trova in questo i suoi capostipiti storici piuttosto in Benveniste e in parte in Jakobson (p. 32 – 33).

Un ruolo centrale nell'ottica esplicativa della morfologia naturale (che, come ogni modello funzionale, mira a spiegazioni probabilistiche e non formali e nomologico-deduttive) è svolto dai conflitti inerenti al sistema della lingua, «conflicts dialectiques de naturalité» (p. 42), derivanti dalla contraddizione fra principi o parametri, o anche fra moduli. La nozione di conflitto, che è di per sé attraente, motivata, diremmo anzi obbligatoria in una visuale funzionalista modulare, rappresenta un problema per la teoria, poiché la rende troppo potente: o si tratta di fatti congruenti coi principi di naturalezza, e allora vengono spiegati in questi termini, o si tratta di fatti incongruenti, e allora si ricorre al conflitto fra principi, che può diventare un comodo *passepartout*. Per evitare tale rischio, occorre determinare di volta in volta quali sono i principi o settori in conflitto, e in che modo specifico viene fornita una soluzione al conflitto. Cosa che la morfologia naturale si pone come uno dei massimi obiettivi; il che è un altro gran merito della teoria. In ogni caso, la nozione di conflitto è altamente plausibile e coerente con una concezione squisitamente multifattoriale della lingua. Si veda anche quanto affermato a p. 140: «toute infraction à une prédiction de naturalité, observable inductivement, doit donc répondre à des paramètres antagonistes et à des facteurs typologiques ou spécifiques au système d'une langue, qu'il s'agit d'élucider»; saremmo però più cautelosi nell'affermare «qu'il n'y a pas de langue ou de technique morphologique fondamentalement non naturelle»: almeno la seconda parte dell'affermazione può anzi risultare lievemente contraddittoria con quanto sostenuto nella citazione appena sopra riportata. Altrettanto cautelosi si

dovrebbe essere nell'affermare che (p. 48) «le changement est pensé comme orienté vers des buts, conscients ou non».

Parlando, a p. 55, dei ‹filtri› o sotto-teorie (si ricordi che il modello di Dressler è tipicamente modulare, nel senso interazionistico del termine), è invece una parziale ingenuità dire che «dans lo modèle naturel dresslerien, recherche universelle et typologie sont donc combinés»: lo sono, in effetti, in ogni concezione della tipologia che si rispetti. Nella teoria di Wurzel, presentata e discussa a p. 101 – 111, convince poco la contrapposizione fra naturalezza universale e naturalezza dipendente dal sistema, specie quando, come Wurzel, si fa prevalere la seconda sulla prima; l'autrice riferisce delle critiche di Dressler a tale posizione (p. 110), a cui si potrebbe aggiungere che porre al primo livello gerarchico la naturalezza ‹locale›, dipendente dal sistema, significa di fatto compromettere l'universalità della nozione di naturalezza.

Nel far ricorso, a proposito della spiegazione del perché in varietà retoromanze (ci si riferisce a uno studio di F. Plank) un mutamento linguistico ha toccato la prima persona singolare del passato remoto (per es. *chantaun* > *chantettan)* mentre la 3ª pers. sing. è rimasta invariata *(chantet),* all'analisi di Benveniste della 3ª pers. come «forme non marquée par excellence» (p. 91; e quindi si tratterebbe di una «réiconisation»), l'autrice sembra non accorgersi che tale posizione è in patente contraddizione con l'idea di Mayerthaler, riportata a p. 80, che ciò che è sempre meno marcato (semanticamente) è il locutore, animato, singolare, ecc. (e quindi: 1ª pers. sing.). Infine, è poco convincente, o almeno mal formulato, invocare (a p. 154 – 155) come una delle «variables esplicatives» dei fenomeni (non naturali) di suppletivismo una «fonction indiciaire», in particolare se si intende la «fonction indiciaire sociale» in casi come la derivazione dotta in aggettivi quali *létal, caniculaire* ecc., che «signale le niveau de culture du locuteur»: questo è vero, certamente, ma è il risultato dell'uso di una forma con suppletivismo, non la ragione (una delle ragioni) per cui quella forma data è costruita mediante suppletivismo.

Gaetano Berruto

✱

KURT BALDINGER, *Vers une sémantique moderne*, Première édition française revue et mise à jour par l'auteur, Paris (Klincksieck) 1984, XVIII + 259 p. (*BFR* 46)

Der vorliegende Band ist die längst überfällige Übertragung der bereits zum Standardwerk gewordenen, 1970 in Erst-, 1977 in erweiterter Zweitauflage erschienenen *Teoría semántica* ins Französische. Die Übersetzung basiert auf der Zweitauflage und wurde durch eine Reihe von Hinzufügungen ergänzt, die sich jedoch bis auf wenige Ausnahmen auf eine bibliographische Aktualisierung im Anmerkungsapparat beschränken und die ihr eine größere Aktualität verleihen als der bereits 1980 erschienenen englischen Übersetzung. Erfreulich ist auch die Tatsache, daß nicht-französische Originalzitate in der Übersetzung geliefert werden. Ein Eingehen auf den Inhalt des Werkes erübrigt sich, und im folgenden sollen nur kurz Änderungen angezeigt werden, die über das Bibliographische hinausgehen. Überwiegend handelt es sich hierbei, wenn nicht bereits in der spanischen Ausgabe vorliegend, um Beispielergänzungen aus dem französischen Sprachbereich (p. 8, 9, 14, 20, 32 usw.) bzw. um eine Multiplizierung von Belegtypen (p. 9 usw.). Hin und wieder kommt es zu einer Verkürzung (p. 64, 81 usw.). Umfassendere Ergänzungen gibt es lediglich im Kapitel *Macrostructure conceptuelle,* wo im Zusammenhang mit der Darstellung von Ullmanns semantischem Dreieck ein von Verf. 1977 erstmals vorgestelltes modifiziertes Begriffsfeld eingefügt wird (p. 100 – 104), sowie bei der Darstellung des Hegerschen Ansatzes (p. 216ss.), der sich 1976 durch das Erscheinen von *Monem, Wort, Satz und Text* in einem modifizierten Licht präsentiert – also auch hier Aktualität der Übersetzung. Der Gesamteindruck der Übersetzung ist gut, und es bleibt zu hoffen, daß der Plan, auch eine deutsche Übersetzung vorzulegen (p. IX), bald realisiert sein möge.

Edeltraud Werner

*

ELAINE TARONE, *Variation in Interlanguage,* London (Edward Arnold) 1988, VIII + 151 p. *(Second Language Acquisition).*

Il problema della variazione all'interno dell'acquisizione di lingue seconde (ALS) è venuto a definirsi negli ultimi anni come uno dei temi più interessanti per gli studiosi che lavorano nel campo. Sintomo e nel contempo risultato di ciò sono soprattutto tre opere specifiche, più o meno di carattere manualistico, apparse recentemente (Adamson 1988, Preston 1989, e il lavoro di cui qui ci occupiamo; a questi occorre senz'altro aggiungere l'attenzione dedicata alla variazione da manuali di interessi più ampi, primo fra tutti, anche per le discussioni che alcune sue parti hanno provocato, Ellis 1985). Alla base di questo interesse, naturalmente non nuovo per quanto riguarda la sua ‹scoperta› (basti per esempio pensare allo schema dei due *continua* di Corder 1977) ma nuovo per quanto riguarda la sistematicità di cui è oggetto, vi è ovviamente il postulato che le interlingue siano sistematiche, per cui si rendono necessari studi in grado di spiegare i fenomeni di variazione ritrovati.

La variabilità che viene considerata è essenzialmente quella che si registra a parità di livello apprendimentale, cioè non la variazione nella sequenza di apprendimento, o tra apprendenti collocati a livelli differenti, ma quella che si ritrova nello stesso parlante in contesti differenti (in un senso molto ampio di *contesto* che include la funzione comunicativa della variabile, il cotesto linguistico, il contesto socio-situazionale, ecc.; dunque una variazione più ‹sincronica› nella biografia linguistica dell'apprendente). Secondo il modello di Corder ricordato sopra dovremmo dire che ci si occupa della variazione che, per quanto riguarda le sue ‹origini›, si colloca sul *continuum* lettale. Ma, se si tiene conto delle osservazioni che sono state fatte a proposito di questo modello (ad es. riguardanti il fatto che le varietà lettali sono in parte differenziate anche in termini di gradi semplificazione, oppure riguardanti la difficoltà di mantenere su uno stesso *continuum* di semplificazione *pidgin* e interlingue: cf. Berretta 1986) e del fatto che Corder (1978) stesso sosteneva che l'unico mezzo a disposizione degli apprendenti per realizzare variazioni lettali è quello di variare sul *continuum* di semplificazione, arriviamo a capire quanto i due assi si compenetrino (in termini di similarità dei loro effetti strutturali-linguistici) e quanto studi sulla variazione nelle interlingue possano dirci sia sul fenomeno in generale della variazione che sull'acquisizione di lingue seconde (in fondo, dicotomie ‹radicali› come quella che contrappone *pragmatic* e *syntactic mode* tendono a riportare i due assi di Corder ad uno solo, facendo coincidere, a volte troppo semplicisticamente, varietà d'apprendimento, *pidgin* e registri informali – e occorrerebbe aggiungere anche varietà diastratiche, almeno per quanto riguarda una buona parte dei tratti che contrappongono standard e substandard).

Ritornando al nostro libro sembra che siamo quindi arrivati, anche nell'ALS, ad occuparci di fenomeni che negli stadi iniziali degli studi tendono ad essere considerati come secondari e trascurati in virtù di bisogni scientifici più basilari che richiedono e provocano una certa astrazione da essi, trattandoli dapprima come disturbi dell'esecuzione. Si verifica in fondo quanto è successo nelle relazioni tra linguistica ‹interna› e sociolinguistica (una storia della linguistica in termini anche di preminenza percettiva dei fenomeni è ancora tutta da scrivere e probabilmente avrebbe qualcosa di interessante da dirci sui sistemi linguistici stessi).

Il lavoro qui in discussione (la cui autrice è stata tra l'altro fra i primi ad occuparsi sistematicamente di variabilità nelle interlingue) è per parecchi versi più un libro sulle teorie delle variazione che non sulla variazione stessa (più correttamente si dovrebbe dire che è un libro sulla variazione attraverso le teorie che se ne sono occupate). Vengono presentate e discusse infatti le trattazioni che sono state fatte di fenomeni variazionali. In una rassegna critica di concezioni esplicative come questa si pone innanzitutto il grande problema di fissare i criteri mediante i quali valutare le differenti proposte, e le soluzioni adottate non necessariamente devono essere le stesse (si confronti per esempio McLaughlin 1987, un altro manuale critico sulle teorie sull'ALS, che dà ampio spazio al problema adottando i criteri valutativi di Kaplan

1964 con l'aggiunta di quello della ‹falsificabilità›). Tarone sceglie una posizione che potremmo definire tendenzialmente ‹realistica›, e tiene conto del fatto che, nel caso della variazione nelle lingue seconde, la presenza di fenomeni non spiegabili sulla base di teorie falsificabili (i fenomeni che molto genericamente e superficialmente potremmo definire ‹di processazione›) obbliga ad elaborare altri criteri di valutazione. I criteri così proposti sono quattro. Dapprima viene quello che si potrebbe definire di *default*, e cioè che la teoria proposta dia per scontato che ci sia una certa sistematicità nella variazione (quindi regolarità). Il secondo criterio richiede che ci sia ‹verificabilità› empirica; il terzo richiede che la teoria sia in grado di spiegare e prevedere tutti i fatti in questione. Il quarto criterio è fondato sulle osservazioni di Schumann (1983) e lo si può chiamare ‹estetico›: consiste nell'esigenza di coerenza, parsimonia ed eleganza della teoria. Il primo capitolo del lavoro presenta una veloce rassegna delle differenti posizioni sul concetto di ‹sistematicità› nelle interlingue. Viene distinto tra un approccio etnografico (che a mio parere soffre qui un po' troppo di un certo carattere ‹anti-teorico› che gli si tende ad attribuire: l'approccio etnografico qui considerato ha più un carattere idealistico, con una funzione antitetica rispetto agli altri due), uno razionalista, e uno definito *function-form* (nel quale la sistematicità si basa sulla prevedibilità della variazione, deve cioè essere trovata nella variazione stessa; il riferimento alle regole variabili laboviane è esplicitato). Questa suddivisione lascia in fondo presagire come il terzo di questi approcci sia quello che ha un rapporto più ‹normale› con la variazione, ed infatti l'autrice, nella sua visione del concetto di sistematicità delle interlingue, si associa più ad esso che non agli altri. Tra i chiarimenti apportati in questo capitolo ritroviamo anche la dimostrazione che la variazione è stata spesso misurata in due modi differenti: in relazione al sistema della lingua obiettivo o indipendentemente dalla lingua obiettivo. Tarone, autocriticando propri lavori precedenti (autocorrezioni si ritrovano più di una volta in questo manuale, e manifestano in modo molto esplicito l' onestà intellettuale che tipicamente lo caratterizza), sostiene la preferibilità (ormai assai pacifica) della seconda possibilità. Il capitolo si conclude con una rapida rassegna degli studi sul fenomeno che per primo ha attirato l'attenzione sulla variazione nelle interlingue (cioè la variazione collegata al compito – *task)* e con uno schema classificativo (ripreso da Ellis 1985, senza tuttavia la suddivisione della variazione non sistematica in *free* e rispettivamente *performance variability*) dei differenti tipi di variazione.

Il secondo capitolo passa in rassegna le diverse posizioni teoriche sulla variazione nelle interlingue. A quale tipo di concezione vada la preferenza dell'autrice si capisce dal differente trattamento che viene riservato alle proposte teoriche sia in termini di commenti e critiche, sia in termini dell'ordine di presentazione. Si deve però osservare che nessuna delle posizioni proposte soddisfa completamente i criteri fissati all'inizio, nemmeno le concezioni di matrice sociolinguistica-discorsiva (quelle che secondo Tarone si avvicinano comunque di più ai *desiderata*; la loro ‹debolezza› consiste nel non saper spiegare tutti i fatti di variazione noti – il terzo criterio – in quanto le sfuggono quelli più ‹psicolinguistici›, per i quali esiste comunque evidenza empirica).

Innanzitutto le teorie vengono suddivise in due grandi gruppi, definiti rispettivamente come *inner processing theories* e *sociolinguistic/discourse theories.* Le prime sono caratterizzate dal fatto che concentrano l'attenzione su fenomeni esplicativi come per esempio la difficoltà di processazione, o la fissazione di parametri della *core grammar,* o il grado di analisi della conoscenza, spiegando quindi la variazione come consequenza di processi psicolinguistici (i nomi di riferimento sono quelli dei chomskiani, come per esempio Adjèmian, o di Krashen, McLaughlin, Bialystok, ecc.). Le seconde invece studiano la correlazione tra variazione e cause sociali o funzionali (in questa categoria ritroviamo i nomi di Meisel, Giles, Beebe, Huebner, ecc.).

A proposito di questa suddivisione vorremmo accennare al fatto che i laboviani (intesi qui come coloro che spiegano fenomeni di variazione con gradi differenti di ‹attenzione alla forma› da parte dei parlanti) vengono collocati nel gruppo delle teorie ‹psicolinguistiche›.

Forse una collocazione più puntuale li avrebbe visti ancora di più a cavallo tra i due tipi di possibilità (l'autrice li colloca alla fine del paragrafo sulle teorie ‹psicolinguistiche› e quindi immediatamente prima dell'altro gruppo), in virtù del fatto che, se è vero che l'attenzione alla forma è un fenomeno che riguarda più la processazione, è anche vero che le motivazioni di gradi differenti di attenzione alla forma vanno ritrovate di solito in fattori socio-situazionali, e quindi la proposta esplicativa ultima viene ad essere più di matrice sociolinguistica (come l'autrice d'altronde ammette citando le critiche fatte da Beebe 1982 e Bell 1984 al valore esplicativo del concetto di ‹attenzione alla forma›). Più in generale non si può neanche parlare di una vera e propria competizione tra le differenti teorie (*inner processing vs sociolinguistic/ discourse*), ma piuttosta in buona parte esse devono essere considerate come complementari (e non sempre in un eventuale senso riduzionistico, come nel caso precedente), in quanto si rivolgono con spiegazioni differenti a fenomeni differenti (e qui, per es., l'attenzione alla forma potrebbe avere uno statuto intermedio in quanto richiede una quantità maggiore di processi ‹controllati›; una volta dato spazio a interazioni simili diventa molto difficile distinguere tra complementarità degli eventuali ‹moduli› e moltiplicazione eccessiva degli *entia*).

La discussione che l'autrice fa delle teorie è molto attenta e critica (soprattutto nel paragrafo che riguarda i lavori sulla ‹difficoltà di processazione›) e vengono utilizzati in modo corretto i criteri fissati, senza arrivare all'estremo positivistico di forzare i dati nelle teorie o di ignorare i dati per i quali non si dispone (ancora) di una spiegazione ‹falsificabile›.

Il terzo capitolo è quello più corposo. In esso si esaminano ad uno ad uno i fattori proposti come spiegazioni causali della variazione valutandone l'evidenza empirica. Il capitolo si chiude con una trattazione della problematica della cosiddetta ‹variazione non sistematica›. Mentre nel modello di Ellis (1985) questo tipo di variazione gioca un ruolo fondamentale (in quanto costituisce il perno che introduce le innovazioni, le quali in un secondo tempo vengono rifunzionalizzate dall'apprendente; perciò, secondo Ellis, le varietà di apprendimento sono caratterizzate da una grande quantità di variazione libera), Tarone è un po' più prudente. Se è possibile definire la posizione di Ellis con uno slogan del tipo »la variazione non sistematica di oggi, sarà il sistema di domani«, la posizione di Tarone è più del genere »quella che oggi ci sembra variazione non sistematica, forse non ci sembrerà (almeno non nella stessa quantità) più tale domani« (alla luce di analisi più raffinate e soprattutto elaborate specificamente). Non si arriva dunque alle critiche molto più radicali, come ad esempio quelle di Preston (1989), secondo il quale il problema della variazione libera è dovuto al fraintendimento da parte di Ellis del concetto di regola variabile (effettivamente la definizione che quest'ultimo dà di regola variabile – una regola »*if* ... *then*« – è, come fa notare Preston, piuttosto quella di una regola contestuale, o almeno, a mio parere, è quantomeno ambigua finchè non si sia definito, in un modo poco consueto, che cosa possa figurare nella categoria dell'*if*) e alla sua scarsa attenzione ai metodi della sociolinguistica quantitativa (il che però, onestamente, equivale ancora più a suggerire metodi più sofisticati – ma non onnipotenti – di analisi che a negare in assoluto e, soprattutto, *a priori* la variazione non sistematica). Questo problema della variazione libera è senz'altro uno dei punti più importanti e fondamentali per la ricerca sull'ALS dei prossimi anni e dovrà essere al centro di tentativi chiarificatori (per farsi un'idea sulla sua importanza si pensi per esempio solo all'organizzazione dei paradigmi verbali in varietà molto iniziali e alla necessità di definire se le variazioni che si ritrovano siano effettivamente libere, come alcuni sembrano pensare, oppure no). Se è ragionevole, come dice Tarone, avvicinarsi allo studio della variazione nelle interlingue presupponendo che ci sia una certa sistematicità, mi sembra, in conseguenza dello stesso principio, altrettanto ragionevole, o almeno preferibile a livello di strategia scientifica, partire da un punto di vista in cui ogni variazione sia presupposta sistematica (e quindi se ne ricerchino le correlazioni) fino al momento in cui ci sia ragionevole certezza che essa sia (o possa essere) non sistematica.

Il quarto capitolo si stacca un po' dai precedenti per il suo carattere più manualistico. Vi si forniscono infatti delle indicazioni metodologiche introduttive per lo studio della variazione nelle interlingue, e quindi può benissimo essere utilizzato come complemento integrativo di Perdue (1984). In esso si rianalizzano tra l'altro i quattro fattori che provocano maggiore attenzione alla forma e vi si ritrova anche una veloce rassegna valutativa delle tecniche di analisi dei dati.

La conclusione infine riprende i punti principali e si chiude con una breve ma interessante discussione su quali sarebbero, secondo l'autrice, gli indirizzi più importanti da seguire negli anni a venire: tra questi ritroviamo per esempio l'attenzione a quali forme siano più soggette a variazione: un settore in cui l'ALS potrebbe aver qualcosa da dire anche alla sociolinguistica vera e propria.

In breve, questo libro presenta in modo molto leggibile e sulla base di un panorama scientifico assai ampio il problema della variazione nelle interlingue e costituisce percio un'utile lettura introduttiva ad una problematica che nelle ricerche sull'ALS non può essere trascurata.

H. D. Adamson, *Variation Theory and Second Language Acquisition,* Washington D.C. (Georgetown University Press) 1988

L. Beebe, *The social psychological basis of style shifting.* Plenary address, Second Language Research Forum, Los Angeles 1982

A. Bell, «Language style as audience design», *Language in Society* 13 (1984), p. 145 – 204

M. Berretta, «Formazione di parola, derivazione zero, e varietà di apprendimento dell'italiano lingua seconda», *Rivista Italiana di Dialettologia* 10 (1986), 45 – 77

S. Pit Corder, «Language continua and the interlanguage hypothesis», in S. Pit Corder – E. Roulet (eds.), *The Notions of Simplification, Interlanguage and Pidgin and their Relation to Second Language Pedagogy,* Genève (Droz) 1977, p. 11 – 17

S. Pit Corder, «Language-learner language», in J. Richards (ed.), *Unterstanding Second and Foreign Language Learning Issues and Perspective,* Rowley/Mass. (Newbury House) 1978 (trad. it.: in E. Arcaini, B. Py (a c. di), *Interlingua. Aspetti teorici e implicazioni didattiche,* Treccani, Roma 1984, 49 – 75)

R. Ellis, *Unterstanding Second Language Acquisition,* Oxford (Oxford University Press) 1985

A. Kaplan, *The Conduct of Inquiry: Methodology for the Behavioral Sciences,* San Francisco (Chandlers) 1964

B. McLaughlin, *Theories of Second Language Acquisition,* London (Arnold) 1987

C. Perdue, *Second Language Acquisition by Immigrants: A Field Manual,* Rowley/Mass. (Newbury House) 1984

D. R. Preston, *Sociolinguistics and Second Language Acquisition,* Oxford (Blackwell) 1989

J. R. Schumann, «Art and science in second language aquisition research», *Language Learning* 33 (1983), 49 – 76

Bruno Moretti

✱

Aalto Pentti, *Modern language studies in Finland 1828 – 1918,* Helsinki (Societas Scientiarum Fennica) 1987, 248 p. *(The History of Learning and Science in Finland 1828 – 1918).*

Les débuts, dès 1670, de l'enseignement des langues modernes en Finlande furent difficiles, les premiers maîtres n'ayant le plus souvent pas été rémunérés. Pentti Aalto en donne les détails marquants en guise d'introduction à la période successive où fleurit l'Université Impériale Alexandre, de 1828 à 1918. Sous le régime suédois (jusqu'en 1809) et jusqu'à l'incendie dévastateur de 1827, l'Académie de Åbo (Turku) avait été le siège de la vie scientifique en Finlande. Pendant la période impériale russe, cependant, l'Univerisité de Helsinki (ainsi appelée après 1918) était la seule du pays. Ce qui s'y passait – la création de chaires et de bourses, le travail

des professeurs, lecteurs, bilbliothécaires et doctorants – résume pratiquement toute l'histoire de la science et du savoir en Finlande à cette époque.

Le présent volume, dans la série *The History of Learning and Science in Finland 1828 – 1918,* qui en comptera une vingtaine, regroupe les sujets suivants: les études romanes, germaniques (exception faite pour le suédois qui comme langue nationale est traité ailleurs), anglaises, la philologie slave et balte, et les études de phonétique.

Le plus vaste contexte de l'étude des langues modernes en Europe n'est pas esquissé et l'auteur s'en excuse. Le lecteur attentif, cependant, verra revenir souvent les noms des grandes lumières européennes rencontrées à Paris, Berlin, Heidelberg, Freiburg, Leipzig, Munich, Vienne, Florence, Madrid, Oxford et ainsi de suite, par les jeunes finlandais venus s'initier aux sources, à savoir: Gaston Paris et sa méthode philologique, Jeanroy, Bédier, Menéndez-Pidal, Pio Rajna, Mussafia, Diez, Tobler, Meyer-Lübke, Thomsen (lui-même élève de G. Paris).

Dans chaque champ d'étude, l'auteur procède, pour ainsi dire, carrière par carrière, avec des renvois de l'une à l'autre, résumant les sujets étudiés et enseignés par les professeurs ordinaires, extraordinaires, et lecteurs, citant leurs œuvres et mentionnant, parfois en exergue, des anecdotes biographiques qui rappèlent à la vie ces hommes plutôt moustachus dans l'ensemble, dont quelques photographies évoquent les traits. Aalto a tissé une vaste toile de nécrologies fouillées pour l'époque qui constitua les fondements, à proprement parler, de l'Université de Helsinki actuelle. Par ailleurs, cette tapisserie si détaillée ne s'arrête pas en 1918, mais suit jusqu'à leur mort les professeurs nés au début du siècle.

Une chaire d'Estétique et littérature moderne fut attribuée à Frederik Cygnaeus en 1864, et dès 1967 à C. G. Estlander qui avait étudié sous Paulin Paris, le père de Gaston. Une volée de jeunes finlandais firent ensuite des études avec Gaston Paris au Collège de France. Parmi ceux-ci, Jarl Werner Söderhjelm, peut-être le plus accompli, (chaire de Philologie Romane, 1913), compte parmi ses publications le livre *La Nouvelle française au XVe* siècle (Paris, 1910), primé par l'Academie Française (Prix Guérin) et dont la reparution en 1973 (Slatkine reprints, Genève) atteste la valeur. Parmi d'autres élèves finlandais de Gaston Paris figure aussi Eero Ivonen, dont la dissertation *Parodies de thèmes pieux dans la poésie française du moyen-age. Pater. Credo. Ave Maria. Laetabundus.* (Paris, 1914) est citée par Mikhail Bakhtin vers 1940 (la date précise n'est pas connue) dans son article toujouts actuel et récemment réedité en anglais sur la «Préhistoire du discours romanesque». A. G. Wallensköld et A. Langfors aussi furent des élèves de G. Paris; quant à O. J. Tallgren-Tullio, il fit des études à Paris et à Madrid, poussant ses connaissances linguistiques du catalan et de l'italien jusqu'à l'hébreux et l'arabe. De lui on peut signaler à titre exemplaire les *Studi sulla lirica siciliana del Duecento* (NM 1915, p. 53 – 80, 164 – 188; 1917 p. 93 – 113), l'article «Survivance arabo-romane du Catalogue d'étoiles de Ptolémée. Etudes philologiques sur différents manuscrits» (SO II, 1928, p. 202 – 283), et la conférence «Locutions figurées calquées» (MS NPh IX, 1932 p. 277 ss.), où il trace la migration de locutions du grec par voie du latin, français, allemand et suédois jusqu'au finnois.

Bien trop nombreux et variés sont les thèmes et sujets traités par ces philologues pour en rendre un idée cohérente. Il suffira de rappeler qu'ils travaillèrent à établir des éditions critiques, des etymologies, à cerner l'histoire du vieux français et de ses dialectes, à étudier des motifs et *topoi* narratifs comme des aspects phonétiques, lexicaux ou sémantiques. Ils ont contribué à la construction de l'édifice culturel universitaire de l'Europe moderne.

Une chaire de philologie germanique fut instaurée en 1908 avec comme premier titulaire Hugo Palander-Suolahti, un néogrammairien, élève de Gaston Paris mais aussi de W. Braune, E. Sievers et F. Kluge. Son livre *Der französische Einfluß auf die deutsche Sprache im zwölften Jahrhundert* (MSN Ph III, p. 75 – 204) a été réédité en 1963. T. E. Karstens, le

candidat en concurrence avec Suolahti et qui obtint plus tard la chaire de Philologie scandinave, se consacra surtout aux emprunts lexicaux de l'allemand en finnois. Dans ce contexte, il présenta au premier congrès international de linguistique à La Haye, en 1928, une étude sur la toponimie finlandaise.

Quant aux études anglaises, elles aussi, avec Uno Lindelöf, furent tributaires de l'enseignement de Gaston Paris et étroitement liées aux études germaniques. Lindelöf, élève de Söderhjelm, obtint la nouvelle chaire anglaise en 1921, s'étant consacré à l'étude de l'histoire de la langue anglaise et à Milton, dont il écrit une biographie. On peut signaler dans ce champ une dissertation en suédois de Hanna Maria Lindberg sur la «mégère» dans la littérature anglaise, jusqu'à Shakespeare, en passant par *Beowulf,* Layamon, Chaucer, et la traduction en anglais par George Gascoigne de *I Suppositi* de l'Arioste.

Quand la Finlande devint un Grand-duché russe en 1809, Alexandre I s'adressa à la diète en français, langue qui servit aussi aux contactes entre les autorités russes et celles de l'Academia Aboensis. En 1811 toutefois, un maître de russe fut nommé – on lui discernait le salaire reservé pour un maître d'anglais. Il y a eu par la suite des polémiques entre ceux qui prônaient l'étude obligatoire du russe et ceux qui s'y opposaient: d'où l'exil d'un idéologue nationaliste finlandais. Vers 1840, une chaire ordinaire de russe fut accordée à J. Grot, d'une famille du Holstein établie à St. Pétersbourg, contre lequel les étudiants finlandais manifestèrent leur colère. Néanmoins ses cours étaient très fréquentés et il semble qu'il mit la littérature russe à la mode. Rappelons que la bibliothèque russe de l'Université de Helsinki, constituée au cours des années, reste aujourd'hui la mieux fournie en dehors de l'Union Soviétique. Parmi les teneurs de la chaire de russe on peut mentionner le brillant conférencier J. Mandelstam ainsi que K. Arabazin, qui prenait le train chaque semaine de St. Pétersbourg (Petrograd) pour enseigner en Finlande. C'est avec lui qu'Hugo Salonen soutint sa dissertation *Die Landschaft bei I. S. Turgenev* (Helsinfors 1915, 355 p.).

J. Mikkola et J. Kalima furents des philologues purs et durs suivant la méthode de Thomsen pour l'étude des etymologies comparées et de la toponimie. E. N. Setälä, qui épousa la fille de Thomsen, fit école en étudiant les emprunts slaves dans les langues finnougriennes. L'étude du folklore fleurissant au 19ième siècle, V. Mansikka fit une recherche attentive sur celui des peuples slaves et baltes. Il n'était, cependant, pas un adepte de l'école de Gaston Paris et son édition critique des *Vitas* d'Alexandre Nevskij en vieux russe fut critiquée. A. R. Niemi fit des recherches folkloriques approfondies en Lituanie et ce pays lui dédia un monument funéraire.

Après un bref apperçu du développement des études phonétiques pour l'époque sous étude (avec principalement von Qvanten, Pipping, Poirot et Äimä), ce volume se termine avec trois pages consacrées à la Société Néophilologique, fondée à Helsinki en 1887. Celle-ci publia des œuvres parfois remarquables de savants extra-universitaires. La bibliographie et l'index serviront aux spécialistes qui souhaitent répérer telle œuvre, tel auteur, tel mot, tel phonème.

Aino Paasonen

VEIKKO VÄÄNÄNEN, *Introducción al latín vulgar,* Versión española de MANUEL CARRIÓN, Segunda edición revisada y aumentada, Madrid (Editorial Gredos) 1985, 449 p. *(Biblioteca universitaria Gredos, Manuales* 4).

Das Original dieses Klassikers der romanischen Philologie erschien 1963 in der *Bibliothèque Française et Romane* und, in it. Übersetzung, 1971. Die zweite fr. Auflage von 1967, mit einer Anthologie bereichert, ist 1974 von A. Limentani fürs It. bearbeitet worden. Eine sp.Überset-

zung davon erschien schon 1968 und wurde viermal nachgedruckt. Eine dritte fr. Neubearbeitung von 1978 liegt nun hier auf Sp. vor. Die «retoques» des Autors sind zwar zahlreich, ändern aber keineswegs den Charakter des Handbuches.

Es wäre also gewiß abwegig, ein so erfolgreiches Werk in seiner Grundkonzeption zu kritisieren. Man kann vermuten, daß es eines Tages nicht wegen wichtiger Neuentdeckungen auf diesem Forschungsgebiet ersetzt werden muß, sondern weil Stil und Darstellungsweise (wie z. B. Zitatenhäufungen mit Kurzreferenzen: «Ag. *C. litt. Petil.* 2, 23, 53 *De baptismo* ...») einer neuen Generation nicht mehr gefallen. Ob es aber auch im nächsten Jh. noch Seminare über das Vulgärlatein mit Bedarf nach einem Textbuch geben wird, ist eine andere Frage.

Die sp. Version dieses Buches hätte durch vermehrte Hinweise auf iberoromanische Dialekte und Sprachen profitiert. Die *Introducción* ist zwar keine historische romanische Wortlehre, zitiert aber hunderte von Lexemen. Welche Sprachen die Ehre haben, erwähnt zu werden, scheint oft dem Zufall überlassen. Par. 314 z. B., zum Wechsel *-ēre/-ĕre,* verweist auf «it. *mordere,* fr. *mordre*» und auf «it. *tondere,* fr. prov. cat. *tondre*». Ist *mordre* nur fr.? Die sp. Ausgabe hätte konsequent alle Beispiele im Hinblick auf iberoromanische Sprachen überprüfen sollen. Kat. Formen müssen nach heutigen Regeln korrigiert werden. Väänänen hat mehrere Beispiele aus Quellen wie z. B. Meyer-Lübke übernommen, die vor Pompeu Fabras Orthographie-Reform von 1913 gedruckt worden sind.

1989 erschien die dritte Neuauflage dieses Handbuches, mit dem Hinweis «revisada y corregida». «Revisada» ist wohl nach wie vor bloß die Übersetzung von fr. «revue» in der dritten Pariser Ausgabe, und «corregida» ist irreführend, da z. B. p. 24 immer noch Fehler wie «stilistic» statt «linguistic» (unter Posner) und «Voetzsch» statt «Voretzsch» (unter Rohlfs) vorkommen.

Curt Wittlin

✱

Françoise Gaide, *Les substantifs masculins latins en ...(i)o, ...(i)ōnis,* Louvain-Paris (Editions Peeters) 1988, 373 p. (*Bibliothèque de l'information grammaticale* 15).

Die Franzosen haben uns mit vielen wertvollen Arbeiten über lateinische Wortbildung verwöhnt; Gaide gibt ein Verzeichnis p. 4, und wir freuen uns darüber, daß sie diese schöne Tradition fortsetzt. Sie ist eine Schülerin P. Floberts, und sie behält bei der Präsentierung des lateinischen Materials die von ihm in seiner Arbeit *Les verbes déponents latins* (Paris 1975)[1] verwendete chronologische Einteilung bei (p. 63).

Nach einer kurzen Forschungsgeschichte folgen einleitende Kapitel über «Les formations indo-européenes apparentées», «Les dérivés romans», «Aperçu sur les suffixes de sobriquets dans la comédie grecque» (dieses Kapitel fällt aus dem Rahmen der Untersuchung und hätte ausgelassen werden sollen) und «Comment utiliser des *cognomina*?». Die *raison d'être* des letzten Kapitels ist die Häufigkeit der *-(i)o* Ableitung unter den *cognomina;* Gaide kommt zu der Schlußfolgerung, daß alle *cognomina* aus dem Inventar ausgeschlossen werden sollen, die nicht auch als Appellativa belegt sind. Als Kapitel 5 folgt sodann das chronologisch und innerhalb jeder Periode alphabetisch geordnete Inventar der *-(i)o* Ableitungen.

Das Material wird in drei Hauptabschnitten besprochen: 1. «Les termes motivés» p. 105 ss.; 2. «Les termes immotivés» p. 205 ss.; 3. «Les formes élargies» p. 261 ss. Innerhalb dieser Hauptabschnitte werden die Abteilungen nach semasiologischen Gesichtspunkten und nach Stämmen gruppiert. «Le suffixe a une valeur sémantique de ‹charactérisation›» p. 107 – 184; «La base est un substantif» p. 107 – 135; usw.

[1] Zu dieser Arbeit cf. Rez., *Kratylos* 20 (1975) p. 117 ss.

Mein Haupteinwand richtet sich gegen das p. 66 formulierte Prinzip, unter der Überschrift «Le point de vue synchronique»: «C'est celui que nous devons privilégier. A l'époque du structuralisme ce qu'il faut rechercher en premier lieu c'est la description d'un état de langue, la perspective diachronique n'étant que complémentaire.» Glücklicherweise ist Gaide diesem Prinzip nicht sklavisch gefolgt; dann hätte sie sich auf die *-(i)o*-Ableitungen eines einzelnen Autors oder eines einzelnen Textes beschränken müssen. Aber es hatte die Folge, daß die romanischen Ableitungen ganz summarisch für sich behandelt und dann bei Seite gelassen[2] werden. Vielmehr hätte es sich m. E. empfohlen, für jede lateinische Ableitung oder Kategorie von Ableitungen auch den romanischen Tatbestand mit in Betracht zu ziehen: die wichtige Frage der Vitalität verschiedener im späten Latein auftretenden Ableitungen läßt sich letzten Endes nur dann beantworten, wenn man feststellt, ob sie im Romanischen weiterleben, und das Problem, wieso einige Wörter lebenskräftiger als andere sind, erheischt immer unsere Aufmerksamkeit.

Nur noch eine Randnotiz: P. 14 «Que les mots tendent à être remplacés par des synonymes plus longs, c'est une loi linguistique». Das ist viel zu allgemein und kategorisch: in vielen indogermanischen Sprachen besteht eine Abneigung gegen kurze autonome Wörter; das wissen wir seit der grundlegenden Arbeit Wackernagels in den *Göttinger Nachrichten* 1906, p. 147 ss.; aber es gilt z. B. nicht für das Englische, wo Einsilbler beliebt sind; im Chinesischen sind bekanntlich sehr viele Wörter einsilbig. Übrigens gibt es in vielen Sprachen, u. a. im Lateinischen, auch die entgegengesetzte Tendenz, überlange Wortformen zu vermeiden, cf. E. Löfstedt, *Philologischer Kommentar zur Peregrinatio Aetheriae* (Uppsala 1911) p. 321s. und Haffter, *Wiener Studien* 69 (1956), 363ss. (mit Literatur).

Bengt Löfstedt

JÓZSEF HERMAN (ed.), *Latin vulgaire – latin tardif. Actes du Ier Colloque international sur le latin vulgaire et tardif.* (Pécs 2 – 5 septembre 1985), Tübingen 1987 (Niemeyer), VIII + 262 p.

Der Sammelband enthält 21 Beiträge rund um das Vulgärlateinische[1] und stellt das Ergebnis des ersten interdisziplinären Kolloquiums zu dieser Sprachstufe dar, welches unter Beteiligung der «Anreiner» Latinisten und Romanisten zustande gekommen ist. Und in der Tat handelt es sich zum Teil noch um recht tastende Versuche, sich der bislang zumindest vonseiten der Latinistik eher stiefmütterlich behandelten Sprachphase zu nähern. Anders überwiegend die romanistischen Beiträger, für die der Umgang mit dem Vulgärlateinischen zu den traditionellen Aufgaben zählt. Inhaltlich zum Teil stark divergierend, gibt es doch immer wieder erstaunliche Berührungspunkte zwischen den einzelnen Vorträgen, auf die im folgenden entsprechend dem hiesigen vornehmlichen Interessentenkreis mehr oder weniger umfassend eingegangen wird, ohne daß dies für die nicht weiter behandelten Beiträge eine Wertung bedeuten soll.

[2] Inkonsequenterweise werden z. B. p. 197 einige nur aus dem Romanischen erschlossene Bildungen erwähnt (**burrio* u. a.), aber auf der vorhergehenden Seite wird das Weiterleben von *pernio* im Romanischen verschwiegen.

[1] Ein weiterer Beitrag von G. IVANESCU, *Les traits caractéristiques de latin vulgaire tardif,* soll aufgrund seines Umfangs separat publiziert werden.

Nach einem allgemeinen Vorwort zur Genese des Kolloquiums sowie zur Disposition der Akten von J. Herman (p. I – V) und einem Abkürzungsverzeichnis (p. VII/VIII) folgen die Kolloquiumsbeiträge in alphabetischer Reihenfolge (p. 1 – 249), denen jeweils eine eigene Bibliographie folgt. Abgeschlossen wird der Band durch einen Index moderner wissenschaftlicher Autoren (p. 251 – 57) sowie einem Index alter Autoren (p. 259 – 62).

Eine inhaltliche Systematisierung der Beiträge ist, wie die Option des Herausgebers für die alphabetische Anordnung auch deutlich werden läßt, nicht ganz einfach, doch will ich eine Bündelung entsprechend dem obigen romanistischen Relevanzkriterium versuchen. Vier thematische Gruppen bieten sich an: 1. Zur Standortbestimmung des Vulgärlateinischen (Dardel, Wanner); 2. Allgemeine und theoretische Fragestellungen (Coseriu, Mańczak, Pulgram, Wüest); 3. Schriftliche Quellen (Borszák, Gaeng, Herman, Calboli); 4. Diachronische Sprachanalysen (Löfstedt, Iliescu).

Ad 1) Der Beitrag Robert de Dardels «Pour une meilleure intégration des études latines et romanes» (p. 65 – 75) kann als Programm für künftige interdisziplinäre Forschungen zwischen Romanisten und Latinisten verstanden werden. Nach einem knappen Überblick über Forschungsziele und -methoden der beiden Fächer im Hinblick auf das Lateinische seit dem 19. Jahrhundert bis in die jüngste Zeit wird auf eine Reihe von Unterschieden bezüglich der Analysebasis von Latinisten und Romanisten eingegangen. Während erstere sich im wesentlichen der Schriftsprache widmen und die gesprochene Sprache nur insofern berücksichtigen, als sie sich schriftlich niederschlägt, liegt das Interessensgebiet des Romanisten im wesentlichen im Bereich der gesprochenen Sprache, sei sie nun konkret über schriftliche Quellen oder nur rekonstruktiv greifbar. Beide Analysebereiche decken sich nur in einem minimalen Bereich, so daß Verf. für eine terminologische Abgrenzung plädiert: Der Begriff des Vulgärlateinischen soll dem Latinisten vorbehalten sein, der des Protoromanischen als überwiegend rekonstruktiv gewonnen dem Romanisten, meiner Meinung nach eine sinnvolle Scheidung, bei der man sich nicht über Etiketten streiten sollte. Kooperationsmöglichkeiten zwischen beiden Disziplinen werden aufgezeigt. – In eine ähnliche Richtung geht auch der Beitrag von Dieter Wanner, «Le latin vulgaire comme documentation du proto-roman» (p. 235 – 49), der den Begriff des Protoromanischen jedoch ausschließlich auf rekonstruktiv gewonnene Erscheinungen beschränkt sehen will, wohingegen der Begriff des Vulgärlateinischen in Funktion zu sehen sei einerseits zum Lateinischen, andererseits zu den romanischen Sprachen, eine Differenzierung, die jedoch nur eine Implikatur des Protoromanischen im Vlat. beinhaltet. – Einen anderen Schwerpunkt legt Witold Mańczak, «Origine des langues romanes: dogme et faits» (p. 181 – 88), der erneut seinen 1977 ausführlich präsentierten und vielfach abgelehnten Standpunkt zum Verhältnis von Klassischem Latein und Vulgärlatein vorträgt[2]. Das Vlat. sei *langue-fille* und nicht *langue soeur* zum Klat. Die Abhängigkeit wird als eine entwicklungsgeschichtlich-chronologische postuliert, die in eklatantem Widerspruch zu der heute allseitig in romanistischen Kreisen vertretenen Meinung steht, es handle sich um zwei Register ein- und derselben Sprache – und nicht, wie ihr Verf. unterstellt, um zwei nebeneinander bestehende Sprachen. Verf. sitzt hier einem vorwissenschaftlichen Verständnis des Sprache-Begriffs auf. Neben dem fehlenden Registerbegriff und der Nichtbeachtung der Architektur der Sprache bleiben auch wichtige Punkte wie die Interkomprehensibilität von Klat. und Vlat. sowie eine Phase der Diglossie und der Bilingualität unberücksichtigt.

Ad 2) E. Coseriu, «Le latin vulgaire et le type linguistique roman (À propos de la thèse de Humboldt: ‹Es sanken die Formen, nicht aber die Form›)» (p. 53 – 64), geht der Frage nach, ob es sich bei Klat., Vlat. und den romanischen Sprachen um Vertreter ein- und desselben Ty-

[2] Cf. W. Mańczak, *Le latin classique langue romane commune*, Wroclaw usw. 1977 und bereits id., «La langue romane commune: latin vulgaire ou latin classique?», *RRom.* 9 (1974), 218 – 31.

pus handelt. Die Argumentation vollzieht sich in der von Verf. anderweitig entwickelten Norm – System – Typus-Theorie[3], in der «Typus» Struktur- und Funktionsanalogien zwischen verschiedenen sprachlichen Teilsystemen meint. Die traditionelle Unterscheidung zwischen synthetischen und analytischen Sprachen reiche dabei zur Feststellung typologischer Unterschiede nicht aus, da Analyse und Synthese Strukturierungsmethoden, nicht jedoch typologisches Prinzip seien. Das relevante typologische Prinzip basiere vielmehr auf der Wiedergabe relationeller und nicht relationeller Werte. Und hier läßt sich den romanischen Sprachen ein eigener Typus zuordnen, der verschieden ist von dem, der das Klat. regiert: Während das Klat. in der Wiedergabe relationeller und nicht-relationeller Werte keinen Unterschied mache – beide werden im Prinzip durch interne, paradigmatisch bestimmte Elemente wiedergegeben (Flexionsendungen sowohl für Kasus [→ relationell] als auch für Genus- und Numerusangabe [→ nicht-relationell]) – trennen die romanischen Sprachen, ausgenommen das Modernfranzösische, zwischen der Wiedergabe relationeller und nicht-relationeller Werte. Erstere werden durch externe Determination syntagmatisch realisiert, letztere werden intern paradigmatisch determiniert, womit bewiesen sei, daß das Klat. und der größte Teil der romanischen Sprachen von unterschiedlichem Typus und damit eigenständige Sprachen seien. Der Übergang habe sich im Vlat. vollzogen. So anregend die Ausführungen sind, die auch mit Beispielmaterial aus verschiedenen Bereichen illustriert werden, so befriedigen sie nicht ganz. Die Aufhängung des Typus an der Art der Wiedergabe +/– relationaler Bezüge scheint aus den zufälligen Gegebenheiten in den betrachteten Sprachen zu resultieren, wobei eine wichtige Sprache, nämlich das Französische, aufgrund unterschiedlicher Strukturierungsmethoden herausfällt. Ferner ist die synonyme Verwendung von intern und paradigmatisch einerseits und extern und syntagmatisch andererseits als redundant störend. In diesem Zusammenhang sei auch auf den ungebräuchlichen Paradigmenbegriff hingewiesen, der nicht mehr aus der von Saussure vorgenommenen Scheidung in syntagmatische vs. paradigmatische Bezüge lebt. M.E. müßte der Typusbegriff noch wesentlich spezifiziert werden, um als geeignetes Sprachordnungsschema Anwendung zu finden[4]. – Ein weiterer Beitrag, der sich auf einer prinzipiellen Ebene ansiedelt, ist der von Ernst Pulgram, «The Role of Redundancies in the History of Latin-Romance Morphology» (p. 189 – 98), in dem das Verhältnis von sprachlichen Redundanzerscheinungen und Sprachwandel untersucht wird. Im Mittelpunkt steht die Lautenwicklung und deren Einfluß auf das Kasussystem des Lat. Der Verzicht auf eine morphologische Differenzierung der Kasus wird durch parallel bestehende Redundanzphänomene (relativ fixierte Wortstellung SPO, Funktionsmarkierung mithilfe von Präpositionen, Numerusfestlegung mithilfe der Verbalflexion usw.) ermöglicht und aufgefangen. Hinzu kommt, daß sich Sprache nicht nur im Hinblick auf Beseitigung von Redundanzen entwickelt, sondern auch neue Redundanzen schafft. Allerdings sei das Gebiet Beseitigung – Schaffung von Redundanzen im Laufe der Sprachentwicklung noch relativ unbeackert. – Auch Jakob Wüest, «Unité du latin ou unification du latin?» (p. 235 – 49), widmet sich einer grundsätzlichen Frage

[3] Cf. etwa E. Coseriu, «Sprachtypologie und Typologie von sprachlichen Verfahren», in: *Allgemeine Sprachwissenschaft, Sprachtypologie und Textlinguistik*. Festschrift für Peter Hartmann, Tübingen 1983, p. 269 – 79, sowie die durch G. Eckert vorgelegte Anwendung auf verschiedene Phasen des Französischen, cf. G. Eckert, *Sprachtypus und Geschichte*. Untersuchungen zum typologischen Wandel des Französischen, Tübingen 1986; ead., «Moyen français et français avançé», in: *Le Moyen Français. Actes du Ve Colloque International sur le Moyen Français*. Milan 6 – 8 mai 1985, vol. II, Milano 1986, p. 197 – 236.

[4] Zu einer kritischen Beurteilung cf. jetzt auch P. Wunderli, *G. Eckert, *Sprachtypus und Geschichte, ZFSL* 98 (1988), 301-08 und id., «Typologie – nichts als Probleme?», in: *Variato Linguarum. Beiträge zu Sprachvergleich und Sprachentwicklung*. Festschrift zum 60. Geburtstag von G. Ineichen, hg. von U. Klenk/K.-H. Köerner/W. Thümmel, Wiesbaden 1989, p. 299 – 317.

der Sprachentwicklung, und zwar inwieweit eine Substratsprache das Stratum tatsächlich zu beeinflussen vermag – angesichts der großen Rolle, die den Substraten in der Herausbildung der romanischen Sprachen zugeschrieben wird, ein zentraler Beitrag. Der Frage wird u. a. anhand der zeitgenössischen Entwicklung in Frankreich und Italien nachgegangen, wo die Dialekte zugunsten der Nationalsprache immer mehr im Schwinden begriffen sind. Am Beispiel speziell des Französischen gelingt Verf. der Nachweis, daß der Substrateinfluß mit der Zeit immer weniger im Bewahren lexikalischer, morphologischer und syntaktischer Eigenheiten besteht, sondern vor allem und in erster Linie im Bewahren phonetischer und intonativer Eigentümlichkeiten, auf deren Basis es zu einer Unifizierung der Stratsprache (hier der Nationalsprache) hin zu einer Regionalsprache komme. Dieses an einer zeitgenössischen Entwicklung Ablesbare könne *post festum* auch die vielfach festgestellte relativ geringe Zahl lexikalischer Relikte aus Substratsprachen erklären, so daß Dialektalisierung und folgende Unifizierung als die treibenden Kräfte für die Herausbildung auch der romanischen Sprachen angesehen werden müßten.

Ad 3) István Borzsák, «Schreibfehler in Klassikerhandschriften als Quelle für das Vulgärlatein» (p. 11 – 17), wertet die livianische Textüberlieferung nach zufälligen und für die Herausbildung auch der romanischen Sprachen wegweisenden Korruptelen aus. Insgesamt gesehen gelangt Verf. für den Romanisten zu keinen neuen Erkenntnissen. – Paul A. Gaeng, «Variétés régionales du latin parlé: Le témoignage des inscriptions» (p. 77 – 86), greift eine der Kernfragen der historischen Romanistik auf und sucht Belege für ein bereits regional gefärbtes Vulgärlatein mithilfe einer quantifizierenden Fehleranalyse in der christlichen Epigraphik des 4. – 7. Jahrhunderts. So kann er für Gallien seit dem 5. Jahrhundert verstärkt die Vermengung von Ĭ und Ē nachweisen, die in diesem Ausmaß in keiner anderen Region anzutreffen sei. Und auch für die Synkopierung des unbetonten Paenultimavokals kann er für die einzelnen romanischen Sprachen typische «Fehl»schreibungen in den entsprechenden Regionen nachweisen. Usw. Wenn die Fehleranalyse auch keine prospektiven Aussagen in Bezug auf die Herausbildung der romanischen Sprachen zuläßt, so kann sie zumindest retrospektiv dokumentarischen Charakter annehmen – mehr jedoch nicht. – József Herman, «La disparition de -s et la morphologie dialectale du latin parlé» (p. 97 – 108), verfolgt und erläutert das Verschwinden von *-s* in afrikanischen Dokumenten der Kaiserzeit, welches in berechtigtem Zusammenhang gebracht wird zur Ausdehnung der Akkusativform auf den Nominativ und als reguläres Verstummen von *-m* zu erklären ist. Ob die gleiche Erklärung auch für die spätere Entwicklung auf dem Weg zu den romanischen Sprachen hin Gültigkeit hat, muß offen bleiben. – Gualtiero Calboli, «Aspects du latin mérovingien» (p. 19 – 35), dokumentiert anhand von Notariatsakten aus dem Anjou den Zustand des im 6./7. Jahrhundert gesprochenen Lateins. Die These Roger Wrights, die Abfasser hätten sich absichtlich auf das niedrige Bildungsniveau ihrer Klienten herabbegeben[5], kann empirisch widerlegt werden, da sich die karolingische Reform auch in einer «besseren» Qualität der Notariatsakten niederschlage. Ende des 6. Jahrhunderts seien vielmehr zeitgenössisches Latein und klassisches Latein voll auf dem Wege, ihren Registerbezug zu verlieren, wobei ersteres in große Nähe zum faktisch nur schwer greifbaren Romanisch gestellt wird. Sprachlich dokumentiert wird dieser Stand durch die Herstellung eines Genesekonnexes zwischen Schwund des AcI (Ersatz durch QUIA-, QUOD- usw. Konstruktionen) und dem neu entstandenen romanischen Artikel, durch welchen der Verlust der morphologisch markierten Subjektstopikalisierung im AcI (→ Akkusativ) aufgefangen werde – eine sicherlich nicht uninteressante Hypothese, für die Verf. auf weitere Analysen in anderem Zusammenhang verweist[6]. Und D. Wanner geht im bereits oben

[5] Cf. R. Wright, *Late Latin and Early Romance in Spain and Carolingian France,* Liverpool 1982.

[6] Cf. z. B. G. Calboli, «Die Entwicklung der klassischen Sprachen und die Beziehung zwischen

angeführten Beitrag auf die Relation von Satzlänge, Verbstellung und Positionierung unbetonter Objektpronomina zum einen innerhalb einer Textsorte bei unterschiedlichem Abfasser (Briefe Ciceros und Terentius'), zum anderen in Texten mit unterschiedlichem kommunikativem Zweck (Augustinus' Predigten sowie dessen *Civitas Dei*) ein, die zum Teil bereits romanische Entwicklungen vorwegnehmen. Methode der Sprachrekonstruktion ist das von Dardel bereits erfolgreich angewandte Prinzip der Quantifizierung[7], die dem Beitrag eine solide Basis verschafft.

Ad 4) Leena Löfstedt, «Les suffixes -ARIUS et -ATOR en français» (p. 153 – 66), verfolgt in einer subtilen Analyse die Entwicklung der beiden Suffixe vom Lateinischen, wo ihnen je ein eigenes Signifikat entsprach, durch das Altfranzösische hindurch, wo es sowohl zur inhaltlichen wie auch zur formalen Verschmelzung kam, bis ins Modernfranzösische, welches als Neuerung wieder die alte Bedeutungsdifferenz übernimmt. – Maria Iliescu, «Ce que nous apprend le vocabulaire de base du latin sur la diversification lexicale des langues romanes» (p. 109 – 19), liefert eine quantitative Auswertung der Übernahme des lateinischen Grundwortschatzes, so wie er von Graur und Macarie herausgearbeitet wurde[8], in die romanischen Sprachen, speziell in Iberien, Gallien, Italien und Dakien, wobei sich auch hier die Sonderstellung Dakiens unter den romanischen Sprachen dokumentiert. Entsprechend dem Interesse von Verf. am Rumänischen fallen die Beobachtungen zu den übrigen Sprachgebieten relativ pauschal aus.

Bleiben abschließend noch die folgenden Beiträge zu nennen: T. Adamik, «ROMANIANE VIVAT – Bemerkungen zum Gebrauch des Vokativs in der afrikanischen Latinität» (p. 1 – 9); R. Coleman, «Vulgar Latin and the Diversity of Christian Latin» (p. 37 – 52); J. Harmatta, «Contribution aux antécédents locaux du latin vulgaire en Pannonie» (p. 87 – 96); S. Kiss, «La conception de la morphologie verbale chez les grammairiens latins» (p. 121 – 31); V. Law, «Grammars and Language Change: An Eigth-Century Case» (p. 133 – 44); B. Löfstedt, «Zum lateinischen Kommentar von Galens ‹Ad Glauconem›» (p. 145 – 51); Y. Malkiel, «Le dernier épanouissement des verbes en -ĒRE» (p. 167 – 79); N. Vasilieva, «Semiological Notes on ‹De arte coquinaria› by Apicius» (p. 199 – 205) und V. Väänänen, «Aspects littéraires/code scriptural vs. aspects populaires/code oral. Diasystème éclairé par l'‹Itinerarium Egeriae›» (p. 207 – 14).

Der Sammelband vermittelt ein äußerst vielschichtiges Bild dessen, was gemeinhin Vulgärlatein, Sprechlatein, Volkslatein usw. genannt wird, und er macht auch deutlich, daß sich hier noch ein weites Betätigungsfeld eröffnet, das v. a. von latinistischer Seite der Erschließung harrt als Basis für eine befruchtende Zusammenarbeit der beiden von diesem Latein betroffenen Disziplinen. Ein erster Schritt ist getan, und es bleibt zu hoffen, daß bei zukünftigen Kolloquien zum Vulgärlateinischen mehr gemeinsame Wege beschritten werden, als dies bei der Pilotveranstaltung geschehen konnte.

Edeltraud Werner

*

Satzbau, Wortstellung und Artikel», *IF* 83 (1978), 197 – 261; auch J. Herman, «Accusativus cum Infinitivo et subordonnée avec QUOD/QUIA en latin tardif», in: G. Calboli (ed.), *Proceedings of the 3rd Colloquium on Latin Linguistics*, Amsterdam 1986.

[7] Cf. R. de Dardel, *Esquisse structurale des subordonnants conjonctionnels en roman commun*, Genève 1983 und dazu meine Besprechung *VRom.* 44 (1985), 302 – 6.

[8] A. Graur, *Fondul principal lexical al limbii romane,* Bukarest 1957 und L. Macarie, «Observatii in legatura cu stabilitatea vocabularului latin», *Cercetari de lingvistica* 10 (1965), 315 – 25.

WALTER BERSCHIN, *Griechisch-lateinisches Mittelalter. Von Hieronymus zu Nikolaus von Kues,* Bern, München (Francke) 1980, 363 S.

Der Heidelberger Mittellateiner Walter Berschin hat mit diesem Buch ein ohne Zweifel bereits schon jetzt als klassisch anzusehendes *Enchiridion* zum Problem der Griechischkenntnisse in der lateinischen (bzw. latinophonen und/oder latinographen) Westhälfte des Römischen Reiches vorgelegt. Forschungsansatz, Stoffülle und Stoffverarbeitung haben – ganz abgesehen von einer stupenden Beherrschung sowohl der Primär- als auch der Sekundärliteratur – ein richtiges *chef d'œuvre* entstehen lassen, das auch den neusprachlichen Neuphilologen auf das vorteilhafteste anspricht. Der von B. abgedeckte Zeitraum reicht vom 4. Jh. (Hieronymus, 347 – 419) bis zum 15. Jh. (Nikolaus von Kues, 1401 – 1464), macht also ungefähr dort halt, wo die humanistische Griechischrezeption mit *direktem* Rückgriff auf die heidnisch-griechische Antike einsetzte. Das Mittelalter bevorzugte bzw. kannte an Griechischem vorwiegend Christliches bzw. Biblisches im allgemeinsten Sinn und hatte von der heidnisch-griechischen Antike nur eine sehr schwache direkte Kenntnis. B. gelingt es, das altbekannte Diktum, wonach es im Mittelalter hieß «Graecum est, non legitur», in sehr differenzierter Weise abzutönen, wobei er das Zusammenwirken politischer, religiöser, literarischer und übersetzungs- bzw. rezeptionsspezifischer Faktoren anschaulich und mit einer Bewunderung abnötigenden Detailkenntnis aufzeigt. Daß er dabei den Leser in bezug auf dessen Vorkenntnisse mehr als einmal hoffnungslos überfordert, steht auf einem anderen Blatt. Doch kann freilich dieser Umstand nicht dem Autor angelastet werden.

Das Buch enthält neben dem Vorwort (9 – 12) und 12 Textkapiteln ein Verzeichnis von «Siglen und Abkürzungen» (326), eine überaus reichhaltige «Bibliographie» (328 – 346), ein «Verzeichnis der zitierten Handschriften» (347 – 350, umfassend Manuskripte aus zahlreichen Bibliotheken von *Abbeville* bis *Zürich,* welche B. größtenteils im Original eingesehen hat!) und ein «Namensregister» (351 – 363). Zwei Bildtafeln (aus griech. Handschriften des 12. und 8. Jh.'s) in Schwarzweiß-Reproduktion vermitteln dem Leser zur Einstimmung eine ikonographische Vorstellung von der Welt der Graecolatina des Mittelalters. Für die Zitierung griechischer Belegstellen wurde nach einem Vorbild des 19. Jh.'s die «Tischendorfsche Unziale» gewählt. Dagegen ist es aber in Anbetracht der großen Informationsdichte des Textes als entschiedener Nachteil zu werten, daß die Fußnoten nur im Anhang präsentiert werden. Hier hätte der Verlag – vor allem auch in Anbetracht des exorbitant hohen Ladenpreises von sFr. 180.-! – durchaus eine entsprechende Großzügigkeit an den Tag legen können.

Das erste Kapitel «Forschungsbericht» (13 – 30) behandelt das negative Vorurteil der Humanisten gegenüber dem geistigen Erbe des Mittelalters, Probleme der Bibelbilinguen (wo das Griechische – wie sonst auch in manch anderen Bereichen – als eine der drei heiligen Sprachen seinen angestammten Platz hatte und eigentlich nie verlor) sowie die wissenschaftliche Diskussion von Graecolatina seit dem 16. Jh. bis in die Zeiten von L. Traube, M. Manitius, E. Delaruelle und P. Courcelle.

Im zweiten Kapitel («Schätzung und Kenntnis des Griechischen», 31 – 58) wird anhand zahlreicher Textbelege die Rolle des Griechischen im lateinischen Mittelalter dargestellt, wo es als heilige Sprache und Ursprache der christlichen Liturgie ein Symbol der Ökumene war. Ferner ist die Rede von den Wechselfällen der kulturpolitischen Beziehungen zwischen Rom und Byzanz, vom Erstarken dieser Beziehungen im 9. und 10. Jh., von deren Krise im 11. Jh. (1054 Kirchenspaltung) und vom venezianischen Kreuzzug gegen Byzanz im Jahre 1204. Man erfährt Details über die Kenntnis und Verwendung (meist isoliert gesetzter) griechischer Buchstaben in ansonsten lateinisch geschriebenen Texten sowie über die Sprachlehrmittel (meist rudimentäre griechisch-lateinische Glossare), deren sich die mittelalterlichen Intellektuellen bedienten. Griechische Lehrbücher im eigentlichen Sinn gab es erst seit dem Ende des 14. Jh.'s (1397: 1. Griechischlehrbuch von Manuel Chrysoloras, der in Florenz Griechisch lehrte; 47).

Für den Romanisten besonders interessant sind die auch an anderer Stelle des Buches anzutreffenden Hinweise auf die sprach- und kulturvermittelnde Rolle Unteritaliens und seiner damals noch zweisprachigen Städte (Amalfi, Salerno, Benevent) sowie auch des normannisch-staufischen Sizilien. Mit Schrecken liest man freilich das gegen die Griechen Konstantinopels gerichtete haßerfüllte Pamphlet aus der Feder eines Ratgebers des französischen Königs Philipps VI. (1328 – 1350), dessen *glotto-* bzw. *ethnophager Tenor* auch nach heutigen Maßstäben *erschüttert* (41, 53).

Im dritten Kapitel («Philosophischer und theologischer Hellenismus in der lateinischen Spätantike», 59 – 76) ist die Rede von der Stellung der griechischen Philosophie im römischen Westen nach dem 3. Jh., von den spätantiken Übersetzern und Kommentatoren griechischer Werke (neuplatonische Texte, theologische Traktate, Heiligenviten, Bibelstellen, Septuaginta etc.), von Dionysios Aeropagites (angeblich Zeitgenosse des Apostels Paulus), von Hilarius von Poitiers (315 – 367), von Rufinus von Aquileia (ca. 345 – 410) und natürlich vom Kirchenvater Hieronymus (347 – 419), dem der Heilige Augustinus (354 – 430) in bezug auf Griechischkenntnisse bei weitem nachstand. Hochgeschätzt waren im lateinischen Westen lateinische Übersetzungen des Psalters und griechischer bibelexegetischer Texte, von der überragenden Rolle der Septuagintaübersetzung des Hieronymus ganz zu schweigen.

Das 4. Kapitel ist übertitelt «Ökumene: Mönchtum, Wallfahrt, staatliches und kirchliches Recht im römischen Reich» (77 – 96). Es informiert über die Kultursymbiose der christlichen Spätantike (Hereinnahme Palästinas, Syriens und Ägyptens in die griechisch-lateinische Welt des Imperiums), über die Mönchswelt nach dem 4. Jh. und über die Entstehung verschiedener «Vitae (bzw. *Vitas* [sic!; cf. 93]) Patrum», über die Bedeutung Galliens als eines klassischen Landes abendländischen Mönchtums (Sulpicius Severus, 363 – ca. 420, und Cassian, ca. 360 – 430), über die Pilgerreisen der Spätantike (u.a. über jene der Äbtissin Egeria, der ein Romanisten ja wohlvertrauter Reisebericht zu verdanken ist) und über die Bedeutung des Corpus iuris civilis (sowie der darin enthaltenen Digesten) für die Tradierung griechischer Textfragmente und Zitate. Ferner ist die Rede von den Reichskonzilien der Spätantike (325: Nikäa, 381: Konstantinopel, 431: Ephesos, 451: Chalkedon) bzw. von den dabei entstandenen (natürlich griechisch redigierten) Konzilsakten. Eine zentrale Stellung kommt dabei dem Textesammler und Texteherausgeber Dionysius Exiguus (ca. 500 – ca. 550) zu, der die Konzilskanones und die bischöflichen Verlautbarungen (Dekretalen) der Päpste zusammenstellte.

Im 5. Kapitel beschreibt B. das «Gotische Italien» (97 – 112). Die Goten waren aus geographischen und historischen Gründen ursprünglich mehr der griechischen als der lateinischen Welt verbunden, von welch letzterer sie auch ihr arianisches Glaubensbekenntnis trennte. Das Reich Theoderichs des Großen (493 – 526) bot demnach eine gute Basis für die Pflege, Rezeption und Tradierung griechischer Kultur. Hier sind als führende Köpfe Boethius (ca. 480 – 524), Symmachus (525 †), Priscian (1. Hälfte d. 6. Jh.'s) und Cassiodor (ca. 487 – 583) sowie erneut Dionysius Exiguus (ca. 500 – ca. 550) zu nennen. Bedeutsam wurde ferner das von Cassiodor in Kalabrien gegründete Kloster Vivarium, wo die Übersetzungstätigkeit aus dem Griechischen in das Lateinische in besonderer Form blühte.

Das «Frühbyzantinische Italien und die Seeländer des Westens» beschreibt B. im 6. Kapitel (113 – 129). Seit etwa der 1. Hälfte des 6. Jh.'s erstarkt in Rom – parallel zum Schwinden der politischen Macht der Goten in Italien – griechisches Wesen und Tun immer mehr. Es gab graekophone Päpste und nicht wenige Gründungen griechischer Klöster in Rom selber. Dieser Konnex mit dem Griechischen scheint im langobardischen Italien (568 – 774) nicht untergegangen zu sein. Unter den «Seeländern des Westens» versteht B. Spanien, Irland und England. Im spanischen Reich der Westgoten war immerhin Isidor von Sevilla (599 – 636) tätig. Was Irland und die bekannte Auffassung betrifft, daß sich dort die griechischen Studien besonders gut entwickelt hätten, so nimmt B. eine vorsichtig abwägende Haltung ein. Unbe-

streitbar hat aber das irische Griechischinteresse auf den Kontinent ausgestrahlt. Auch im England der Zeit des Beda Venerabilis (ca. 673 – 735) scheint ein besonderes Interesse für Graeca aller Art bestanden zu haben.

Die Überschrift des 7. Kapitels lautet «Das merowingische Gallien – Karolingerhöfe» (130 – 157). Das spezielle Kulturinteresse des spätantiken Galliens setzt sich auch in merowingischer und karolingischer Zeit fort. Bekannt sind die Buchstabeninventionen von König Chilperich (je ein Sonderzeichen für griechisch ω und die lateinischen Polygramme *ae, the* und *uui;* 132). Demgegenüber hat das Reich Karls des Großen, das seit 774 mit der Welt von Byzanz über die neugewonnenen langobardischen Gebiete in direktem Kontakt stand, um vieles intensivere griechische Impulse erhalten. Griechische Elemente finden sich in der Hofpanegyrik Karls d. Gr.; im Kreis um Paulus Diaconus (ca. 720 – ca. 797) entstand der Plan einer Griechischschule (137); theologische Debatten mit Byzanz machen die Übersetzung verschiedener Konzilsakten nötig; Gesandtschaften pendeln zwischen Byzanz und dem Frankenreich. Eine besondere kulturfördernde Rolle kam dabei Karl dem Kahlen (840 – 877) zu, dessen wichtigster Hofgelehrter Johannes Scottus (auch «Euriugena» genannt, ca. 810 – 877) war. Als irischer Mönch verfügte er höchstwahrscheinlich über gute Griechischkenntnisse. Sein Wort für Wort vorgehender Übersetzungsstil wirkt um einiges unbeholfener als jener des eher sinngemäß übersetzenden Dionysius Exiguus des 6. Jh.'s. Die Johannes Scottus und seinem griechischen Disputationskontrahenten Theodor von Tarsos gewidmeten Zeilen (148 – 152) zählen zu den dichtesten des an Glanzpunkten gewiß nicht armen Buches von W. Berschin.

Das 8. Kapitel ist «Karolingischen Klöstern» (158 – 193) gewidmet. Verf. berichtet darin von den kulturellen Aktivitäten der Klosterschulen von St. Denis, Laon, Auxerre, St. Germain-des-Prés, Lüttich, St. Gallen und der Reichenau. Die Rede ist ferner von griechischen Sprach- bzw. Buchstabenspielereien bei Hrabanus Maurus (780 – 856), von den irischen Gelehrten Martinus von Laon (875 †) und Remigius von Auxerre (908 †), die beide um vieles geeichtere Gräzisten als Hrabanus Maurus waren, ferner von Abbo von St. Germain-des-Prés und Sedulius Scottus, der in Lüttich als Übersetzer fungierte und dabei u. a. den sogenannten «Seduliuspsalter» schuf. In St. Gallen wirkten Notker Balbulus (ca. 840 – 912) sowie die Mönche Ekkehart I. (973 †) und Ekkehart IV. (1060 †), welch letzterer sich in poetischer Form über den Griechischunterricht einer schwäbischen Herzogin geäußert hat (179 – 180). In der Reichenau schließlich arbeitete Walafrid Strabo (808/9 – 849), der Lehrer Karls des Kahlen. Vielleicht kam es auch nicht von ungefähr, daß der Slawenmissionar Method (der griechischer Herkunft war) einer Tradition zufolge in der Reichenau geweilt hat, ähnlich wie andere illustre Gäste aus der griechischen Welt auch.

Im 9. Kapitel («Italien im 9. und 10. Jahrhundert», 194 – 210) wird von der bedeutsamen Rolle Mailands unter den Franken nach 774 berichtet (in Mailand entstand damals u. a. der berühmte «Mailänder Doppelpsalter»), ferner vom Erstarken der Bindungen Roms an das Griechentum im 9. Jh. (es gab damals mindestens 9 ganz oder teilweise griechische Klöster in Rom) und von den großartigen Übersetzungen des Anastasius Bibliothecarius. Schließlich wird die große Bedeutung Neapels als eines Mittelpunkts literarischer und geistiger Kultur gewürdigt. Zahlreiche Übersetzer waren dort im Dienst und im Auftrag des kampanischen Herzogshauses tätig.

Von der «Ottonischen Epoche» handelt das 10. Kapitel (211 – 243). In dieser Zeit – die sich grosso modo von Otto I. (936 – 973) bis Heinrich II. (1002 – 1024) erstreckt – wird dem Griechischen als einem konstitutiven Element lateinischer Texte eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt. In der Person Liutprands von Cremona erwuchs dieser Epoche ein begnadeter Kultur- und Sprachmittler, der am Hof Ottos I. (des Großen) wirkte und auch dessen Gesandter in Konstantinopel war. Liutprands griechische Textdekorationen sind überaus partikulär und stellen ein Unikum dar. B. gibt davon durch zahlreiche ausführliche Originalzitate ein anschauliches Bild (vor allem 215 – 222). Die Rede ist ferner von Theophanu, der byzantinischen

Gemahlin Ottos II., und von Gerbert von Reims, dem Lehrer und Freund Ottos III., des Sohnes von Otto II., und Theophanu. B. geht schließlich den Spuren griechischer Mönche im Abendland nach und beschreibt die Bedeutsamkeit der «ottonischen Stätten» Trier, Echternach, Metz, Köln, Essen, Regensburg und Bamberg für die Entstehung bilinguer Texte und Graecolatina aller Art, wobei die referierten Manuskripte durch ansprechend ausgewählte Originalzitate eindrücklich vorgestellt werden.

Das 11. Kapitel interessiert mit seinen zahlreichen Hinweisen auf Unteritalien und Sizilien den Romanisten ganz besonders: «Hohes Mittelalter: von der Mitte des 11. Jahrhunderts bis zur Eroberung Konstantinopels durch die Lateiner (1204)» (244 – 289). Der Beobachtungszeitraum wird von zwei Schlüsseldaten (1054: Großes Schisma, 1204: Eroberung von Byzanz durch die Lateiner) begrenzt, anläßlich derer der lateinische Westen dem griechischen Osten in überaus militanter, ja geradezu kriegerisch-gewalttätiger Weise begegnete. Bedauerlicherweise hat diese Kontaktverstärkung zu keiner Intensivierung der griechischen Studien nördlich der Alpen geführt. Dagegen sind in Unteritalien in Städten wie Amalfi, Salerno, Benevent und Montecassino zahlreiche Übersetzer tätig gewesen, die neben religiösen auch medizinische und philosophische Graeca ins Lateinische übertragen haben. Zu nennen wären Urso von Lodi (auch: «von Salerno» genannt) für die Medizin und Petrus Diaconus (auf Montecassino tätig) für die Theologie.

Venedig und Pisa haben im 12. Jh. ihre kulturelle und ökonomische Präsenz in Byzanz durch die Errichtung eigener Stadtviertel unterstrichen: in der Hauptstadt des griechischen Ostens gab es also richtige Lateinerkolonien. Sinnfälliger Ausdruck dieser kulturellen Verflechtung war eine translatologische Disputation im Jahre 1136, über die Bischof Anselm von Havelsberg 1149 berichtet hat und an der zwei weitere, auch des Griechischen mächtige Geistesgrößen der Zeit teilgenommen haben, nämlich Jacobus Veneticus Grecus (sic) und Burgundio von Pisa. Andere illustre Namen dieser Zeit sind Moses von Bergamo und die Brüder Hugo Etherianus und Leo Tuscus aus Pisa. Alle drei waren in Byzanz tätig, standen zum Teil im Dienste des oströmischen Kaisers und übersetzten, wie überdies Burgundio von Pisa auch, sowohl aus dem Griechischen wie aus dem Arabischen. Vor allem Burgundio von Pisa hat in den Vorreden seiner Übersetzungen theoretische Überlegungen über die Tätigkeit des Übersetzers angestellt.

B. lenkt in der Folge den Blick des Lesers auf das normannisch-staufische Sizilien (mit Henricus Aristippus und dem dreisprachig gebildeten Admiral Eugenius von Palermo), ferner auf das sich mit dem Arabismus auseinandersetzenden Spanien des 12. Jh.'s und auf die in Frankreich und in England zum Verständnis von Dionysius Aeropagites unternommenen Bemühungen. Dabei kommt der Übersetzertätigkeit von Johannes Sarracenus eine besondere Bedeutung zu.

Das 12. und zugleich letzte Kapitel («Spätmittelalter – Frühhumanismus», 290 – 326) beleuchtet die letzte Epoche des mittelalterlichen Gräzismus vor dem Einsetzen der humanistischen Griechischrezeption. Wieder rückt Unteritalien (mit Nikolaus von Otranto) in den Fokus der Darstellungen des Verfassers. Allerdings ist die unteritalienische Gräzität im 13. Jh. nach dem Verlust der politischen Stütze durch Byzanz bereits stark im Rückgang begriffen. Die späten Staufer Friedrich II. und sein Sohn Manfred waren bekanntlich große Förderer der griechischen und auch der arabischen Kultur. In weiterer Folge berichtet B. von Robert Grosseteste, den Griechischstudien in Nordeuropa und England und vom Franziskaner Roger Bacon (ca. 1214 – ca. 1292), dem «Doctor mirabilis», der u. a. eine im Mittelalter unübertroffen gebliebene griechische Grammatik für Lateiner verfaßt hatte. Franziskaner und Dominikaner waren immerhin auch aus *missionarisch-theologischen* Gründen an einem vertieften Studium des Griechischen interessiert. Dies galt überdies auch für das Arabische, wie das Beispiel von Raimundus Lullus (1235 – 1316) zeigt. Interessant ist in diesem Zusammenhang der Beschluß des Konzils von Vienne (1312), je zwei Lehrkanzeln für Hebräisch, Griechisch, Arabisch und Chaldäisch (= Syrisch) in Paris, Oxford, Bologna, Salamanca und Rom zu schaffen, ein Beschluß, dem leider die Umsetzung in die Realität versagt geblieben ist.

Aus Süditalien, das unter der harten Herrschaft Karls von Anjou (1226 – 1285) radikal entarabisiert und entgräzisiert wurde, gingen aber noch einige hervorragende Übersetzer des 14. Jh.'s hervor, zu denen u. a. der Kalabrese Barlaam zählte, der einerseits Boccaccio in Neapel und andererseits Petrarca in Avignon Griechischlektionen erteilte. In Florenz (1361), Avignon (1342) und Rom (1380) unterrichteten süditalienische Gelehrte Griechisch. Damit war aber schon jene kulturhistorische Epoche angebrochen, die das Ende der mittelalterlichen und den Anfang der humanistischen Griechischrezeption darstellte. Weitere Akzente in dieser Richtung setzten die Reformkonzilien des 15. Jh.'s, v. a. aber jenes von Ferrara-Florenz (1438 – 1439), an dem durch persönliche Vermittlung von Nikolaus von Kues (1401 – 1464) eine hochkarätige Delegation aus Byzanz teilnahm, die bei den Lateinern einen tiefen Eindruck hinterließ und zahlreiche gräkolateinische Kulturinitiativen inspirierte (312 – 313). Dem neuen Rezeptions- und damit Übersetzungsdenken der Humanisten entsprach überdies ein aufschlußreicher lexikologischer Sprachwandel im Humanistenlatein: statt älterem *transferre, transvertere* oder *interpretari* für «übersetzen» bevorzugten die sich als Innovatoren fühlenden Humanisten fortan die verbale Innovation *traducere,* die zum Symbol einer neuartigen Übersetzerfreiheit wurde. Als Klammer zwichen den exklusiv vorwärtsorientierten Humanisten (v. a. in Italien) und dem Medium Aevum (und damit als Wahrer einer gewissen Kontinuität zwischen Altem und Neuem) darf der deutsche Kardinal Nikolaus von Kues (1401 – 1464) betrachtet werden, dem B. schöne Passagen auf den letzten Textseiten seines aufschlußreichen Buches (314 – 318) widmet.

Abschließend drei rezente Titel, die Berschins Bibliographie vorteilhaft ergänzen könnten:
Caracausi, Girolamo, *Lingue in contatto nell'estremo Mezzogiorno d'Italia. Influssi e conflitti fonetici,* Palermo (Centro di studi filologici e linguistici siciliani) 1986;
Cortelazzo, Michele, *L'influsso linguistico greco a Venezia,* Bologna 1970;
Vàrvaro, Alberto, *Lingua e storia in Sicilia,* Palermo (Sellerio) 1981 (von mir in dieser Zeitschrift angezeigt: 46, 1987, 302 – 304).

Alles in allem: ein *hochinteressantes* Buch, das seine Wirkung auch auf *Neuphilologen* nicht verfehlt und dem eine breite Rezeption gewünscht werden darf[1].

Hans Goebl

✱

Aeneas Silvius Piccolomini (Pius II) and Niklas von Wyle, The Tale of Two Lovers: Euryalus and Lucretia; edited with introduction, notes and glossary by E. J. Morrall Amsterdam 1988, 205 p. *(Amsterdamer Publikationen zur Sprache und Literatur* 77).

Piccolominis *Historia de duobus amantibus* gehörte zu den meistgelesenen Geschichten der frühen Renaissance, und die deutsche Übersetzung des Niklas von Wyle war auch im deutschsprachigen Raum sehr beliebt. Schon deswegen ist es erfreulich, jetzt sowohl Original wie Übersetzung in einem Bande bequem zugänglich zu haben.

Die im Titel und in der Einführung gebrauchten Termini «edited», «edition» sind allerdings irreführend: es handelt sich gar nicht um eine kritische Ausgabe, sondern M. beschränkt sich darauf, eine alte Edition des lateinischen Textes (gedruckt in Reutlingen, M. Greyff, 1478; bezeichnet: g; cf. p. 42) und eine des deutschen (gedruckt in Esslingen, K. Fyner, 1478; cf. p. 45) sorgfältig abzudrucken. Sogar die oft seltsame Orthographie und die – einen modernen Leser irreführende – Interpunktion werden mit unangebrachter Pietät

[1] Weitere z. T. sehr ausführliche Besprechungen finden sich in: *Biblos* 31 (1982), 363 – 364 (H. Harrauer), *Anzeiger für dt. Altertum* 1983 (1984), 95 (F. Rädle), *Speculum* 58 (1983), 147 – 149 (P. O. Kristeller), *ZRPh.* 98 (1982), 177 – 178 (K. Heitmann), *Revue du Moyen Age Latin* 38 (1982), 197 – 202 (Th. D'Angomont), *ASNS* 218 (1981), 372 – 374 (H.-J. Zimmermann).

beibehalten (cf. p. 53 s.); M. kritisiert sogar ältere Editoren, weil sie verschiedene Handschriften für die Konstitution eines kritischen Textes benutzt und die Interpunktion modernisiert haben (p. 36 s.). Falls es die Absicht M.s war, einen lateinischen Text zu drucken, der mit der von Niklas benutzten Version identisch ist oder ihr möglichst nahe steht, war zwar an eine gewöhnliche kritische Edition nicht zu denken, aber dann wäre es besser gewesen, eine photographische Reproduktion von g zu drucken.

Ich gehe zu Einzelbemerkungen über, wobei ich mich an die Einleitung und den lateinischen Text halte; die deutsche Version fällt außerhalb des Rahmens dieser Anzeige.

P. 39 ss. druckt M. ein Verzeichnis der Handschriften und Editionen, die er eingesehen hat, um einen Text zu finden, der dem der deutschen Version zugrundeliegenden nahe steht. Wie gesagt, fiel seine Wahl auf den sog. g, aber so schwer wird diese Wahl nicht gewesen sein, da diese Edition von Niklas selbst besorgt wurde: «Aeneas Silvius, *Epistolae familiares,* edited by Niklas von Wyle» (p. 42).

P. 50 fällt die Benutzung des Wortes «Archetype» am unteren Teile des Stemmas auf: dieser Terminus wird doch gewöhnlich für die verlorene Handschrift reserviert, von der alle erhaltenen Handschriften und Editionen stammen.

P. 71, 6 druckt M.: *Cuius adhuc similem visurus ne sim hereo;* viele Leser werden dies zweimal lesen müssen, um es zu verstehen; hätte M. gedruckt *Cuius adhuc similem visurusne sim, hereo,* ist es sofort verständlich. Andere Belege für irreführende Interpunktion sind z. B. p. 107, 14 s. *Nam etsi* (schreibe ich statt *etsi*) *plures te amant, nullorum* (statt . *Nullorum*) *tamen ignis comparandus est meo;* p. 125, 28 s. *linquens croceum Citonis aurora cubile* (statt . *Cubile) iam diem referebat optatum;* p. 137, 24 s. *Ego quidem itidem facerem* <:> *si facultas esset* <,> *Lucretiam tibi nudam ostenderem;* p. 153, 4 ... *quod quanquam esset mihi grauissimum, facerem* (statt . *Facerem) tamen;* p. 161, 23 s. *Eamus* <,> *inquit Agamenon* <,> *si tibi sic videtur* <;> *antea tamen inspiciende sunt fores;* p. 169, 26 s. *Quod dicis de raptu, esset* (statt . *Esset) mihi...iocundissimum.*

P. 77, 10 s. *Nam et matrimoniis est et puellis despectum senium.* Hier dürfte *matrimoniis* für *matronis* stehen (cf. ThLL 8, 480, 45 ss.) Niklas hat das Latein mißverstanden: *Danne das alter ist in der ee und vsserhalbe Jungen fröwen hessig vnd verschmecht.*

P. 81, 11 *illustrarum aspectu mulierum.* Die Flexion von *illustris* nach der 1./2. Dekl. ist bemerkenswert; im ThLL 7:1, 394, 77 s. werden nur ein paar Belege dafür verzeichnet. Wie M. p. 183 bemerkt, haben die zwei von ihm kollationierten Hss. *illustrium,* und so hat sicher Piccolomini geschrieben.

P. 87, 21 s. *Scio quid sit melius: quod deterius est sequor.* Cf. Ov. *met.* 7, 20 s. *video meliora proboque, deteriora sequor.*

P. 89, 4 s. *Vach prodam ego castos himeneos neque aduene: nescio cui credam.* Dies ist natürlich ein Druckfehler in g, und zu schreiben ist: ... *meque aduene nescio cui credam* (cf. p. 183). Niklas hat den Fehler nicht bemerkt, und seine Übersetzung ist entsprechend dunkel.

P. 89, 12 s. *Quot me ambiunt porci* <,> *quocunque pergo.* Es fällt auf, daß Niklas den Fehler *porci* statt *proci* nicht entdeckt hat; er übersetzt: *wie vil süwe umb gand mich allenthalben wa hin jch kere.*

P. 103, 28 *horatim* «jede Stunde». Dieses Adverb ist im ThLL nicht verzeichnet, aber bei DuCange, *Glossarium mediae et infimae Latinitatis,* bei Bartal, *Glossarium mediae et infimae Latinitatis regni Hungariae,* und M. Kostrenčič, *Lexicon Latinitatis medii aevi Iugoslaviae,* findet sich je ein Beleg[1].

P. 109, 24 *num illi* (sc. *Didoni) peregrinus amor interitum dedit* <?> Zu *num* für *nonne* s. Hofmann & Szantyr, *Lateinische Syntax* 463.

[1] Es wird auch von A. Blaise, *Lexicon Latinitatis medii aevi,* R. E. Latham, *Revised Medieval-Latin Wörd-List* (seit 1520) und M. Plezia, *Lexicon mediae et infimae Latinitatis Polonorum* (seit 1503) verzeichnet.

P. 119, 18 *Lucrecia* (M. mit g: *Lucreciam) interim domi manere.* Es liegt die Konstruktion mit einem historischen Infinitiv vor, und *Lucreciam* ist ein Druckfehler.

P. 123, 7 s. *Parum enim refert non agere et sic agere vt nemo sciat.* Hier steht *refert* für *differt* (Niklas: *Dann es ist nit vil vnderschaids...).* Dieser Sprachgebrauch wurde von E. Löfstedt, *Vermischte Studien* (Lund 1937) 106 s. behandelt und mit Stellen aus Tertullian, Paul. *Digest.* und Boethius belegt. Es gibt aber ältere Belege: Hofmann & Szantyr *op. cit.* 84 zitieren einen aus Cicero; ich füge noch hinzu: Iuv. 6, 657 *Hoc tantum refert, quod...* (G. G. Ramsay übersetzt in der Loebausgabe: «The only difference is this ...»).

P. 147, 15 *parum videbat vxori.* In der Anm. 120 z. St. bemerkt M.: «*videbat:* an error for *fidebat (fido* ‹trust›).» Das stimmt natürlich, aber man fragt sich, warum M. hier auf den Fehler aufmerksam macht, während er u. a. über die oben genannten Fehler in g schweigt; Niklas übersetzt hier wie sonst den fehlerhaften Text. Die Schreibung *v-* statt *f-* fällt in einem in Deutschland gedruckten Text nicht auf; ein weiterer Beleg für diese Verwechslung in unserem Texte ist 119, 18 *venestras* für *fenestras.*

P. 167, 21 *irrepensatus* «ohne zurückbezahlt zu werden». Dieses Partizip ist in den mir zugänglichen Wörterbüchern unbelegt.

Bengt Löfstedt

W. Dietrich/H.-M. Gauger/H. Geckeler (Hrsg.), *Grammatik und Wortbildung romanischer Sprachen.* Beiträge zum Deutschen Romanistentag in Siegen, 30. 9. – 3. 10. 1985, Tübingen (Niemeyer) 1987, XI + 242 S. (*TBL* 297)

Der vorliegende Band hat dem Titel entsprechend zwei Schwerpunkte, für die einerseits W. Dietrich und H. Geckeler (Grammatik) und andererseits H.-M. Gauger (Wortbildung) herausgeberische Verantwortung tragen, wie dem ebenfalls getrennt abgefaßten Vorwort (VII-XI) zu entnehmen ist. Der umfangmäßig größere Teil zur Grammatik (1 – 147) bietet neben der Behandlung theoretischer und methodischer Fragestellungen (Hunnius, Kleineidam, Berschin) sowohl Beiträge zu grammatischen Erscheinungen in mehreren romanischen Sprachen (Krenn, Geckeler, Dietrich) als auch solche zur einzelsprachlichen Grammatikforschung (Schepper, Schwarze, Seelbach). Die Beiträge zur Wortbildung (149 – 242) umkreisen den von Gauger geprägten Begriff der «durchsichtigen Wörter» und sind, trotz des ausnahmslosen Rückgriffs auf eine empirische Basis, bis auf den letzten Beitrag (Baldinger) vorwiegend theoretisch ausgerichtet (Laca, Lang, Rainer, Rettig, Roth).

K. Hunnius, «Zur Konsistenz und Vorhersagbarkeit grammatischen Wandels» (3 – 12), wirft der traditionellen Sprachbetrachtung eine ausgeprägte Tendenz zu einer Vereinfachung bei der Darstellung einzelsprachlicher Struktureigenschaften vor[1]. Verf. erteilt jeder sich prognostisch gebenden Linguistik in diesem Sinne eine klare Absage, indem er in Anlehnung an Geckeler die sprachtypologische Mischung als grundlegendes Charakteristikum einer jeden natürlichen Sprache hervorhebt[2], so daß dem Konsistenzprinzip als Basis für sprachliche Ent-

[1] Verwiesen wird dabei etwa auf die von K. Baldinger herausgestellte Tendenz des Französischen zur Prädetermination, cf. Baldinger, «Post- und Prädeterminierung im Französischen», in: *Festschrift für W. v. Wartburg zum 80. Geburtstag*, Tübingen 1968, p. 87 – 106); oder B. Müllers Feststellung einer jeden Sprache inhärenten Tendenz zu systematischer Vereinheitlichung, cf. Müller, «Entwicklungstendenzen im Französischen: Adjektiv und Genusmarkierung», in: *Fakten und Theorien.* Festschrift für H. Stimm, Tübingen 1982, p. 185 – 94.

[2] Cf. H. Geckeler, «Le français est-il une langue isolante? – V. Skalička et la typologie du français», in: *Navicula Tubingensis.* Festschrift für A. Tovar, Tübingen 1984, p. 145 – 59, bes. p. 147.

wicklungsprognosen keine Tragfähigkeit zuerkannt werden kann. In diesem Zusammenhang wäre es jedoch nicht uninteressant zu wissen, ob es auch auf der Ebene des morpho-syntaktischen Sprachwandels so etwas gibt, wie das von J. Wüest für den Lautwandel konstatierte Zusammenspiel von zufälligen und notwendigen Entwicklungen oder Nicht-Entwicklungen[3], unbenommen der Tatsache, ob typologische Vereinheitlichungsströmungen angenommen werden oder nicht. Hinzu kommt, daß auch register- und/oder dialektspezifischen Entwicklungstendenzen verstärkt Rechnung zu tragen wäre.

H. Kleineidam, «Gebrauchsgrammatische Normen und Regeln» (13 – 28), befaßt sich nach einer Abgrenzung der spezifischen Zweckorientierung von wissenschaftlicher und Gebrauchsgrammatik mit den Fundamenten der Normen und Regeln in letzteren. Als ausschlaggebend für gebrauchsgrammatische Darstellungen im Zweitsprachenerwerb werden einerseits Frequenzdominanzen in bestimmten Distributionen herausgestellt, womit ein Plädoyer gegen allzu vereinfachende Pauschalisierungen, so wie sie häufig in Lernergrammatiken anzutreffen sind, verbunden wird. Und andererseits wird die explizite Zuordnung von Alternativen zu einzelnen sprachlichen Varietäten bzw. deren Registern als unerläßlich vorgeführt, denn Kern einer Fremdsprachengrammatik sei nicht die Herauslösung abstrakter *langue*-bezogener Grundwerte, sondern auf die Verwendungsnorm bezogene Regularitäten, die in bestimmten Kontexten höchstwahrscheinlich erwartbar sind. Dabei erweist sich die ideale Gewichtung von Beispielmaterialien und expliziten kommentierenden Erklärungen als Hauptschwierigkeit bei der Abfassung von Gebrauchsgrammatiken, da man bisher nur über mangelhafte Kenntnisse von Fremdsprachenlernprozessen und der Wirkung von Fremdsprachenlehrverfahren verfügt – ein Problem, dessen Lösung noch nicht einmal in Sicht ist. Ich meine sogar, daß man sich hier gewissermaßen in einem *circulus vitiosus* bewegt, da jeder Grammatiker mehr oder weniger der traditionellen Lehr- und Lernmethode verhaftet ist, die sich immer noch – und das erfolgreich – an dem Raster der klassischen Grammatik orientiert, selbst wenn dessen Inadäquatheit für zahlreiche Bereiche offensichtlich und auch anerkannt ist. – In eine ähnliche Richtung gehen auch die Ausführungen von H. Berschin, «Empirische Grammatik (am Beispiel des Spanischen)» (29 – 36), der jedoch den Erstsprachenerwerb im Auge hat.

Die Beiträge, die sich weniger methodischen und methodologischen Fragestellungen widmen, werden von H. Krenn, «Zum Phänomen der ‹Partitivität› bzw. ‹Teilungsartikel› in den romanischen Sprachen (Versuch einer neuen Deskription)» (37 – 53) angeführt, der, ausgehend von der an anderer Stelle bereits vertretenen These eines lateinischen Ursprungs des Teilungsartikels[4], diesen dahingehend neu zu interpretieren versucht, daß sein Grundwert nicht in Relation zu einem Explikat «unbestimmte Menge» zu sehen sei, sondern vielmehr als informativer Begriff gefaßt werden müsse, was immer das auch bedeuten mag. Sieht man einmal davon ab, daß in diesem Zusammenhang wichtige Beiträge wie die von W. Raible oder H. Weinrich[5] nicht einmal genannt werden, ist die Sicht Krenns abzulehnen, da sich bereits die Herleitung aus dem Lateinischen nicht halten läßt – und damit die *conditio sine qua non* für alle weitergehenden Ausführungen, wie Verf. selbst einräumt. Zunächst trägt die vornehmliche Begründung des Vorhandenseins eines Teilungsartikels in mehreren auch gebietsmäßig be-

[3] Cf. J. Wüest, *La dialectalisation de la Gallo-Romania.* Problèmes phonologiques, Berne 1979.

[4] Cf. H. Krenn, «Die Verbum primo loco-Hypothese oder Vorschläge für eine Theorie zur Genese des Teilungsartikels in den romanischen Sprachen», in: *Sprache und Text. Akten des 18. Linguistischen Kolloquiums*, Linz 1983, hrsg. v. H. Krenn/J. Niemeyer/U. Eberhardt, Tübingen 1984.

[5] Cf. W. Raible, *Satz und Text. Untersuchungen zu vier romanischen Sprachen*, Tübingen 1962; H. Weinrich, «In Abrede gestellt: Der Teilungsartikel in der französischen Sprache», in: id., *Sprache in Texten,* Stuttgart 1976.

nachbarten romanischen Sprachen (ital., frz., sard., prov.) nicht, da damit konsequenterweise ein noch «lateinischerer» Ursprung der in allen romanischen Sprachen anzutreffenden bestimmten und unbestimmten Artikel angenommen werden müßte – angesichts der sprachlichen Beleglage eine Absurdität, die auch für die Interpretation des Teilungsartikels gilt: Denn wie kann man die Wurzeln des Teilungsartikels im Lateinischen annehmen, wenn das Lateinische gar keine Artikel kennt? Hinzu kommt, daß der Teilungsartikel, dessen Inventar *du*, *de la*, *de l'* und *des* bilden sollen, an keiner Stelle in Beziehung zum übergeordneten Teilsystem der Artikel schlechthin gestellt wird. Eine Konfrontation *bestimmter Artikel – unbestimmter Artikel – Teilungsartikel* hätte mit Sicherheit mehr eingebracht, als die Feststellung eines Forschungsdesiderats hinsichtlich der Leistung des Teilungsartikels in koordinativen Strukturen[6]. Und trotz des Etiketts «Teilungsartikel in den romanischen Sprachen» wird vornehmlich nur das Französische behandelt.

Tatsächlich nicht nur auf eine Einzelsprache beschränkt ist hingegen der Beitrag von H. Geckeler, «Pluralmarkierung im Nominalsyntagma der romanischen Sprachen» (55 – 68), in dem pluralmarkierende Ausdrucksstrukturen anhand des Spektrums der Sprachen der alten und der neuen Romania systematisch hinsichtlich Mehrfach-, Einfach- und Nicht-Markierung vorgeführt und in Beziehung zu typologischen Grundstrukturen (isolierender vs. flektierender Sprachtypus) gestellt werden, wobei die das Französische kennzeichnende typologische Gegenläufigkeit von gesprochener und geschriebener Sprache angemessen berücksichtigt wird. Allerdings erscheint die Feststellung, eine Reihe romanischer Sprachen bzw. Sprachvarietäten seien auf dem Weg vom flektierenden zum isolierenden Sprachtypus, auf der Basis nur eines Parameters sehr gewagt und müßte anhand weiterer sprachlicher Bereiche validiert werden. Hinzu kommt, daß im Hinblick auf die romanisch fundierten Kreolsprachen Entwicklungstendenzen herausgestellt werden, die eventuell nicht für diesen Typ, sondern generell für Kreolsprachen charakteristisch sein könnten. Auch auf diesem Gebiet wären weitergehende Untersuchungen notwendig.

Der Beitrag von W. Dietrich, «Romanische Objektmarkierung und das Verhältnis von direktem und indirektem Objekt» (69 – 79), enthält viel Erhellendes zur Interpretation des sog. präpositionalen direkten Objekts, so wie es etwa im Spanischen und Rumänischen – aber auch in zahlreichen süditalienischen Dialekten – anzutreffen ist, wobei die Distribution in den näher betrachteten Sprachen Spanisch und Rumänisch trotz eines gemeinsamen Kernbereichs keineswegs identisch ist, genausowenig wie der Grundwert dieser präpositional markierten Objekte. Verf. geht dabei von der These aus, daß jedes Morphem eine identische Bedeutung in allen nur möglichen Kontexten bewahre, also nicht nur grammatisch diskriminierende Funktion habe (etwa Subjekt vs. Objekt). So habe die Präposition *a* im Spanischen als Bestandteil einer direkten Objektsergänzung die gleiche Bedeutung wie in Verbindung mit dem Dativobjekt. Unter Rückgriff auf die von Weinrich in seiner *Textgrammatik* entwickelte Terminologie spricht er hier von «Partnerobjekt»-markierend[7]. Anders im Rumänischen, wo das durch *pe* eingeleitete Objekt in inhaltlicher Korrelation zu einem zirkumstantiellen Objekt lokalen Bedeutungsumfangs steht. Die Argumentation ist einleuchtend und stellt eine durchaus interessante formal-semantische Herangehensweise an grammatische Erscheinungen dar.

Mit dem Beitrag von E. Schepper, «Zur Mikrosystematik der transkategorialen Plurifunktionalität von QUOI» (81 – 102), sind wir bei den einzelsprachlichen Analysen angelangt. Verf. löst drei syntaktische Funktionen von QUOI heraus, abstrahiert allerdings in seinen Betrachtungen von einer Zuordnung in ein übergeordnetes Teilsystem, da hier bereits alles Denkbare

[6] Cf. hierzu allerdings jetzt MARIANNE HOBAEK HAFF, *Coordonnants et éléments coordonnés*, Oslo 1987, bes. p. 201, 252.

[7] Cf. H. WEINRICH, *Textgrammatik des Französischen*, Stuttgart 1982.

von Moignet geleistet worden sei[8]. Dennoch stellt er sich nicht in den von diesem vorgegebenen Rahmen, sondern liefert eine – terminologisch dependentiell und tiefenkasus-grammatisch verbrämte – syntaktisch-funktionelle Distributionsanalyse der drei herausgestellten Werte Interrogativum, Relativum und Interjektion. – Ch. Schwarze, «Zur lexikalisch-funktionellen Analyse der Reflexivierung im Italienischen» (103 – 19), geht dem Problem im Rahmen der von Bresnan 1982 erstmals vorgelegten lexikalisch-funktionellen Grammatik (LFG) als kontextfreie atransformative Grammatik nach. Er kann dabei die 17 durch Beispiele belegten Nutzwerte von italienischen Reflexivkonstruktionen auf zwei Basiswerte reduzieren, die er über die sich ausschließenden Merkmale REFL (= REFLEXIV) und IMPERSONAL beschreibt. Und auch die sog. morphologische Substitution bei Kombinationen von *si* REFL mit einer weiteren Proform *si*, also **si si* → *ci si* kann in diesem Rahmen plausibel erklärt werden. – D. Seelbach, «Oberflächensyntax französischer Verben und lokale Tiefenkasusrelationen – Auf dem Weg zu einer lexikalisch-funktionalen Grammatik mit syntaktisch und semantisch homogenen Verbklassen» (121 – 47), sieht sich dem gleichen Sprachbeschreibungsmodell verpflichtet. Der Rahmen wird durch die lexikalistische Tiefenkasustheorie in Anlehnung an Fillmore und Anderson sowie durch die transformationell-distributionelle Methode nach Gross sowie den eigenen Ansatz des Verf. abgesteckt. Ausgangsthese ist die folgende: Sowohl grammatisches Subjekt als auch sämtliche Typen von Objektsergänzungen sind lokalistisch interpretierbar, wenn sie mit Einheiten bestimmter Verbklassen auftreten. Als Test wird die Kommutationsprobe mit explizit lokalen Ergänzungen angewendet. Drei Lokativtypen werden herausgelöst: szenischer Lokativ (*location*), Ziellokativ (*goal*) und Ursprungslokativ (*source*), wobei eine Verbindung von zwei oder allen drei Typen in einem Satz durchaus möglich ist, z. B. *Il a traversé la France du nord au sud.* Damit bewegt sich Verf. auch im Sinne der LFG auf der Ebene der Annahme einer nicht-isomorphen Inhalts- und Ausdrucksstruktur einer natürlichen Sprache. Allerdings wird an etlichen Stellen die Trennung sprachlicher und außersprachlicher Relationierungen verwischt, wenn etwa u. a. festgestellt wird, daß bei Belegtypen wie *Nous avons parcouru la France* eine Ortsveränderung des grammatischen Subjekts stattfindet – eine lokale Veränderung erfahren kann ja wohl nur der Referent. Doch könnte man sich vorstellen, daß ein solcher Ansatz gerade auch für den Bereich «Übersetzung» fruchtbringende Erkenntnisse und Formalismen bereitstellen könnte.

Ein ähnlich breites, wenn auch wesentlich heterogeneres Spektrum wird auch im zweiten Teil des Sammelbandes zur Wortbildung vorgeführt. Brenda Laca, «Probleme der semantischen Beschreibung denominaler Nomina agendis (am Beispiel des Spanischen)» (151 – 69), will fundamentale Kritik an dem seit den 60er Jahren immer mehr in den Vordergrund gerückten Syntaktizismus bei der Beschreibung der Wortbildungen zugrundeliegenden Strukturen üben, ohne jedoch echte Argumente dagegen vorzubringen. Sicherlich sind die Wortbildungen zugrundezulegenden syntaktischen Strukturen sinnvollerweise auf einem recht abstrakten Niveau zu fassen[9] – und das räumt Verf. ja auch ein, so daß die Gegenposition zu syntaktischen Zugängen zu Wortbildungen nirgendwo greifbar zutage tritt, genauso wenig wie Alternativen angeboten werden. Ein alternativer eigener Standpunkt der Verf. bleibt dabei im Verborgenen. – J. Lang, «Wortbildung und wiederholte Rede (anhand spanischer und deutscher Beispiele)» (171 – 86), versucht in einem Coseriu zum 65. Geburtstag gewidmeten Beitrag über eine definitorische Eingrenzung von Wort und Rede, von Wortbildung und wiederholter Rede Zusammenstellungen des Typs *vino blanco, casa de campo* usw. einen systematischen Platz im Lexikon der Sprache zuzuweisen. In Verbindung mit Wortbildungserscheinungen meint wie-

[8] Cf. G. Moignet, *Études de psycho-systématique française*, Paris 1979.

[9] Cf. hierzu auch den von Verf. nicht zitierten Artikel von P. Wunderli, «Die Strukturen der Wortbildungen mit ‹avant-›», in: *Festschrift für K. Baldinger zum 60. Geburtstag*, hrsg. von M. Höfler/H. Vernay/L. Wolf, Tübingen 1978, p. 330 – 60.

derholte Rede dabei die Wiederholung nicht satzäquivalenter Wortgruppen und Wörter, die als Komplex bewußt im kollektiven Gedächtnis der Mitglieder einer Sprachgemeinschaft gespeichert seien, jedoch nicht als Wortbildungen, sondern als eigenständige Klasse von sog. lexikalischen Periphrasen. Doch ist damit das Problem nur vordergründig gelöst, insofern als die graphische Einheit letztendlich das Abgrenzungskriterium für Wortbildungen und wiederholte Rede abgibt. Ein sprechsprachliches Äquivalent wird nicht ins Auge gefaßt. – Eine andere Richtung peilt F. Rainer, «Produktivitätsbegriff in der Wortbildungslehre» (187 – 202), mit einer begriffsanalytischen Untersuchung des in der Wortbildungslehre immer wieder bemühten Produktivitätsbegriffs an. – W. Rettig, «Wortbildung und Wörterbuch: die Wortbildungslehre zwischen Entlehnung und Lexikologie» (203 – 9), illustriert anhand ausgewählter französischer und italienischer Wörterbücher die Berücksichtigung von Wortbildungen in einsprachigen Wörterbüchern und stellt eine fast durchgängige Vermischung von Erkenntnissen der Entlehnungslehre (Studium der Entlehnungen aus anderen Sprachen), der Wortbildungslehre (Studium der lexikalischen Neuerungen innerhalb einer Sprache) und der Lexikologie (Studium des lexikalischen Bestandes einer Sprache) vor. Die Ausführungen münden ein in ein Plädoyer für eine systematische Trennung der drei Erkenntnisbereiche auch innerhalb von Wörterbuchartikeln. – W. Roth, «Zur Nominalkomposition im modernen brasilianischen Portugiesisch» (211 – 22), schließlich widmet seine Aufmerksamkeit einem Teilaspekt einer bislang stark vernachlässigten Varietät der neuen Romania. – Abgeschlossen wird der Sammelband durch einen brillanten Beitrag von K. Baldinger, «Das merkwürdige Suffix ‹-eur› im alten Hennegau (Zu Polysemie, Homonymie und Skriptainterferenzen bei Suffixen)» (223 – 43), in dem sich Verf. auf die Suche nach den sprachhistorischen Spuren der vier Bedeutungsvarianten von *sainteur* in den *Coutumes des Hainauts* von 1534 begibt, in deren Zuge ihm eine Chronologie der Herausbildung der vier Bedeutungswerte seit dem 10. Jh. gelingt, die dann ausführlich anhand von Originalzitaten aus dem 16. – 18. Jh. belegt werden.

Insgesamt gesehen behandelt der Sammelband eine Fülle von Aspekten, die natürlich nur schwerlich in ihrer ganzen Tiefe und Tragweite reflektiert werden können. Doch zeigt sich auch, daß die traditionellen Bereiche romanistischer Forschung weiterhin Anstoß zu neuen Überlegungen zu geben vermögen.

Edeltraud Werner

✱

DIETER WANNER, *The Development of Romance Clitic Pronouns: From Latin to Old Romance,* Berlin, New York, Amsterdam (Mouton de Gruyter) 1987, xxxvi + 662 p. *(Empirical Approaches to Language Typology* 3).

In una collana dal titolo prestigioso, curata da B. Comrie e G. Bossong, compare finalmente il volume da tempo annunciato dall'autore, che da anni si è occupato dell'argomento in lavori di minor mole (ed ora preannuncia un secondo volume, sullo sviluppo dalla fase romanza antica a quella moderna).

È noto che il comportamento sintattico dei pronomi atoni romanzi pone al linguista interessanti problemi teorici, così che spesso negli ultimi decenni, e soprattutto in ambito generativista, agli studi descrittivi si sono strettamente intrecciate riflessioni di teoria sintattica e di tipologia[1]. In questa linea di interessi insieme descrittivi e teorici si colloca anche il libro di

[1] Per una rassegna si veda ora il vol. 19 della serie *Syntax and Semantics: The Syntax of Pronominal Clitics,* a cura di HAGIT BORER, New York (Academic Press) 1986 (utile in particolare l'introduzione). Per gli studi di romanisti è ancora valida la rassegna di H. RAMSDEN, *Weak-Pronoun Position in the Early Romance Languages,* Manchester (Manchester University Press) 1963, pp. 1 – 24.

Wanner, il cui taglio storico lo lega peraltro anche alla tradizione di lavori di romanistica sull'argomento. L'interesse di Wanner resta comunque incentrato sull'aspetto sintattico del problema, cioè sulla nascita del sistema romanzo di pronomi clitici rigorosamente adverbali: ad esso sono dedicati i capitoli centrali del volume, 4. – 6., preceduti da capitoli introduttivi e seguiti da capitoli su temi complementari, sempre sintattici: la nascita della struttura con risalita del clitico da un infinito ad un verbo finito reggente (7.) e lo sviluppo della posizione romanza del verbo nella frase (8.). Concludono il volume considerazioni teoriche generali e un'infinità di appendici (ben dodici) con dati, tabelle, esempi etc.

Il problema, presentato nel primo capitolo, è il seguente. In latino i pronomi si comportano come normali costituenti di frase; talvolta assumono la seconda posizione di frase (‹posizione Wackernagel›), collocazione tipica nelle lingue indoeuropee antiche (e non solo in esse) delle particelle atone, il che ce li fa interpretare come enclitici: tuttavia tale posizione non è fissa (si pensi per contro a particelle di frase come *-ne,* o a connettivi come *-que* o *-ve,* che sono veri clitici), né vi è una forma speciale per tale posizione. Nelle lingue romanze invece i pronomi atoni sono clitici speciali: hanno posizione fissa (adverbale, ovvero con coincidenza della testa sintattica e del supporto fonetico) e forma peculiare, diversa da quella tonica. Come si è arrivati a questa situazione? Sono stati i pronomi a ‹migrare› verso il verbo, ovvero tendenzialmente verso destra nella frase, oppure è stato il verbo ad avvicinarsi ad essi, spostandosi verso sinistra? C'è un qualche tipo di continuità fra la legge di Wackernagel e la legge di Tobler-Mussafia, che regola la posizione dei clitici (già adverbali) nella fase romanza antica, proibendo la proclisi a verbi iniziali di frase?

Ad una prima risposta era già arrivato H. Ramsden, che analizzando solo quattro testi di latino tardo (la *Cena Trimalchionis* dal Satyricon di Petronio, le lettere di Terenziano, la traduzione della Bibbia nota come *Itala* e la *Peregrinatio Aetheriae)* aveva constatato una netta tendenza all'adiacenza fra verbo e pronome, correlata con la perdita della posizione finale del verbo. In Petronio, dove il verbo è in fine di frase nel 51% dei casi in principali e nel 67% in secondarie, vi è separazione fra verbo e pronome nel 37% dei casi; in Terenziano il verbo è finale nel 15% delle principali e 33% delle secondarie, e la separazione scende al 10%; nella *Itala* tutti i dati decrescono ulteriormente e coerentemente: 13% e 26% di posizioni finali del verbo, 6% di separazioni; nella *Peregrinatio,* testo forse con qualche ambizione letteraria, i dati risalgono – ma sempre coerentemente –: 25% e 37% per la posizione finale del verbo, 21% le separazioni. Inutile dire che la differenza nei dati, per così dire sempre a favore dell'unione verbo-pronome, è dovuta a spostamenti di pronomi verso destra ma anche e più spesso a frasi brevi dove l'adiacenza è automatica. La risposta di Wanner, pur più complessa e ottenuta su ben più ampi materiali, è sostanzialmente analoga.

Ma invece di anticipare le conclusioni, cerchiamo di sequire il nostro autore nel suo percorso espositivo e argomentativo. Particolarmente importante è la collocazione teorica del lavoro che emerge dai primi tre capitoli, dedicati rispettivamente alla presentazione del problema, a nozioni generali sui clitici illustrate con esempi d'italiano contemporaneo, ed alla situazione latina.

La posizione teorica di Wanner (specchio della sua originaria formazione nella romanistica europea, e della successiva permanenza nel mondo accademico statunitense) è esplicitamente eclettica: l'A. cerca di coniugare elementi di grammatica formale (per es. nella definizione dei clitici dipende molto da Zwicky) con prospettive tipologiche a base cognitivo-funzionale (in particolare quella del progetto UNITYP di Colonia); un tradizionale storicismo europeo con l'approccio sostanzialmente antistoricista del generativismo al problema del mutamento linguistico (Lightfoot è fra gli autori più citati[2]). E' evidentemente un eclettismo ardito, che può

[2] D. Lightfoot, *Principles of Diachronic Syntax,* Cambridge (Cambridge Univeristy Press) 1979. Per una introduzione critica si veda A. Giacalone Ramat, «Verso una teoria del mutamento sintattico», *Lingua e Stile* 15/4 (1980), 539 – 563.

dar luogo ad una sommatoria arricchente di prospettive e intuizioni diverse, ma può anche lasciar vedere una sostanziale incertezza fra posizioni teoriche inconciliabili. La prima e migliore possibilità emerge con chiarezza nella seconda parte del volume, soprattutto nel capitolo conclusivo; la seconda e peggiore sembra trasparire nella prima parte, in qualche affermazione ingenua (o che a noi par tale). Stupisce per esempio il tono non problematico con cui l'A., sulla base del contrasto tra le forme latine *me, te, nos, vos* e le parallele forme enclitiche in greco, sanscrito etc., sostiene che il latino deriverebbe forme toniche da clitici speciali protoindeuropei (p. 80), e riprende poi quest'idea controintuitiva affermando che lo stesso ciclo potrebbe reinstaurarsi nelle lingue romanze moderne, i cui pronomi clitici potrebbero evolvere in forme toniche (p. 112), quando egli stesso, in nota a quest'ultimo punto, citando Ch. Lehmann, dice invece che i clitici sono in generale stadi intermedi che da forme piene portano a morfemi legati (affissi).

Il capitolo 4. contiene una rapida rassegna delle ricerche precedenti, con particolare attenzione (e severità) per Ramsden, ed apre, con la presentazione del metodo, la parte dedicata alla ricerca dello stesso Wanner.

Il *corpus* di dati è assai ampio: include 48 testi latini e tardo latini, tali da coprire un arco di tempo di più di un millennio, dal secondo secolo avanti Cristo all'ottavo dopo Cristo (con una punta al decimo, con il *Chronicon salernitanum).* Secondo la divisione in tipi di testo dell'A. stesso, la selezione comprende: testi in latino classico (Cicerone e Cesare, ma anche Plauto – unico testo non in prosa –, ed altri sino ad Apuleio), testi tecnici (da Catone a Cassiodoro), testi in latino volgare (Petronio – dalla *Cena Trimalchionis,* i soli brani di discorso diretto dei liberti –, le lettere del soldato Terenziano, altri testi papiracei, la *Mulomedicina Chironis),* molti testi cristiani non biblici (Tertulliano, Cipriano, la *Peregrinatio ad loca sancta,* S. Ambrogio, S. Agostino e così via, sino alla *Vita Wandregiseli),* testi biblici (parti della *Itala* e della *Vulgata,* ed un testo apocrifo), testi storici e legali (la *Historia Francorum* di Gregorio di Tours, la *Lex Salica,* etc.). I testi brevi sono stati studiati per intero; dagli altri è stato estratto un frammento di circa 5.000 parole, tale da contenere mediamente 100 occorrenze di ‹protoclitici›.

I pronomi studiati sono gli accusativi e dativi di 1.a e 2.a persona, e, per la 3.a, gli stessi casi del riflessivo e dei paradigmi di *ille* e *is*[3]. *Hic* e *iste* sono scartati in quanto più marcati come dimostrativi; sono inoltre scartati da un lato i soggetti e dall'altro i locativi, poiché come clitici non sono presenti in tutta la Romania. Tra le occorrenze delle forme rimanenti sono ulteriormente scartate quelle apertamente usate come toniche, cioè dipendenti da preposizioni e in costruzioni «enfatiche/contrastive». Quest'ultimo particolare non è purtroppo ben spiegato: non vi sono esempi né discussione di quali usi vadano scartati in quanto ‹enfatici/contrastivi›; il problema è delicato, poiché, data la posizione dell'A. che crede in una sostanziale continuità di comportamento sintattico fra (proto)clitici latini e clitici pronominali romanzi, resta al lettore una traccia di dubbio di circolarità fra ipotesi, metodo d'analisi e risultati. Una delle conclusioni dell'A. è che posizioni libere dei pronomi indagati sono molto rare: ma se le si esclude in partenza, almeno in parte, col filtro che si è detto, la conclusione è circolare. Forse bastava un po' più di esplicitezza nella esposizione del metodo per fugare ogni dubbio.

I pronomi individuati come potenziali protoclitici sono stati classificati, nei 48 (frammenti di) testi, a seconda della posizione, adverbale o no (e, se adverbale, proclitica o enclitica), dei verbi presenti nella frase (finiti, infiniti, participi passati), nonché dei contesti (ordine verbo-iniziale, verbo-finale, o altro; presenza o assenza di altri costituenti): i risultati di questi conteggi sono dati ordinatamente, testo per testo, in appendice (pp. 519 – 543), e costituiscono la

[3] Le forme studiate sono quindi: *me, mihi; nos, nobis; te, tibi; vos, vobis; se, sibi; illum/am/os/as, illi/is, illorum; eum, eam, eos, eas; ei, eis,* con le varianti morfologiche pertinenti (p. 133).

base empirica per il capitolo centrale del volume, il 5., dedicato allo sviluppo della sintassi romanza dei pronomi atoni.

Va detto, a questo punto, come l'A. definisce questa sintassi romanza, ed anche come definisce la sintassi latina, sempre per i pronomi personali. Nella sintassi romanza antica, secondo Wanner, vi sono due parametri fondamentali: l'adverbalità, e la posizione proclitica. Il primo punto è ovvio, ma sul secondo si possono avanzare dubbi: la proclisi è divenuta basica nelle fasi moderne, mentre nel periodo in cui agisce la legge Tobler-Mussafia non sembra che si possa definire basica alcuna delle due posizioni, enclitica o proclitica. È vero che la proclisi pare più coerente con l'ordine latino SOV, ma non è affatto dimostrato che l'attuale linearizzazione dei clitici rispetto al verbo sia un resto della sintassi latina: anzi, i testi, e gli stessi dati dell'A., mostrano una presenza consistente di sequenze V-pron nel latino tardo. L'ostacolo è parzialmente aggirato attribuendo l'enclisi allo stile biblico, che sarebbe stato influenzato dall'ebraico per via diretta, da traduzioni di originali, e per via mediata, attraverso il greco: ma questa influenza ebraica sarebbe tutta da provare.

Anche per la sintassi latina sorge qualche dubbio: per l'A. infatti i pronomi personali latini andrebbero normalmente in posizione Wackernagel, come nelle altre lingue classiche; è noto invece che si tratta solo di una tendenza, un poco più marcata negli stili aulici, meno in stili informali (per es. nel Cicerone delle lettere), e comunque ben lungi dallo statuto di regola.

Nei suoi dati l'A. rileva percentuali alte di posizioni coerenti con la legge di Wackernagel: ma va notato che, com'egli stesso ammette, la sua definizione di seconda posizione è assai larga (pp. 168 – 173); la prima posizione include infatti, nei suoi conteggi, connettivi, costituenti tonici, ed anche la somma dei due; il costituente tonico inoltre può essere complesso, purché internamente coeso (per es. nominali con modificatori, predicati con più costituenti, etc.). Così nell'esempio (inventato: p. 171) *si nutricium dulcium oscula mihi in funere fuissent expensa* il pronome *mihi* sarebbe per Wanner in posizione Wackernagel. E' un altro problema di metodo, che si aggiunge all'eliminazione dei contesti ‹enfatici/contrastivi›, già citata. Dal punto di vista sostanziale poi non va, o non andrebbe, dimenticato che in stili ricercati apparenti posizioni Wackernagel sono in realtà dovute a figure di iperbato, evidentemente considerate molto eleganti (tant'è vero che ricorrono anche fuori da seconde posizioni: in Petronio trovo per es. *et quis hanc mihi solitudinem imposuit?,* 81)[4].

Con queste premesse e questa metodologia, l'A. classifica i suoi testi in base a tre parametri di base: posizione adverbale dei pronomi, collocazione proclitica rispetto al verbo (quali criteri di statuto protoromanzo) e posizione Wackernagel (quale criterio di ‹latinità›). Ne ricava che la cronologia è poco rilevante (i testi tardi storico-legali s'avvicinano alla situazione latina più di altri precedenti), mentre lo è di più la classificazione per tipi di testo: in particolare i testi di latino volgare s'avvicinano più degli altri al tipo romanzo – i testi biblici invece se ne allontanano per la presenza preponderante di enclisi –. Risultano inoltre assenti in tutti i tipi di testo percentuali rilevanti di posizioni non riconducibili né alla collocazione adverbale né alla legge di Wackernagel (ovvero, posizioni ‹libere›).

Studiati singolarmente in base ai due criteri della adverbalità e della proclisi, undici dei 48 testi iniziali emergono come «best proto-Romance samples»: fra questi Vitruvio *(De architectura),* le lettere di Cl. Terenziano, la *Mulomedicina Chironis,* la *Peregrinatio,* più frammenti da S. Agostino, ed altri. Per molti di questi si pone ovviamente il problema del contatto col greco: saggiamente l'A. parla, più che di influenze monodirezionali, di una possibile *cross-fertilization* e più in generale di una accentuazione di tendenze evolutive presenti in ciascuna lingua, causata di per sé dalla situazione di contatto.

[4] In generale l'A. è certo più un romanista, esperto in particolare di italiano antico, che un latinista o un indeuropeista; di qui probabilmente viene qualche ingenuità, come la citazione della Fibula prenestina (p. 432, nota 11) quale testo arcaico, quando ormai da anni è noto che – con tutta probabilità – si tratta di un falso.

In particolare in questi testi emerge il tratto che per l'A. è la chiave di volta del problema: l'alta percentuale di posizioni compatibili sia con la regola latina (seconda posizione) che con quella romanza (adverbalità). Tali posizioni ‹neutrali› sono in verità significativamente numerose in tutti i testi cristiani e volgari, ma nei «best proto-Romance» raggiungono il 74%. E' la situazione ideale per una catastrofe nel senso di Lightfoot: per le nuove generazioni la vecchia regola della posizione Wackernagel è opacizzata, ed il legame sintattico fra verbo e pronome favorisce una nuova ipotesi, la adverbalità appunto. «Centering the (proto-)clitics on the verb was a more profitable hypothesis for the language learner given the verb dependency of the clitic functions.» (p. 491). La sostituzione di regola è improvvisa, e coincide col cambio generazionale; l'emergere invece delle attestazioni, nei testi reali, è un processo lungo e graduale, a tratti anche discontinuo.

In sostanza dunque vi sarebbe una continuità fra la legge di Wackernagel e la legge di Tobler-Mussafia[5]; i pronomi non si sarebbero spostati dalla loro posizione originaria, ma sarebbero stati raggiunti dal verbo, mossosi per altri motivi; l'adiacenza casuale, sommata al legame sintattico, avrebbe dato luogo a rianalisi della sequenza V-clit o clit-V come obbligatoria. Come si vede è una risposta assai più complessa e articolata al problema di quella già data da Ramsden, anche se il punto centrale – l'abbandono dell'ordine SOV – coincide. E in effetti questo punto centrale convince pienamente, unito all'idea di rianalisi favorita dal legame sintattico; il resto invece può lasciare perplessi, soprattutto per la nozione presupposta di una continuità latina di seconda posizione per i pronomi. Una verifica a caso in Cicerone (dalla vecchia antologia liceale di chi scrive) ci ha dato, in apertura della prima Catilinaria, una posizione adverbale in un ordine verbo-finale *(quam diu etiam furor iste nos eludet?),* e appena dopo una posizione Wackernagel *(Nihilne te nocturnum praesidium Palati, nihil urbis vigiliae,* [...] *moverunt?)* in una stessa lettera, *Ad Familiares* 41, posizioni sia adverbali che libere *(Mihi veniunt in mentem haec, ...; Sed rursus illud me movet, quod ...; Mihi plane non satis constat ...),* con prevalenza delle prime. Insomma, si può trovare un po' di tutto, ed è difficile immaginare che i nostri pronomi se ne siano sempre stati in seconda posizione, in paziente attesa che il verbo accidentalmente li raggiungesse: è anche immaginabile (ne parla lo stesso Wackernagel, a proposito delle frasi secondarie in tedesco[6]) che in una parte dei casi sia stato il verbo, dovunque si trovasse, ad attirare su di sé il ‹suo› oggetto pronominale.

Certo se cerchiamo di immaginare come poteva essere il latino parlato, tenendo conto di due elementi ben noti del parlato in genere, la brevità delle frasi e l'alta frequenza dei pronomi, dobbiamo pensare ad una presenza significativa di verbi e pronomi adiacenti. Forse ha ragione M. Durante[7], che ha retrodatato al latino volgare, proprio alle lettere di Terenziano e

[5] WANNER si inserisce quindi, fra gli studi sull'argomento, in una linea minoritaria; la sua posizione è oggi ripresa da L. RENZI, in più lavori fra cui «Sviluppi paralleli in italiano e nelle altre lingue romanze. I pronomi clitici nella lunga durata», in *L'italiano fra le lingue romanze,* a cura di F. FORESTI *et alii,* Roma (Bulzoni) 1989. Un importante contributo recente, molto equilibrato, è A. GIACALONE RAMAT, «Discourse Functions and Syntactic Change», comunicazione all'8° Congresso di Linguistica Storica (Lille, 1987), in stampa nei relativi Atti: *Papers from the 8th International Conference on Historical Liguistics,* Amsterdam (J. Benjamins).

[6] J. WACKERNAGEL, «Über ein Gesetz der indogermanischen Wortstellung», *Indogermanische Forschungen* 1 (1892), 333–436. «Zumal, wenn *sich* im Nebensatz und dann in weiter Entfernung vom Verbum steht, kommt uns das Gesetz zum Bewußtsein, freilich als eine unbequeme Fessel [...] oft entschlüpft uns in mündlicher Rede doppeltes *sich,* eines am traditionellen Platze zu Anfang, und eines beim Verbum [...] Auch bei den andern persönlichen Pronomina kann man solche Tendenz beobachten.» (p. 405). Pare insomma che nelle lingue (o: nelle strutture) con verbo al fondo vi sia un conflitto fra la legge dei membri crescenti (Behaghel), che separerebbe i pronomi dai verbi, e l'attrazione, dovuta al legame sintattico, che invece li unirebbe.

[7] M. DURANTE, *Dal latino all'italiano moderno,* Bologna (Zanichelli) 1981, p. 61.

testi consimili, lo statuto di veri clitici dei pronomi, tra l'altro sulla base di due caratteristici comportamenti ‹moderni› che Wanner non prende in considerazione, la ripetizione in frasi coordinate *(salutat te mater mea orat te)* e la ridondanza o *clitic doubling (ea* [= eam] *quam mi misisti, optionem illan abstulisse,* cfr. il parallelo italiano ‹la [piccozza] che m'hai mandato, il sergente [me] l'ha presa›)[8]. Ma questa idea, e questi fenomeni specifici, spostano i pronomi atoni dallo statuto di costituenti di frase ad uno statuto quasi di affissi, ne fanno una categoria intermedia tra sintassi e morfologia, mentre Wanner ne sostiene – anche nel capitolo teorico finale – lo statuto di costituenti di frase, ancorché prosodicamente deboli, deenfatici, con posizione obbligatoria e così via. Sarà interessante leggere il suo giudizio, a questo proposito, sulle lingue romanze moderne.

Un capitolo minore, il 6., è dedicato alla posizione dei pronomi con verbi non finiti, cioè costruzioni participiali e gerundive assolute, infiniti, ed anche imperativi, aggiunti, ancorché non definibili come ‹non-finiti›, per il loro comportamento coerente (enclisi del pronome) nelle lingue romanze. L'analisi dei dati mostra che la situazione romanza non avrebbe anticipazioni significative in latino tardo; del resto la stessa situazione romanza antica non è del tutto chiara, e la sintassi latina e quella romanza delle costruzioni con gerundi, participi ed infiniti sono difficilmente comparabili. I dati presi in considerazione (cfr. appendice 6, pp. 555 – 558) sono tra l'altro numericamente poco consistenti.

Ben più importante è il tema sviluppato del capitolo successivo, il 7., lo sviluppo della struttura romanza con risalita del clitico – o *clitic movement,* o *clitic climbing* – da un verbo all'infinito al verbo finito che lo regge. Il problema è presentato, come sempre, con esempi italiani: in italiano moderno possiamo avere sia *non possiamo capirli* che *non li possiamo capire,* sia *cominciamo a copiarla* che *la cominciamo a copiare.* La classe dei verbi reggenti che permette risalita ha contorni sfumati: modali, aspettuali e verbi di movimento ne sono al centro; per altri lo statuto è dubbio (per es. *cercare, riuscire).* In genere la risalita è più frequente in stili informali e, aggiungiamo, in varietà regionali centro-meridionali. Una classe speciale di verbi reggenti, i causativi e i verbi di percezione, non ammette che la posizione con risalita: in questo caso però il ruolo del pronome è peculiare, perché è insieme oggetto del verbo reggente e soggetto dell'infinito *(lo faremo venire; ci hanno visto arrivare).* In italiano antico la risalita era più frequente, ed implicava più verbi reggenti, che in italiano moderno; analogamente essa era presente in francese, in cui più tardi si è persa (tranne che con i causativi).

L'origine della risalita del clitico viene ricondotta alla struttura latina con accusativo ed infinito: un pronome della frase subordinata, venendosi a trovare vicino al verbo reggente, sarebbe stato interpretato come legato ad esso. Wanner ha studiato con estrema cura la transizione dallo stadio latino a quello romanzo su dieci dei 48 testi sopra citati (da Plauto a Gregorio di Tours), dai quali ha ricavato 400 esempi pertinenti, tutti riportati nell'appendice 8: in questo caso l'A. è prodigo, mentre per la tematica del cap. 5. era stato fin troppo parsimonioso – una sola pagina di esempi –.

L'A. individua in latino tre costrutti fondamentali: uno basico, col verbo reggente al fondo (es. *quia enim te ex puella prius percontari volo,* Plauto), uno con «estraposizione» della frase dipendente (es. *non puto illum capillos liberos habere,* Petronio), ed uno detto «ristrutturato», in cui gli elementi delle due frasi compaiono frammischiati (es. *cum se vi viderit*

[8] Nell'unico cenno che fa al *clitic doubling* (con l'es. spagnolo *le hablé a Maria,* p. 493) l'A. avanza l'ipotesi che il fenomeno sia dovuto a rianalisi del pronome come parte della parola, come nel verbo italiano *č-avere (avere + ci)* quale è usato dai bambini. L'ipotesi non regge, perché il pronome atono non è sempre uguale, ma varia accordandosi all'oggetto: funziona, insomma, non da parte fissa di parola, ma da marca di accordo fra verbo e suo/suoi oggetto/i (cfr. M. Berretta, «Tracce di coniugazione oggettiva in italiano», in *L'italiano fra le lingue romanze,* a cura di F. Foresti *et alii,* Roma (Bulzoni) 1989).

abduci, Greg. di T.). Una distinzione ulteriore è data dalla funzione sintattica del pronome, che può essere soggetto dell'infinitiva, o suo oggetto diretto o indiretto, e può rinviare al soggetto della reggente (es. *putat se maximum peccatum incurrisse,* Peregrinatio).

Dei tre costrutti sopra detti il secondo, ad estraposizione, sembra prefigurare la struttura a risalita per l'adiacenza tra verbo reggente e pronome; nello stesso senso, e con maggior forza, va la sequenza con ristrutturazione, perché il pronome risulta separato dall'infinito proprio dal verbo reggente. L'analisi dei dati condotta dall'A. mostra che, nel periodo dal primo al sesto secolo dopo Cristo, si è avuto un crescente predominio proprio di queste strutture, e che in esse nella maggior parte dei casi verbo reggente e pronome erano contigui. Il risultato ne è stato la reinterpretazione del pronome soggetto o oggetto dell'infinito come pertinente al verbo reggente (più precisamente: prima il soggetto, poi l'oggetto, infine solo quest'ultimo, a parte i già citati casi di verbi reggenti causativi e di percezione), ovvero la risalita come si presenta nella fase romanza antica.

In un certo senso la risalita dell'italiano antico, con la sua ampia applicazione anche a casi di separazione dei due verbi mediante altro materiale lessicale[9], pare un residuo dell'ordine ‹frammischiato› latino di reggente e infinitiva. Ma quando l'ordine SVO si fa più coerente, e i due verbi appaiono adiacenti, apparirà una regola ulteriore, di reinterpretazione dei due verbi reggente ed infinito come un complesso verbale unico: è la ristrutturazione vera e propria, che nell'italiano moderno accompagna la risalita del clitico. Tale reinterpretazione è possibile solo con verbi reggenti interpretabili come modificatori dell'infinito: di qui la riduzione del campo d'applicazione della risalita stessa, che in italiano avviene intorno al 15° secolo (in coincidenza non casuale con la perdita della legge di Tobler-Mussafia: la collocazione del clitico non è più una regola sintattica, ma dipende ormai da principi morfologici).

Da un lato vi è una regola, quella della collocazione del clitico, che diviene sempre più rigida; dall'altra una regola, quella della risalita, che perde terreno: l'implicazione teorica che l'A. ne ricava è la compresenza, nel mutamento linguistico, di percorsi lineari e di percorsi irregolari, di generalizzazioni compiute e generalizzazioni mancate. E', ci sembra, il punto forte del volume, ed in particolare del capitolo finale (9.) sulle implicazioni teoriche.

Un altro caso di percorso non lineare è il passaggio dall'ordine latino SOV a quello romanzo SVO, cui è dedicato il cap. 8. L'argomento è stato studiato nella sua connessione, già qui evidenziata, con lo sviluppo della sintassi romanza dei clitici, ma i risultati hanno anche un valore autonomo. In un sottoinsieme del suo *corpus* di testi l'A. ha infatti evidenziato una importante tendenza nel latino tardo ad un ordine verbo-iniziale (già coerente peraltro, come alternativa marcata, coll'ordine SOV); solo più tardi prevale un ordine XVY (o Topic-Verbo), dove in una fase già moderna è il soggetto a collocarsi in posizione topicale. Ma l'indeterminatezza tipologica si è mantenuta per un lungo arco di tempo, e l'andamento irregolare dei dati disconferma l'idea di una ‹deriva› semplice e continua fra il tipo sintattico latino e quello romanzo.

Come si vede, ricerca empirica e riflessione teorica si completano reciprocamente in questo lavoro: in particolare il capitolo finale (9.), cui già più volte si è fatto cenno, riprende con coerenza e sviluppa gli spunti di riflessione emersi nelle parti precedenti. Ne risulta un volume assai ricco e complesso, di cui è difficile dar conto in modo adeguato in sede di recensione. Non è una lettura facile, sia per la complessità inerente della materia sia per il taglio adottato dall'A., che abbonda in sigle, dati e tabelle; è però da raccomandare con calore, sia al romanista con interessi teorici che al linguista di qualsivoglia indirizzo.

Monica Berretta

[9] Per es.: *a chi mi sa sì pregare che* (p. 298). Un altro esempio citato dall'A., *credendomi della mia ricchezza potere fornire e pascere la mia famiglia* (dal Novellino, come il precendente) pare invece dubbio: il pronome *-mi* è più facilmente interpretabile come riflessivo di *credere* che come oggetto di *fornire; è la mia famiglia* che costituisce l'oggetto sia di *fornire* che di *pascere.*

KATHRYN KLINGEBIEL, *Noun + Verb Compounding in Western Romance,* Berkeley (University of California Press) 1989, 269 p. (*University of California Publications in Linguistics* 113.)

Dies ist die erweiterte Fassung einer unter Yakov Malkiels Leitung verfaßten Dissertation. Sie ist Yakov Malkiel gewidmet, und sie zeigt sowohl inhaltlich wie auch stilistisch die Charakteristika des Doktorvaters[1]; sogar Malkiels Vorliebe für *epitheta ornantia* und magistrale Erteilung von Zensuren an und über ältere Forscher findet man in dieser Dissertation wieder (cf. z. B. p. 24 «...Kuryłowicz 1976, coming near the end of a brilliant career»).

Untersucht werden die Zusammensetzungen mit Substantiv und Verb (Typus frz. *maintenir* < lat. *manu tenere*) im Französischen, Provenzalischen, Katalanischen und Spanischen; Portugiesisch wird nicht berücksichtigt, was in Anbetracht der Worte «Western Romance» im Titel auffällt. – Die Hauptrubriken sind: «1. Previous Studies of N + V in Western Romance»; «2. The Indo-European Background of *manutenere*»; »3. Medieval and Renaissance Evidence of *manutenere*»; «4. Modern Evidence of *manutenere*»; «Conclusions». Das untersuchte Material ist in fünf Appendizes gespeichert: «A. French Corpus»; «B. Occitan Corpus»; «C. Catalan Corpus»; «D. Spanish Corpus»; «E. Medieval Latin Corpus»; trotz der Überschrift wird im lateinischen Corpus auch klassisches Latein berücksichtigt.

Ausgangspunkt der Untersuchung ist, wie es sich gebührt, das Latein. Leider läßt die Sammlung und die Analyse des lateinischen Materials viel zu wünschen übrig. Es ist offensichtlich, daß sich Klingebiel in der lateinischen Sprache nicht gut auskennt und die lexikalischen Hilfsmittel (besonders den *Thesaurus linguae Latinae*) nicht zu benutzen weiss. Um dieses harte Urteil zu begründen, gebe ich mehrere Beispiele für Fehler und Ungenauigkeiten in der Behandlung dieser Sprache.

P. 27 «Late L. *genuflectere,* either..., or, less likely, from L. *genuflexio*». Nach dem *Thesaurus linguae Latinae* (im folgenden: *ThLL*) ist *genuflexio* nur einmal vor dem Jahre 600 belegt, und zwar bei Aponius (6. Jh.), während *genuflectere* bedeutend früher und häufiger auftritt (u. a. in der Vulgata); es ist demnach ausgeschlossen, daß *genuflectere* sekundär, *genuflexio* primär sein könnte.

P. 36 «Cl. Latin *malluviae* ‹water or basin for washing hands› as well as *pelluviae* ‹basin for washing the feet›, resurfaced in Med. Latin with a linking vowel *(maniluvium, pediluvium).*» Erstens ist die Kategorisierung von *malluviae* als «Cl. Latin» zweifelhaft, kommt das Wort doch nach dem *ThLL* nur einmal, und zwar bei Festus vor. *Pediluvium* dürfte ein ghostword sein: ich habe es in keinem Wörterbuch des Mittel-Lateins gefunden, und auch in den Zettelmaterialien des Mittellateinischen Wörterbuchs in München fehlt es; es ist auch nicht in Klingebiels «Medieval Latin Corpus» aufgenommen. Auch das Wort *maniluvium* fehlt dort; es dürfte aber eine Fehlschreibung für das dort verzeichnete *manulavium* sein. Das nichtexistierende *maniluvium* wird auch p. 44 erwähnt, *pediluvium* auch p. 45.

P. 43 ist von «Church L. (8th c.) *crucifixus* ‹Christ crucified›» die Rede. Im *ThLL* 4, 1221, 43ss. wird aber «subst. masc. *crucifixus, -i* (i. Christus)» viel früher, und zwar u. a. bei Hieronymus and Augustin, belegt. Im «Medieval Latin Corpus» p. 240 wird das Wort nur aus Du Cange zitiert.

P. 44 «Cl. L. *iureperitus* (Aulus Gellus)». Erstens lautet das Wort *iuris-peritus,* nicht *iureperitus; peritus* regiert nämlich den Genitiv. Zweitens heißt unser Mann Aulus Gellius, nicht Gellus. Drittens kommt das Wort nicht nur oder nicht erst bei ihm vor: dann wäre es eben nicht klassisch, sondern u. a. bei Cicero: *ThLL* 7:2, 684, 12ss.

P. 45 «Low L. *manufacturare*». Das Wort fehlt im *ThLL*, in Blatts Novum glossarium mediae Latinitatis und Klingebiels eigenem Corpus. Eine chronologische oder andere Definition

[1] Malkiel wird auch am häufigsten zitiert: nach dem «Author Index» p. 261 12mal.

der gebrauchten Termini «Low Latin», «Medieval Latin», «Late Latin», «Church Latin» fehlt übrigens. – «Med. L. *manumissor*». Nach dem *ThLL* kommt das Wort schon in den Digesten und bei Tertullian vor. – «Late L. *manumittere*». Schon klasssisch. – «Med. L. *manuscriptus*». Das Wort fehlt im Corpus. Da wir *manuscriptio* v. J. 348 belegen können, dürfte *manu-scriptus* älter sein. – «Low L. *manutergium*»; cf. p. 36 «Med. L. (7th c.) *manutergium* ‹towel›»; im Corpus fehlt das Wort. Die Konfusion der Termini «Low» und «Medieval Latin» ist offensichtlich, und weder hier noch anderswo wird das Prinzip klar gemacht, wonach ein im Text behandeltes Wort nicht im Corpus erwähnt wird. Übrigens stimmt die Zeitangabe nicht: nach dem *ThLL* kommt das Wort nicht nur bei Isidor, sondern auch bei Caesarius Arelatensis (6. Jh.) vor. – «Med. L. *tergiversatio*» und «Late L. *tergiversari*». Die Bezeichnungen «Med.» und «Late» fallen um so mehr auf, als Klingebiel selbst p. 39 richtig bemerkt, daß beide Wörter bei Cicero vorkommen.

P. 50 «Med. L. *manu operare*..., Brit. L. *manuoperare*». Die Distinktionen sind sinnlos: Klingebiel schreibt selbst p. 27 N. 1: «Graphic representation as one or two units – *manu mittere* or *manumittere* – need not necessarily correspond to any notion of compoundedness in Latin». Das Britische Latein gehört zum Mittellatein.

P. 58 «...*ch(e)oir* (L. *cadĕre* ‹to fall›, via VL **cadēre*)». Der Konjugationswechsel ist belegt: im *ThLL* 3, 16, 16s. wird Präs. Konj. *cadeat* und Fut. *cadebit* notiert, und im *Mittellat. Wörterbuch* 2, 16, 48 wird die Aussprache *cadére* in einem mittellat. Gedicht vermerkt.

P. 240 Die mit einem Sternchen versehene Form *tollitus* ist belegt, und zwar beim Grammatiker Smaragdus, cf. meine Ausgabe im Corp. Christ. cont. med. 68 p. 169, 230. – Die Abkürzung «B – L» wird nirgends erklärt.

Da ich selbst zur University of California gehöre, kann ich nicht umhin, Bedauern und Erstaunen auszudrücken, daß an meiner Schwesteruniversität in Berkeley eine Dissertation gutgeheißen wurde, die das Latein so nachlässig behandelt; an der UCLA wäre es hoffentlich nicht möglich gewesen.

Bengt Löfstedt

AUGUST DAUSES, *Die romanischen Sprachen im Vergleich. Zum Problem der Gewichtung sprachlichen Wandels,* Stuttgart (Steiner) 1987, 91 p.

1. Introduction

Comme l'indiquent le titre et le sous-titre, A. Dauses propose une étude comparative des parlers romans sous l'angle de la pondération de leurs évolutions respectives. Il précise dans l'avant-propos que ce livre résulte d'un cours universitaire, dans lequel «wir versuchten, hinausgehend über die traditionellen philologischen Beschreibungen der romanischen Sprachen zu einer hierarchischen Darstellung jener Entwicklungen zu gelangen, die die Tochtersprachen des Latein im Laufe ihrer Geschichte vollzogen haben» (p. 7).

2. Résumé de l'ouvrage

2.1.

Cette conception peu courante du comparatisme, l'auteur l'explicite longuement dans l'introduction méthodologique, qui constitue la première partie du livre (p. 9 – 38).

2.1.1.

Pour savoir dans quelle mesure chacun des parlers romans s'est éloigné du latin, il ne suffit pas de donner de ces parlers des traits pris au hasard, qui, tel le signalement dans un mandat d'arrêt («Steckbrief»), permettent d'identifier un parler, mais non d'en saisir les traits essentiels. De ces mandats d'arrêt linguistiques, l'auteur donne un exemple, en citant, de la thèse de

W. Pötters (1970) sur le lexique ibéro-roman, l'énumération des lexèmes d'origine latine qui ne sont communs qu'au portugais et à l'espagnol; ces lexèmes sont au nombre de treize, à savoir, dans leur forme espagnole: *feo, amarillo, sombra, estrella, comer, todo, huerto, cama, corazón, cantiga, naturaleza, llevar* et *estornino*. A. Dauses les commente en ces termes: «Hier werden also Bewahrungen lateinischer Lexeme *(feo, comer)*, etymologische Besonderheiten *(amarillo)*, ungeklärte Etymologien *(cama)*, lautliche Abwandlungen eines Etymons *(sombra, estrella,* statt **ombra, *estella)*, Erhaltung eines älteren Lautstandes *(todo < totus,* nicht **tottus)*, Abwandlung durch Wortbildungselemente *(corazón, naturaleza, estornino)* und semantische Entwicklungen (lat. *levare > llevar* ‹tragen, bringen›) in nahezu perfekter Systemlosigkeit nebeneinandergestellt» (p. 20). Et l'auteur, tout en soulignant qu'il ne s'agit pas de déprécier le travail de Pötters, se demande «welchen Nutzen man sich von einem solchen Verfahren erhofft, ist es doch weitgehend nur Zufall, daß die gefundenen Erscheinungen nicht auch in anderen Sprachen oder Dialekten der Romania anzutreffen sind. Pötters Arbeit ist daher die (ungewollte) Illustration der Grenzen einer Identifizierungsmethode, die eine vielleicht neunzigprozentige Übereinstimmung zweier Sprachen auf einige ganz wenige, außerdem völlig verschieden gelagerte Fälle exklusiver Identität reduziert» (p. 20).

Ce qui importe, dans l'optique d'A. Dauses, ce n'est donc pas tant le trait en tant qu'il partage la Romania en parlers romans, que la mesure dans laquelle il se répercute sur la structure de parlers romans, pas tant le trait frappant («auffällig»), que le trait fonctionnellement pertinent. Comme un leitmotiv reviennent les termes de «pondération» («Gewichtung») et de «hiérarchie des évolutions». Et, plus loin dans le livre, A. Dauses formule son but en ces termes: «Wir gewichten die Entwicklungen ja danach, wie tiefgreifend sie sind, d.h. wie weit der zurückgelegte Weg ist» (p. 61).

2.1.2.

Les critères sont nombreux, de valeur inégale et, dans la pratique, souvent difficiles à isoler.

Il y a des critères qui sont liés à la fréquence des traits produits par une évolution et à leur généralité dans le système («umfassend», «übergreifend»), il y a celui qui découle des traits selon qu'ils appartiennent à la langue ou à la parole, et il y a le chemin, mesuré en nombre d'étapes isolables, que parcourt une évolution. Il convient de tenir compte aussi de la caractérisation des traits selon qu'ils résultent d'une évolution («traits positifs») ou qu'ils continuent le système originel («traits négatifs»); ainsi, en rhéto-roman, la palatalisation de CA- et de GA- produit un «trait positif», tandis que la conservation du -S final comme marque du pluriel y est un «trait négatif»; évidemment, du point de vue qui intéresse l'auteur, le «trait positif» est hiérarchiquement supérieur; ce critère permet de caractériser l'influence respectivement d'un superstrat, qui produit un «trait positif», et d'un substrat, qui produit un «trait négatif» (exemple: dans le cadre de la thèse wartburgienne, le prolongement d'un son celtique dans le U latin palatalisé en [y] du gallo-roman).

Un autre critère résulte du découpage des évolutions en phases successives, que l'auteur appelle «évolution spontanée», «évolution conditionnée» et «évolution motivée». Un des exemples qu'il en donne concerne l'emploi du pronom sujet en français. Est «spontané» (avec les réserves qui s'imposent, rien n'étant absolument spontané) l'emploi occasionnel du pronom en ancien français; puis vient, dès le moyen français, une évolution qui est «conditionnée» par la réduction phonétique des désinences personnelles (avec de nouvelles réserves, cette fois quant au sens de la relation causale), évolution grâce à laquelle le pronom devient obligatoire aux personnes 1, 2, 3 et 6; enfin, par une «évolution motivée» (terme à prendre dans une acception particulière), c'est-à-dire par une pression analogique du système, le pronom s'introduit aussi aux personnes 4 et 5, bien que les désinences y subsistent. A. Dauses estime que, dans cet enchaînement d'évolutions, la «motivation» et l'«évolution condi-

tionnée» remontent en définitive à la réduction phonétique et que c'est à ce niveau-ci qu'il faut les traiter; et à cette réduction phonétique, il convient d'attribuer un facteur de pondération élevé, en fonction des évolutions qu'elle a entraînées.

De ces divers types d'évolution, A. Dauses distingue les «résultats» («Folgen») d'une évolution ou d'une suite d'évolutions, par quoi il entend leur aboutissement en synchronie; ces «résultats» sont fortuits, relèvent des évolutions antérieures et doivent être traités au niveau de celle qui a déclenché le mouvement. Dans l'exemple du pronom sujet en français, le «résultat» est une structure à prédétermination.

Les influences du dehors (celle des strats, les emprunts, l'imposition d'une norme) ne peuvent pas être traitées sur le même pied que les évolutions internes.

2.2.

Dans la partie II (p. 39 – 80), consacrée à le représentation hiérarchique de l'évolution linguistique, A. Dauses traite séparément l'évolution phonétique, l'évolution de la grammaire et celle du lexique, bien que l'enchaînement d'évolutions ne connaisse pas de frontières entre ces trois aspects du langage. Dans chaque cas, l'auteur illustre une hiérarchie décroissante, selon un critère donné, qu'il y a évidemment lieu de nuancer à chaque échelon, en fonction d'autres critères.

Dans l'évolution phonétique, A. Dauses distingue les échelons hiérarchiques suivants: l'évolution phonétique avec répercussion sur le système morphologique (exemple: la chute du -S final), l'évolution phonétique avec répercussion sur le système phonologique (exemple: les chaînes de traction), l'évolution globale d'un ordre ou d'une série de phonèmes (exemples: le passage du système quantitatif au système qualitatif, l'umlaut en italien méridional, produisant les types *dienti* et *muort),* l'évolution isolée (exemple: le passage de D latin à *u* en catalan, comme dans PEDEM > *peu)* et les «résultats» d'évolutions phonétiques (exemple: en italien méridional, l'opposition des genres grammaticaux du type *muort/morta,* produite par l'umlaut).

Pour la grammaire, l'auteur fonde la hiérarchie sur le degré de charge fonctionnelle, qu'il n'est pas aisé d'établir d'ailleurs. Il place en tête les évolutions qui entraînent la formation ou la suppression de distinctions conceptuelles («Herausbildung oder Aufgabe begrifflicher Unterscheidungen»; exemple: la formation d'un passé composé ayant, à l'origine, une autre valeur que le parfait); en seconde position, il place la substitution de signes («Ersetzung von Zeichen»; exemple: le futur analytique roman à la place du futur synthétique latin); puis vient la formation de pléonasmes (exemple: l'accusatif prépositionnel), et, pour finir, ce qu'A. Dauses appelle «substitution de formes» («Ersetzung von Formen»; exemple: le déplacement du pronom régime atone). Au chapitre des «résultats», l'auteur mentionne la prédétermination en français actuel, aboutissement, important au point de vue typologique, de plusieurs évolutions ponctuelles.

En ce qui concerne le lexique, l'auteur relève la difficulté d'une hiérarchisation, difficulté due, entre autres, à la polysémie lexicale. Néanmoins, tentant une analyse, qu'il considère lui-même comme très sommaire, il me paraît distinguer, en partie implicitement, des cas de non-remplacement (exemple: VENIRE, qui subsiste), des cas de remplacement total (exemple: SCIRE, qui est remplacé par SAPERE) et des cas de demi-remplacement («halbe Ersetzung»; exemple: le couple AGERE/FACERE, dont un seul terme passe dans les langues romanes).

2.3.

Dans la troisième partie (p. 81 – 87), A. Dauses applique sa hiérarchie aux principaux parlers romans, mais brièvement et sans guère recourir aux exemples lexicaux; il présente le français d'abord, puis, par contraste, l'espagnol et l'italien.

Pour terminer, l'auteur dresse le bilan de sa méthode. – En ce qui concerne le passif de ce bilan, il relève que, dans la hiérarchie comme il la conçoit, beaucoup de traits qui servent habituellement à caractériser les parlers romans demeurent dans l'ombre. En outre, bien des faits qui se situent au bas de l'échelle hiérarchique sont dus à des facteurs externes (influence des grammairiens et de l'école, efforts de normalisation, influence du grec et du latin), de sorte que la hiérarchisation manque à mettre en évidence des facteurs qui sont du plus haut intérêt au point de vue de l'histoire de la culture. Le modèle n'est utile que lorsqu'on l'applique à des langues qui ont une origine commune et qui, par leur évolution, se sont suffisamment écartées les unes des autres pour qu'on puisse leur attribuer des traits évolutifs situés au haut de l'échelle. Enfin, la méthode ne se prête pas à un classement des parlers romans; elle ne peut par exemple pas dire si le catalan est apparenté davantage à ses voisins occidentaux, l'espagnol et le portugais, ou à ses voisins orientaux, l'occitan et le français. – Pour ce qui est de l'actif, l'auteur estime que sa méthode permet de diviser l'évolution en époques et de délimiter des aires linguistiques. Et il termine par une justification d'une entreprise comme la sienne: «Da es aber ein legitimes Anliegen der Romanistik ist, danach zu fragen, wie weit sich die romanischen Sprachen, auch im Vergleich miteinander, vom Latein entfernt haben, wird man an der Frage der Gewichtung sprachlicher Entwicklungen nicht vorbeikommen ...» (p. 87).

3. Critique

3.1.

A la lecture de ce bilan, des doutes subsistent et quelques questions se posent, que je vais passer en revue rapidement.

Le jugement final qu'A. Dauses porte sur son entreprise est-il juste? Sans aucun doute, car, si l'on veut mesurer la distance respective parcourue par chacune des langues filles, on ne peut se passer d'un étalon, sous la forme d'une pondération et d'une hiérarchie des traits.

Quelle est l'utilité d'une hiérarchisation de l'évolution? Y a-t-il là un besoin de la recherche, ou bien l'auteur formule-t-il un faux problème? Je présume que le besoin de mesurer l'évolution des parlers n'est pas ressenti également par tous les linguistes; l'approche d'A. Dauses intéresse surtout les diachroniciens qui s'occupent des aspects théoriques ou typologiques de l'évolution.

La voie adoptée par A. Dauses est-elle la bonne? Cela nous mènerait trop loin de soumettre à un examen comparatif les méthodes ou amorces de méthode existantes (H. Goebl, H. Kuen, J. Lang, Z. Muljačić, M. Pei), que l'auteur cite et commente çà et là. Il me semble cependant que les critères d'A. Dauses sont valables, pour peu qu'ils soient envisagés ensemble et pondérés les uns par rapport aux autres pour chaque cas séparément, pourvu aussi que le résultat ne soit pas présenté comme ayant une valeur absolue ou définitive. Et, il faut le souligner, la prudence de l'auteur, sur ce point, est exemplaire.

Enfin, cette méthode donne-t-elle les résultats escomptés? Le bilan final dressé en toute honnêteté par A. Dauses est mitigé. Et puis, les résultats positifs eux-mêmes doivent être relativés: lorsque l'auteur dit que sa méthode permet d'établir des divisions dans le temps et dans l'espace, il dit vrai; mais ce n'est pas là une exclusivité de sa méthode, la caractérisation du moyen français, par exemple, ou d'une aire, étant l'aboutissement de toute description, fût-elle synchronique seulement.

3.2.

Comparer les parlers romans du point de vue de leur évolution suppose un commun dénominateur; celui-ci est la langue mère, c'est-à-dire le latin parlé depuis l'antiquité et reconstruit, sous le nom de protoroman, à partir des parlers romans; ce n'est pas, du moins pas en première instance, le latin écrit.

A. Dauses est fort peu explicite sur cet aspect du problème; tantôt il se réfère au latin tout court ou au latin vulgaire, ce qui laisse ouverte la possiblité d'y voir le protoroman, tantôt il se réfère à une entitié qu'il appelle «spätlateinisch-protoromanisch», ambivalente, elle aussi, quant à l'opposition latin écrit/latin parlé, mais suggérant que le point de départ des parlers romans se situe en plein moyen âge.

Dans les exemples, toutefois, semble primer le principe que le latin écrit constitue le point de départ obligé des évolutions romanes; or, je ne peux m'empêcher de penser que ce principe peut engendrer une perspective trompeuse. En voici deux exemples. L'auteur, on l'a vu, considère que, dans le cas du couple latin AGERE/FACERE, face au lexème roman unique FACERE, il y a eu une demi-substitution (p. 74 – 75); cette manière de voir me paraît contestable, car elle ne tient pas compte de ce que, jusqu'à preuve du contraire, le latin parlé de l'antiquité, tel qu'il affleure en protoroman, ignorait AGERE et que ce verbe n'a donc pu appartenir à la langue parlée que bien antérieurement à la formation de la langue mère des parlers romans; une analyse postulant une non-substitution serait préférable. Ailleurs (p. 18), l'auteur considère l'accusatif prépositionnel comme un «trait positif», ce qu'il est en effet par rapport au latin écrit; il s'agit toutefois d'un trait du protoroman de l'antiquité, ce qui me semble un argument pour le considérer au contraire comme un «trait négatif» dans les parlers romans qui l'ont conservé, auquel cas c'est la disparition de l'accusatif prépositionnel, par exemple en gallo-roman, qui est le «trait positif». A mon avis, donc, la manière dont A. Dauses traite les exemples de ce type a le défaut de court-circuiter et de masquer la langue mère des parlers romans, leur véritable point de départ, et de fausser par conséquent la description historique, la mesure des écarts évolutifs, ainsi que la caractérisation en termes de «traits positifs» et de «traits négatifs». En cela, A. Dauses n'est pas isolé; il peut en effet se réclamer d'un courant de la linguistique romane, où le latin écrit, au lieu de servir, comme il se doit, de complément du protoroman, en devient *a priori* le substitut.

3.3

A. Dauses cherche en général à dégager des évolutions propres à tel ou tel parler roman, évolutions qui sont par définition tardives. Il laisse ainsi de côté, à dessein, je crois (p. 34), des évolutions antérieures, c'est-à-dire communes à plusieurs parlers romans. Je trouve cette limitation regrettable, parce qu'elle revient à sacrifier une vue d'ensemble de l'évolution, s'étendant de l'antiquité jusqu'à nos jours, à un critère secondaire, savoir: la limite temporelle marquée par la première attestation des parlers romans, comme si l'évolution des parlers romans était d'une essence différente en deçà et au-delà de cette limite. Des évolutions très importantes, dignes de figurer au haut de l'échelle, se sont produites avant que les parlers romans ont été fixés par l'écriture, et même avant qu'ils se soient individualisés, donc déjà en protoroman, et dès l'antiquité. A. Dauses en cite (la chute du -S final, par exemple), mais il en omet aussi, et non des moindres. Mentionnons, à titre d'illustration, la formation du génitif-datif, dont les traces les plus tangibles subsistent dans le pronom ILLORUM à double fonction (comme datif, dans le type *il leur écrit,* et comme ancien génitif, dans le type *leur livre)* et dans la déclinaison nominale du roumain; le génitif-datif est une innovation protoromane, qui, aux premiers siècles de notre ère, déferle sur presque toute la Romania continentale centrale et orientale et qui, en tant que syncrétisme des anciens génitif et datif, modifie le système des valeurs et marque profondément la morphologie.

Puisque, au stade de leur genèse prélittéraire, les parlers romans évoluent groupés en constellations, différentes évidemment pour chaque partie du système, une comparaison de l'évolution de chaque parler roman comporte, pour être complète, une description échelonnée, commençant par des innovations communes à plusieurs parlers romans, au niveau de ces constellations, pour finir par les évolutions spécifiques.

A. Dauses n'a pas pris suffisamment en considération les évolutions prélittéraires pour en dégager les faits saillants et les intégrer à son échelle hiérarchique.

3.4.

Du moment qu'il fallait mettre en évidence l'éloignement respectif des parlers romans par rapport à leur langue mère, pourquoi s'occuper de préférence des «traits positifs» et des parlers romans novateurs? N'aurait-il pas été utile de relever également, pour le contraste, les parlers romans qui, de ce point de vue, se situent au pôle opposé, ceux qui ont peu innové, ceux où prédominent les «traits négatifs»? Je pense au sarde, qu'il aurait été instructif d'examiner, en lui appliquant les mêmes critères; on aurait ainsi complété la description par des «traits négatifs» fort intéressants, telle la postposition systématique de l'adjectif épithète qualifiant, fait unique pour la Romania.

3.5.

La matière qu'A. Dauses a choisi de traiter, où, par la force des choses, règne un vague certain, appelait au moins une présentation claire et systématique. A cet égard, le lecteur reste sur sa faim. La définition des notions est souvent floue et doit être glanée à gauche et à droite. Il est des notions qui demanderaient à être précisées (comme celles de «Ersetzung von Zeichen» et de «Ersetzung von Formen») et des principes qui laissent songeur (par exemple, le caractère fortuit des «résultats»). On aurait aussi aimé trouver réunis en bonne et due place les éléments épars d'un état de la question.

Même indépendamment des imperfections relevées dans 3.2 et 3.3, l'auteur s'est trop superficiellement informé sur plusieurs des exemples qu'il allègue. Cela vaut pour l'accusatif prépositionnel, qu'il estime d'origine probablement expressive et dont la fonction désambiguïsante lui paraît peu importante (p. 65); cette présentation des faits ne tient pas compte des recherches récentes (notamment des vues de H. Geisler, *Studien zur typologischen Entwicklung,* 1982, § 6.1), qui tendent à montrer qu'au contraire l'accusatif prépositionnel est né, à une date très reculée, d'un besoin de désambiguïser les relations casuelles. Au vu de ce genre de défauts, j'en viens à penser que, dans l'ouvrage d'A. Dauses, la théorie vaut mieux que certains des exemples.

4. Conclusion

Inutile de dire que mes sentiments sur le livre d'A. Dauses sont mélangés: d'une part, c'est un livre très riche, à la fois d'idées et d'exemples; les critères de la hiérarchisation et l'analyse d'enchaînements évolutifs sont d'un intérêt indéniable; d'autre part, la description est appauvrie par l'exclusion des parlers à dominance de «traits négatifs» et faussée par une conception trop peu nuancée du latin comme point de départ des langues romanes, ainsi que par le fait que toute une tranche de l'évolution, de l'antiquité jusqu'aux premières attestations des parlers romans est sous-représentée.

Robert de Dardel

*

WOLFGANG BANDHAUER, ROBERT TANZMEISTER (eds.), *Romanistik integrativ, Festschrift für Wolfgang Pollak,* Wien 1985, XII + 656 p. *(Wiener romanistische Arbeiten* 13).

Wolfgang Pollak, dont ce volume marque les soixante-dix ans, n'est pas seulement romaniste; appelant de ses voeux une linguistique intégrée, il a porté ses regards bien au-delà du domaine roman et de la philologie tradionnelle. C'est ce que rappellent les deux éditeurs dans une préface biographique (p. 7 – 24), ce que résume le titre de l'ouvrage et enfin ce que reflète le large éventail des sujets abordés par les auteurs des cinquante-huit contributions.

Il va sans dire que, dans ce compte rendu, je dois me borner à citer brièvement les seules contributions qui me paraissent susceptibles d'intéresser les lecteurs de *Vox Romanica.*

Voici, pour commencer, des études de linguistique française. Danielle Candel, «Niveau de langue, argot et convention» (p. 97 – 107): sur le français non conventionnel; étude comparative de dictionnaires, compte tenu des niveaux de langue, de l'opposition oral/écrit, de l'argot et de glissements diachroniques d'une catégorie à l'autre. – Joe Larochette, «La portée de la phrase, le ‹point de vue› et la valeur de vérité» (p. 303 – 313): aspects du point de vue dans l'optique de la linguistique, tels que l'illustre par exemple la paire *Paul ira boire un verre pendant que sa femme fera/fait des courses;* distingue trois niveaux: celui du signifié, celui du dénoté et celui de la portée du signifié; application notamment à l'emploi de l'imparfait et du passé simple. – J. B. Marcellesi, «Les ‹langues régionales› de France, langues minorées» (p. 363 – 372): il s'agit de langues non françaises: basque, breton, flamand, corse, etc.; l'accent est mis sur la politique linguistique et sur les problèmes de l'enseignement. – Johannes Mayer, «Sprachpolizei 'à la française'» (p. 385 – 390): observations sur la dialectique norme prescriptive/norme réelle, à propos du non-accord du pronom relatif *lequel.* – *Jochen Pleines,* «Linguistik und Didaktik, oder: Sollen wir uns duzen?» (p. 403 – 412): pour une didactique de la langue étrangère, en l'occurrence le français, fondée sur l'étude non de mots, mais de phrases et d'actes de communication; illustré par le tutoiement français dans l'enseignement à des élèves germanophones. – Birgit Scharlau, «Pressesprache» (p. 453-469): l'évolution de la langue journalistique sous divers aspects – choix des données à rapporter, vocabulaire, ordonnance du texte, titres favorisant la vente et adapatation aux besoins commerciaux – dans une optique historique, notamment en France. – Dieter Seelbach, «Kausative Faire-Konstruktionen aus dependentieller und transformationeller Sicht» (p. 521 – 545): analyse des constructions factitives à partir de Tesnière – augmentation des actants: *Alfred tombe > Bernard fait tomber Alfred* – et de la grammaire générative transformationnelle, puis «traduction» des règles obtenues en termes traditionnels, assimilables par l'élève. – Robert Tanzmeister, «Untersuchungen zur verbalen Negation in französischen Kriminalromanen» (p. 565 – 588): analyse l'emploi de la négation sans *ne* du langage parlé lorsqu'il est transposé dans le langage écrit de dialogues fictifs de romans policiers; constate que les écarts sociaux de l'emploi ou du non-emploi du *ne,* tel qu'ils sont observables dans ces textes, ne se retrouvent pas dans les dialogues réels et qu'il y a, dans ces textes (para)littéraires, une déformation de la réalité linguistique, sous l'influence de la norme prescriptive.

Et voici quelques études de linguistique italienne. Gaetano Berruto, «Aspetti sociolinguistici dell'italiano contemporaneo» (p. 59 – 75): décrit et commente le passage d'un quasi-monolinguisme dialectal à un bilinguisme dialectes/italien standard, tendant au monolinguisme italien; en décrit les aspects sociaux, culturels et éducatifs; tempère en même temps l'optimisme de ceux qui croient déjà réalisée l'unité linguistique italienne. – Luigi Materazzi, «Linguaggi speciali e prosa letteraria: P. Volponi» (p. 373 – 384): analyse stylistique de l'emploi de termes techniques dans un ouvrage de science-fiction. – Tilman Tumler, «Imperfekt und Perfekt im modernen Italienisch» (p. 603 – 614): sur l'emploi des temps du passé dans des textes littéraires d'une part, dans des écrits d'écoliers d'autre part.

Enfin, il faut signaler quelques études de linguistique générale, théorique et appliquée. Jacques Pohl, «La phrase: approximation commode?» (p. 419 – 431): passe en revue les divers types de définition de la phrase, pour constater qu'«aucune définition, semble-t-il, ne peut couvrir tous les cas [...]»; suggère pour conclure qu'on pourrait songer à cerner le problème à l'aide de la distinction langue/parole, mais ne s'engage pas dans cette voie. – Brigitte Schlieben-Lange, «Frauen – eine ‹Hauptstörvariable› der Variationsforschung?» (p. 481 – 494): sur une éventuelle corrélation entre l'opposition des sexes et le comportement linguistique conservateur ou progressif; constatations contradictoires, essai d'explication provisoire et propositions pour des recherches futures. – Christian Stetter, «Pragmatik, Kompetenz,

Öffentlichkeit» (p. 547 – 564): réflexions sur le statut de la pragmatique linguistique par rapport à la théorie linguistique (langue, compétence) d'une part et le domaine public, en constante évolution, d'autre part. – Richard Thieberger, «Notes sur la fonction de la traduction» (p. 593 – 602): le traducteur doit revivre l'aventure de l'auteur au moment de l'émission du message original et se substituer à l'auteur par un acte linguistique autonome, dans un milieu différent de celui du message original.

Pour conclure, précisons que ces études sont d'un bon – et en partie même d'un excellent – niveau scientifique, et relevons que deux courants y sont particulièrement bien représentés: la sociolinguistique et la linguistique appliquée.

R. de Dardel

Studien zur romanischen Wortgeschichte. Festschrift für Heinrich Kuen zum 90. Geburtstag; herausgegeben von G. Ernst und A. Stefenelli, Wiesbaden (Steiner) 1989, 195 p.

In dieser Zeitschrift 41 (1982), p. 240ss., hatte ich das Vergnügen, die von G. Ernst und A. Stefenelli herausgegebene Festschrift für H. Kuen zu seinem 80. Geburtstag anzuzeigen. Ich bin sicher, daß sich alle Leser der *Vox Romanica* freuen, daß H. Kuen zu seinem 90. Geburtstag noch eine Festschrift erhielt, und wir hoffen auf eine dritte zum Hundertsten.

Das Inhaltsverzeichnis lautet (nach einem Vorwort und einer Bibliographie H. Kuens für die Jahre 1978 – 1983) wie folgt: K. Baldinger, «Erstbelege in Larivey's Esprits»; H. Berschin, «Une certaine idée de l'Allemagne. Zur neueren Wortgeschichte eines Eigennamens»; E. Blasco Ferrer, «Cenni di semantica rustica del sardo»; L. Craffonara, «Die Wallfahrt der Gadertaler Ladiner nach Säben – eine Datierung aus sprachwissenschaftlicher Sicht»; A. Dauses, «Zur lexikalischen Einheit des Rätoromanischen»; G. Ernst, «Musikterminologisches aus dem Journal d'Heroard»; H. Flasche, «El acto de mostrar en el teatro calderoniano»; H. Goebl, «*-ōreu(a)* statt *-ōriu(a)* in der Normandie», O. Gsell, «Über einige Ausdrücke für ‹Zeit›, Zeitabschnitte und für das Glückwünschen in der nördlichen Romania»; G. Holtus, «Sprachkontakte und ihre Berücksichtigung in der Lexikographie»; D. Kattenbusch, «Perspektiven der Sprachplanung im Sellaladinischen»; H. Klöden, «Wortfrequenzforschung und ihre Bedeutung für die Wortgeschichte»; B. Müller, «Der Wortschatz des Altspanischen aus der Perspektive des *Diccionario del español medieval*»; C. Schmitt, «Isti pisces inveniuntur in Mosa. Ein Beitrag zur französischen Ichthyonymie»; H.-J. Simon, «Spompanadln»; A. Stefenelli, «Vocabula rediviva – Zur lexikalischen ‹résurgence› im Neufranzösischen».

Besonders schwer wiegen die Beiträge zum Rätoromanischen, wie in einer Festschrift für H. Kuen nicht anders zu erwarten ist. Auch wer – wie leider der Rezenzent – auf diesem Gebiet ein völliger Laie ist, liest mit Vergnügen und Interesse etwa Dauses' Aufsatz über die Einheit des Rätoromanischen; unter mehreren wichtigen und evident richtigen Bemerkungen, die dort eingestreut sind, erwähne ich p. 69: «Auch müßte man sich fragen, ob man Bewahrungen überhaupt als (positive) Merkmale einer Sprache betrachten darf (wenn der Rätoromane nur den lat. Zustand erhalten hätte, gäbe es ja kein RR)»; man kann von der Theorie der Textkritik her eine Parallele anführen: nur Abweichungen, Fehler können dazu benutzt werden, die Genealogie oder das Stemma der Handschriften festzustellen: richtige Lesarten sind für diesen Zweck wertlos.

Auch z. B. Gsells Aufsatz über Zeitausdrücke im Rätoromanischen wird jeder Sprachforscher mit Freude lesen; cf. etwa die Ausführungen p. 113 s. über Ausdrücke für Frühling, die auf lat. *exire, partire, salire* und *foris* beruhen, weil das Frühjahr als die Zeit der Öffnung und Entfaltung erfahren wird, und zwar besonders dort wo «der Winter aufgrund der klimatischen Bedingungen als Zeit des Eingeschlossenseins von Mensch, Tier und Vegetation erfahren wird».

Wenn man von solchen – auch stilistisch eindrucksvollen – Aufsätzen oder dem von Craffonara über die Wallfahrt der Gadertaler Ladiner nach Säben plötzlich in Goebls Beitrag p. 92ss. landet, der von Zahlen (auf der ersten Seite lernen wir, daß sein Skriptakorpus 697802 Wörter enthält), Formeln und Figuren strotzt, fühlt man sich mit Bedauern in das öde Maschinenzeitalter zurückversetzt.

P. 154ss. zeigt B. Müller, was alles man aus dem *Diccionario del español medieval* über den altspanischen Wortschatz lernen kann. U.a. gibt es viele Vordatierungen der Erstbelege anderer spanischer Wörterbücher. Das ist nicht erstaunlich; man hat überhaupt den Eindruck, daß sich spanische Forscher wenig um Datierungen kümmern: Im Aufsatz «Zur Lexikographie der mittellateinischen Urkunden Spaniens» *ALMA* 29 (1959) p. 5ss. und in einem anderen mit dem Titel «Lexikographisches zu spanischen und portugiesischen Urkunden» *Eranos* 58 (1960) p. 190ss. wurden von mir u.a. mehrere Datierungen in J. Corominas' *Diccionario crítico etimológico de la lengua castellana* korrigiert; diese Aufsätze wurden aber in der Neuauflage dieses Wörterbuchs (J. Corominas & J. A. Pascual, *Diccionario crítico etimológico castellano e hispánico,* 1980ss.) nicht beachtet und die alten Datierungen beibehalten.

Bengt Löfstedt

W. Theodor Elwert, *Studien zu den romanischen Sprachen und Literaturen,* Band X: *Von Bukarest bis Lissabon. Linguistisches und Literarisches,* Wiesbaden (Franz Steiner) 1989, 236 p.

Bereits ein paarmal habe ich über die herrschende Unsitte, sich selbst durch die Herausgabe kleiner Schriften zu huldigen, gespottet; cf. z. B. diese Zs. 41 (1982) p. 341s. und 45 (1986) p. 224. Elwert schreitet in seiner pietätsvollen Sammlung eigener Schriften rüstig weiter, und er ist jetzt zum 10. Bande gelangt; um die Festlichkeit der runden Zahl zu erhöhen, wird diesem Bande auch ein Photo beigefügt, was ihm natürlich noch deutlicher das Gepräge einer Festschrift *ad se ipsum* gibt. Es gibt auch ein Vorwort mit einer von Elwert verfaßten Würdigung von Elwerts wissenschaftlicher Tätigkeit und Namen und Sachregister sämtlicher 10 Bände.

In diesem Bande wie in den früheren wurden die Aufsätze photomechanisch reproduziert, und auf Textänderungen wurde verzichtet. So wird p. 83 (nach einem Aufsatz über Farbenterminologie im Spanischen und Italienischen) auf einige früher erschienene, von Elwert übersehene Arbeiten zum Thema aufmerksam gemacht; ihre Ergebnisse werden aber nicht eingearbeitet oder widerlegt, sondern Elwert begnügt sich mit der frommen Hoffnung, er glaube trotzdem «di aver contributo nel mio saggio alcuni punti di vista di speciale interesse per l'italiano e lo spagnuolo». P. 84s. findet sich ein kurzes deutsches Résumé über Luigi Salvator als Romanist; es schließt mit dem folgenden Satze: «Eine ausführlichere Darstellung der philologischen Arbeiten des Erzherzogs erfolgt in italienischer Sprache in der Festschrift für Ludwig Heilmann, *Mondo ladino* 10 (1986), 423 – 429.» Auf der folgenden Seite unseres Bandes beginnt sodann diese ausführliche Darstellung: wäre es nicht angebracht gewesen, entweder das Résumé oder die größere Darstellung im Sammelbande auszulassen?

Die folgenden Aufsätze sind in den vorliegenden Band aufgenommen: Höflichkeitsformeln im Italienischen; Wo, Wann, Warum, Wie Sprachen «sterben»; Entwicklungstendenzen bei der Erweiterung des neurumänischen Wortschatzes; Appunti sui termini di colore in italiano e in spagnuolo; Ein vergessener Romanist; Un romanista dimenticato; Spanisch-italienische Divergenzen in der Terminologie der modernen Technik; Die europäische Rolle der Commedia dell'arte, Alessandro Manzoni im deutschen Sprachraum; Spiegelungen des technischen Fortschritts in der italienischen Lyrik von Monti bis Pascoli; Ein Vergleich des Spanischen mit dem Italienischen; Il viaggio di Blasco Ibañez in Italia nel 1895; Die Rolle der Erotik in den *Lusiaden* des Camões.

Ich beschränke mich auf ein paar Notizen. P. 4. Warum die deutsche (und auch schwedische) Gewohnheit, sich am Telephon mit dem eigenen Namen zu melden, als eine «gefährliche Unsitte» charakterisiert wird, ist schwer verständlich. Mir scheint sie vielmehr ganz praktisch; wenn man falsch gewählt hat, wird es sofort erkannt.

P. 6. Der Gruß *ciao!* ist auch nach den Vereinigten Staaten emigriert, wahrscheinlich via italienische Filme. Der Ausdruck wird besonders unter Studenten, Artisten und Schauspielern benutzt.

Der Aufsatz über das Sterben der Sprachen p. 10ss. ist voll von Wiederholungen und hätte gekürzt und kondensiert werden sollen. P. 11 s. tritt Elwert für die Auffassung ein, eine Sprache sei dann erst gestorben, wenn der vorletzte Sprecher gestorben ist, denn der letzte Sprecher habe dann niemanden, mit dem er sprechen könnte. Terracini hat dagegen eingewendet: «Die (letzte Kornisch-sprechende) Frau konnte noch bei sich selbst ihre Gebete in ihrer Sprache sprechen oder die von ihren Hühnern gelegten Eiern zählen», und Elwert antwortet: «Dies in unrichtig, das ist ja nur ein Sicherinnern.» M. E. hat Terracini recht: eine Sprache ist eine lebendige Sprache, auch wenn man sie nicht mit einem anderen Menschen, sondern mit sich selbst, mit Tieren oder mit Gott spricht; F. Heiler betont in seinem klassischen Werke *Das Gebet* (5. Auflage, München 1923), daß das Gebet ein Gespräch mit Gott ist (z. B. p. 490: «Weil das Gebet einen Verkehr, eine Zwiesprache eines Ich mit einem Du darstellt, darum ist es ein soziales Phänom» oder p. 494: «Beten heißt mit Gott reden und verkehren»); im Jahre 1970 war Klaudija Plotnikova die einzige Person, die noch Kamassisch (eine samojedische Sprache) sprach, und sie pflegte es mit ihrer Kuh zu sprechen.

Die auf Vendryès zurückgehende Behauptung, «eine Sprache beginne zu sterben, sobald man anfängt, Fehler in ihr zu machen» (p. 18), scheint mir verkehrt: jede Sprache verändert sich ständig, und jede Veränderung kann von einem konservativen Sprecher als ein Fehler betrachtet werden.

Bengt Löfstedt

HANS GOEBL: *Dialektometrische Studien.* Anhand italoromanischer, rätoromanischer und galloromanischer Sprachmaterialien aus AIS und ALF, unter Mitarbeit von SIEGFRIED SELBERHERR, WOLF-DIETER RASE und HILMAR PUDLATZ *(Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie* 191–193). Tübingen (Max Niemeyer Verlag) 1984. 3 Bände. XIV, 254/VIII, 379/VIII, 289 p.

Die Zahl der einzelnen Einträge, die Karte für Karte und Punkt für Punkt in den bisher erschienen romanischen Sprachatlanten verzeichnet sind, dürfte – vor allem nach der Publikation einer ganzen Reihe von Regionalatlanten – siebenstellig sein. Mit der verbreiteten Methode, einzelne Karten zu interpretieren, hat die Sprachgeographie nicht die geringste Chance, Herrin dieses Materials zu werden. Wenn überhaupt eine Chance besteht, aus diesem Material insgesamt oder einem gewichtigen Teil Erkenntnisse zu gewinnen, dann wird sie durch statistische Verfahren eröffnet.

Diese Einsicht ist nicht neu, hat auch seit längerem vereinzelt Ergebnisse gezeitigt (cf. Goebl 1981: 148 s.), doch erst seit Beginn der siebziger Jahre sind der wissenschaftlichen Öffentlichkeit Bestrebungen bekannt geworden, systematische Konsequenzen aus ihr zu ziehen. Es handelt sich um die Arbeiten von Jean Séguy (1971, 1973), der auch dem Forschungszweig seinen Namen *Dialektometrie* gegeben hat (1973: 1 s.), und von Henri Guiter (1973, 1979). Die Ergebnisse, zu denen Séguy gelangt ist, haben sich in seinem *Atlas linguistique de la Gascogne* (ALG) niedergeschlagen (Band VI, 1973, Karten 2518–2531 – cf. dazu Tuaillon 1974 –; *Complément du volume VI,* 1973, p. 21–32; *Matrices dialectométriques*, 1973). Alle diese

Ansätze sind dem Isoglossenprinzip verpflichtet, messen und verrechnen also sprachliche Verschiedenheiten zwischen Atlaspunkten. Séguy und Guiter (deren Verfahren sich recht ähnlich sind, cf. Guiter 1974) tun das auf einem relativ hohen methodischen Niveau.

Goebl konnte daher bei der Verarbeitung von Verschiedenheiten zwischen Atlaspunkten auf Ideen Séguys und Guiters zurückgreifen (185)[1]. Im übrigen sind aber seine Arbeiten von einer ganz anderen Qualität: Erst diese Arbeiten haben die Dialektometrie als eine taxonomische Disziplin etabliert und ihr damit das Recht auf ihren Namen verliehen. Wenn Guiter nun behauptet, Goebl gehe bei der sprachgeographischen Distanzmessung lediglich durch die Verwendung des Computers über ihn hinaus (1985: 207), dann schätzt er den wissenschaftssystematischen Ort des Goeblschen Unternehmens nicht angemessen ein.

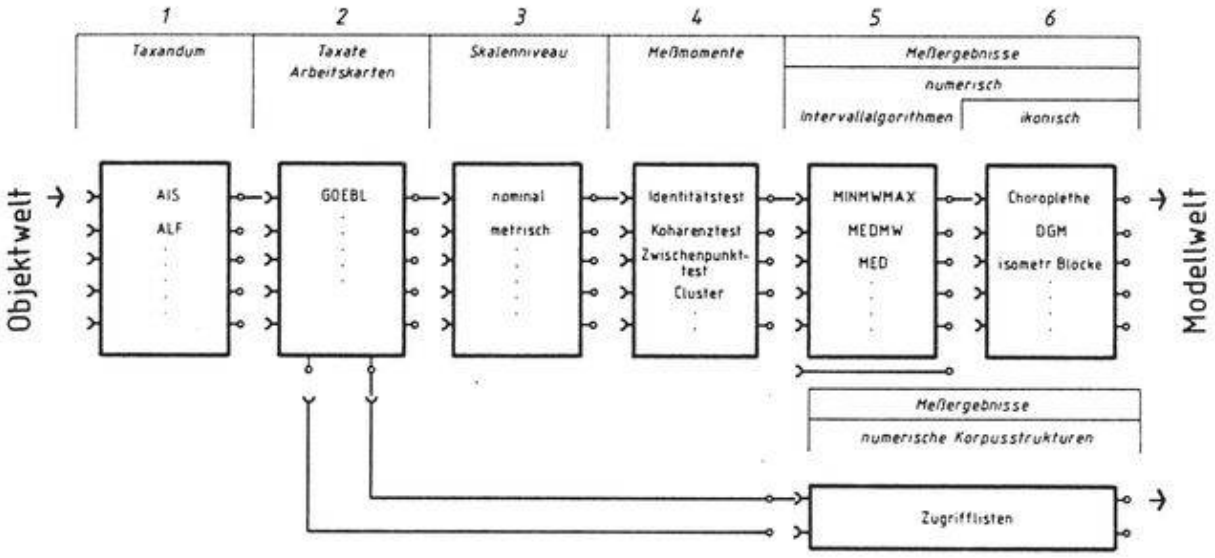
Goebl hat sich, nach eigenem Bekunden (4), 1970 der Dialektometrie zugewandt. Eine erste einschlägige Projektskizze erschien 1971 (Goebl/Winterleitner). Seit 1974 (Romanistenkongreß in Neapel) folgten regelmäßig dialektometrische Kongreßbeiträge und Publikationen (Bibliographie 224 s.), darunter eine selbständige (1982)[2]. Nunmehr liegt vor, was Goebl eine «Bilanz verschiedener dialektometrischer Versuche» (2) nennt. Das Werk besteht aus drei Bänden, nämlich einem Textband, einem Band mit verschiedenartigen Listen und Zahlenwertkarten und einem Band mit kartographischen Darstellungen. Die Listen und Karten illustrieren den Textband und werden von ihm aus erschlossen. Die Adressaten, an die Goebl gedacht hat, sind nicht Statistiker, sondern Romanisten, die keine Spezialkenntnisse in der Statistik und ähnlichen Gebieten haben (2). In der Tat wird, bei sorgfältiger Lektüre, jeder sprachgeographisch Interessierte ein deutliches Bild von Goebls Ansatz gewinnen können.

Goebl versteht seine Dialektometrie als ein Teilgebiet der Numerischen Taxonomie, «bei der auf statistischem Wege bestimmte Ordnungsstrukturen innerhalb eines durch Objekte und Merkmale aufgespannten Datenraums ermittelt werden» (6). Die Objekte sind im dialektometrischen Fall Punkte eines Sprachatlas, die Merkmale für diese Punkte notierte Einträge (12), der Datenraum also ein Sprachatlas. Die Ergebnisse der dialektometrischen Verfahren sind sprach- oder dialektgeographische Ordnungsmuster. Goebl informiert eingehend über theoretische Hintergründe, interdisziplinäre Zusammenhänge und wissenschaftsgeschichtliche Aspekte seiner Methode. Ein Thema, das ihm besonders am Herzen liegt, sind Verfahren der Visualisierung der von ihm erarbeiteten Raummuster (7 s., 90).

Sein dialektometrisches Vorgehen hat Goebl in einem «Blockschaltbild» dargestellt (11)[3], anhand dessen ich meine Besprechung gliedern will (Abb. 1, S. 266):

Goebl zieht es vor, statt von *Klassifizieren* von *Taxieren* zu reden (18). Der Datenraum, der auf Ordnungsstrukturen hin untersucht werden soll, ist das, was er *Taxandum* nennt. Konkret handelt es sich um Ausschnitte des *Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz* (AIS) und des *Atlas linguistique de la France* (ALF), also wohlgemerkt nicht um Dialektgebiete, sondern um Darstellungen von Dialektgebieten, wie sie in spezifischer Weise durch Exploratoren und Autoren eines Sprachatlas erarbeitet werden (18 s.). Die Ausschnitte bestehen aus den Eintragungen, die sich auf den 621 Karten der AIS-Bände I, II und IV an den 247 Punkten nördlich einer an Florenz vorbeilaufenden Linie finden, bzw. aus den Eintragungen an den 70 normannischen Punkten auf allen 1421 Karten des ALF. Allerdings hat Goebl die Zweitaufnahmen, die für den AIS an drei Punkten durchgeführt worden sind, sowie die Kartentitel jeweils als «Kunstpunkte» in die Punktenetze eingefügt, so daß sich insgesamt für den AIS 251 und für den ALF 71 Punkte ergeben (30, 55, 86 s., 113).

[1] Seitenangaben ohne Zusätze beziehen sich auf Band I der *Dialektometrischen Studien*.
[2] Von mir kurz besprochen in *ZrP* 99 (1983), 629 s.
[3] Cf. auch das Schema in Goebl 1989: 93.



Blockschaltbild dialektometrischer Verfahren
Die einzelnen Meßblöcke sind beispielshalber zu einer bestimmten Meßschaltung verbunden.
DGM – perspektivische Geländedarstellung («digitales Geländemodell»)

Goebl hat seine beiden Taxanda zunächst in bestimmter Weise aufbereitet. Präliminär waren das Ausscheiden «onomasiologisch allzu fraktionierte[r] Atlaskarten» (34) und, für den ALF, von Karten mit zuviel «Nullstellen» (fehlenden Eintragungen, 55) sowie die Zerlegung von Atlaskarten mit komplexen Informationen (z. B. AIS I 9 «quando mio figlio») in mehrere (im Beispielfall drei) «Arbeitskarten» (19 s.). Auf diese Weise entstanden für den AIS 696 und für den ALF 1468 Arbeitskarten (40, 58). Hauptsächlich bestand die Aufbereitung aber in der Zuordnung der einzelnen Eintragungen einer Arbeitskarte zu Typen. Verschiedene Einträge wurden dann demselben Typ zugeordnet, wenn ihnen dasselbe Etymon zugrunde liegt; anderenfalls wurden sie verschiedenen Typen zugeordnet (31 ss.). Natürlich darf man bei diesem Arbeitsschritt nicht von der Erwartung ausgehen, daß alle Einträge, die in einem Taxandum begegnen, auch tatsächlich schon unstrittig etymologisiert sind – das wäre, wie jeder weiß, der sich schon einmal systematisch mit Sprachatlaskarten auseinandergesetzt hat, eine unerfüllbare Erwartung. Es reicht jedoch für dialektometrische Zwecke eine etymologisierende Vorgehensweise aus: Angesichts zweier verschiedener Einträge muß mit hinreichender Wahrscheinlichkeit entschieden werden können, ob sie etymologisch übereinstimmen – gleichgültig ob die Etyma bekannt sind oder nicht. Und das ist, wie auch meine eigenen Erfahrungen zeigen, eine erfüllbare Forderung. In manchen Fällen läßt sich über etymologische Identität oder Verschiedenheit nicht ohne weiteres entscheiden. Goebl hat für sich festgelegt, daß etymologische Verschiedenheit auch dann vorliegt, wenn die Unterschiede sich auf die Wortbildung, die Morphologie oder die Betonung beschränken (34). Es gibt noch weitere kritische Fälle, etwa Unterschiede im Genus bei sonstiger etymologischer Übereinstimmung *(bise* m., *bise* f., ALG II 228 «Nord») oder Vorkommen des hochsprachlichen oder eines sonstwie entlehnten, etymologisch identischen Wortes anstelle des bodenständigen *(fouine, parrain, marraine* für *hajine, payrí, mayrie,* ALG I 11, III 576, 577). Ich habe mich im ersten Fall für Ver-

schiedenheit, im zweiten für Übereinstimmung entschieden. Letztlich sollte, wie Goebl zurecht fordert, ein Mittelweg zwischen allzu starker Differenzierung und allzu starker Zusammenfassung beschritten werden (33). Jedenfalls bilden die Typen der einzelnen Arbeitskarten das, was Goebl seine *Taxate* nennt.

In Band II finden sich, unter dem Namen *Zugrifflisten,* sowohl Listen der endgültigen Arbeitskarten als auch Listen der erarbeiteten Taxate. Die beiden Korpora von Arbeitskarten bestehen vorwiegend aus lexikalisch interessanten Karten (25, 35). Ein Teil der Karten ist aber eher syntaktisch oder morphologisch ausgerichtet (Adverbien, Präpositionen, Konjunktionen, Pronomina, Artikel; 38, 60). Dadurch ergibt sich ein Kriterium der Zerlegung der beiden Korpora in Teilkorpora. Weitere Kriterien ergeben sich aus semantischen Unterschieden, so wie sie sich in der sachbezogenen Gliederung des AIS niederschlagen, aus dem Unterschied zwischen nullstellenfreien und nullstellenhaltigen Arbeitskarten und auch aus Anforderungen des Verfahrens. Jedenfalls kann Goebl bei der weiteren Arbeit außer auf die Gesamt- auch noch auf ein ganzes System von Teilkorpora zurückgreifen. Mit guten Gründen verzichtet er auf eine unterschiedliche Gewichtung von Teilkorpora (22 s.). Die Korpora haben jeweils ihre eigenen *numerischen Strukturen,* die insbesondere durch die Zahl der Taxate konstituiert werden, die sich auf den einzelnen Karten eines Korpus finden. Diese Zahl liegt für das aus dem AIS gewonnene Totalkorpus zwischen 1 (mononym) und 51, mit einem Durchschnitt von 6.9483 Typen pro Arbeitskarte; für das aus dem ALF gewonnene Totalkorpus betragen die Werte 1 – 19 und 2.6969, sind sie also wesentlich kleiner, was angesichts der Unterschiede in der dialektalen Differenzierung zwischen Italien und Frankreich nicht wundernimmt (35 – 73). Im wesentlichen zeigt sich, daß innerhalb eines Korpus die Zahl der Karten, die eine bestimmte Zahl an Taxaten aufweisen, mit der Zunahme dieser Zahl abnimmt: Im AIS-Gesamtkorpus sind 104 Arbeitskarten mononym (147 dinym), 40 und mehr Typen finden sich dagegen jeweils nur noch auf einer Arbeitskarte. Das erinnert Goebl an das Zipfsche Gesetz (42). Gabriel Altmann zeigt, daß in der Tat hier eine «Zipfsche Kraft» am Werke ist. Er schlägt vor, diese spezifische Spielart der Zipfschen Kraft «Goeblsches Gesetz» zu nennen (1985: 154 s.).

Goebl stellt seine Korpora als Matrizen dar, deren Zeilen jeweils die Atlaspunkte (Objekte, Elemente) und deren Spalten jeweils die einzelnen Typen einer Arbeitskarte (Merkmale, Eigenschaften) repräsentieren. Eine Zelle einer solchen Matrix gibt also den Typ wieder, auf den ein Eintrag an einem bestimmten Punkt einer bestimmten Karte reduziert wurde (16). Vergleicht man zwei Zellen miteinander, so stellt man entweder Identität oder Verschiedenheit der Benennungen fest, die sie enthalten. Das Skalenniveau, mit dem eine solche Matrix gemessen werden kann, ist daher *nominal* (19, 32). Die Zelleneinträge lassen sich aber *metrisieren.* Das kann dadurch geschehen, daß für jeden Typ einer Arbeitskarte angegeben wird, wie hoch der Anteil ist, den er an der Gesamtzahl der Typen auf dieser Arbeitskarte hat. Die Messung kann dann auf einer Intervallskala erfolgen (32, 81 s.). Diese Art der Metrisierung ist für den noch zu erwähnenden Kohärenztest wichtig.

Der größte Teil des Werkes ist der Analyse von Zusammenhängen zwischen den Objekten, also jeweils zwischen den ausgewählten Punkten der beiden Atlanten gewidmet (Q-Analyse, 74 – 196). Als *Meßmoment* spielt dabei der von Goebl so genannte *Identitätstest* eine wesentliche Rolle. Er gestattet, für zwei beliebige Punkte eines Atlas die Ähnlichkeit zu bestimmen, die zwischen ihnen besteht. Maß für diese Ähnlichkeit ist das, was Goebl den Relativen Identitätswert (RIW) nennt. Dieser Wert wird so berechnet, daß zunächst Arbeitskarte für Arbeitskarte gezählt wird, wie oft die beiden Punkte denselben und wie oft sie einen unterschiedlichen Typ haben (Karten mit Nullstellen für einen der beiden oder beide Punkte bleiben unberücksichtigt), und daß dann die Zahl der Identitäten durch die Summe der Zahl der Identitäten und der der Differenzen geteilt wird. Es ergibt sich so ein Quotient, der zwischen 0 und 1 liegt (beispielsweise 0.6667, wenn bei 100 Arbeitskarten für ein Punktpaar 60 Identitäten und

30 Differenzen gezählt werden). Goebl multipliziert diesen Quotienten mit 100 und kommt so zu Prozentzahlen (66.667% im Beispielfall). Der RIW wird natürlich für alle Punktpaare eines Atlasausschnittes berechnet. Es kann dann für jeden Punkt angegeben werden, wie groß jeweils sein RIW in Bezug auf jeden anderen Punkt des Ausschnitts ist. Nimmt man etwa den AIS-Punkt 10 (Camischolas/Graubünden) als (in Goebls Terminologie) Prüfbezugspunkt, dann kann man beispielsweise feststellen, daß er in Bezug auf den Punkt 1 (Brigels/Graubünden) mit 91.57% seinen höchsten und in Bezug auf die Punkte 522 (Vinci/Florenz) und 528 (Sant'Agata Feltria/Pesaro-Urbino) mit 42.251% seinen niedrigsten RIW hat. Es wird deutlich, daß der RIW eine typologisch präzisierte Fassung des herkömmlichen dialektologischen Ähnlichkeitsbegriffs ist (102). Goebl diskutiert eingehend Varianten und Alternativen zum Identitätstest (74 – 86).

Die aus einem Atlas gewonnenen Relativen Identitätswerte lassen sich sehr einfach in Zellen einer Matrix eintragen, deren Spalten und Zeilen jeweils die Atlaspunkte repräsentieren. Das wären dann für den von Goebl gewählten Ausschnitt des AIS 251^2 Zellen, für den des ALF immer noch 70^2, also Matrizen von beträchtlichem Umfang. Goebl entscheidet sich daher zunächst dafür, das «Ähnlichkeitsprofil» jedes einzelnen Punktes zu untersuchen, also jeweils eine Zeile oder Spalte der Matrix (einen «Elementvektor»). Dann sind aber immer noch 251 AIS-Punkte mit jeweils 250 Werten[4] und 71 ALF-Punkte mit jeweils 70 Werten zu berücksichtigen. Goebl bringt daher zunächst einmal eine gewisse Ordnung in diese Wertmengen, indem er die Werte jeweils mit verschiedenen Verfahren *(Intervallalgorithmen)* ihrer Größe nach klassifiziert. Jedes Verfahren führt zu einer Einteilung sowohl in sechs als auch in zwölf Klassen, wobei diese Klassen je nach Verfahren unterschiedliche numerische Eigenschaften haben. Die Klasse mit den niedrigsten Werten heißt Wertklasse 1 usw. bis zu Wertklasse 6 bzw. 12 mit den höchsten Werten. Das Standardverfahren ist eine Einteilung in sechs Wertklassen, bei dem sowohl die Differenz zwischen Maximal- und Mittelwert als auch die zwischen Mittel- und Minimalwert durch 3 geteilt und so Klassengrenzen sowohl unterhalb als auch oberhalb des Mittelwerts bestimmt werden. Das hat zur Folge, daß die Klassen normalerweise unterschiedlich umfangreich und daß die Intervalle zwischen Minimal- und Mittelwert von denen zwischen Mittel- und Maximalwert verschieden sind. Den entsprechenden Algorithmus nennt Goebl MINMWMAX. Der unterschiedliche Umfang der Wertklassen wird in den Legenden zu den Karten von Band III durch Säulendiagramme (Histogramme) veranschaulicht (93 – 98). Goebl hat weiterhin nach einem bestimmten Verfahren die Punkte seiner Atlasausschnitte so mit aneinander angrenzenden Vielecken umgeben, daß er zu einer mosaikartigen Kartengrundlage kommt. Nun charakterisieren die Werte, die ein gegebenes Ähnlichkeitsprofil konstituieren, einzelne Punkte des jeweiligen Atlasauschnittes, nämlich jeden Punkt, den er außer dem Prüfbezugspunkt noch enthält. Diese Punkte können statt durch ihren konkreten Wert auch durch die Klasse gekennzeichnet werden, der dieser Wert angehört. Das tut Goebl einmal durch Angabe von Ziffern auf den Zahlenwertklassen des Bandes II (87 – 89) und zum anderen durch farbige Rasterung der Flächenmosaike. Die Rasterung wird dabei umso dichter, je höher die jeweilige Wertklasse ist. Außerdem sind die Rasterungen für die drei unteren Wertklassen blau, die für die drei oberen rot. Eine solche Kartierung einer Ähnlichkeitsverteilung ergibt eine thematische Karte spezifischer Art: Goebl spricht von *Choroplethenkarten* (90 – 92). Solche Karten machen den Band III aus. In Band I kommen auch noch einige perspektivische Oberflächendarstellungen von Ähnlichkeitsprofilen (92 s.) vor.

Eine Ähnlichkeitsverteilung ist ein hochrangiges typologisches Objekt: eine Ordnungsstruktur, ein Raummuster (100). Generell ist eine solche Verteilung dadurch charakterisiert, daß sich um den Prüfbezugspunkt sukzessiv Zonen mit Punkten immer niedrigerer Wertklasse lagern (Wertklasse 6, ..., Wertklasse 1). Goebl erörtert Analogien zu unterschiedlichen geo-

[4] Die hundertprozentige Ähnlichkeit eines Punktes mit sich selber ist trivial.

graphischen Konzeptionen (105 – 110) und Möglichkeiten, Ähnlichkeitsprofile mit graphen-, netzwerk-, spiel- oder automatentheoretischen Formalismen zu bearbeiten (110 – 113).

Einzelne Ähnlichkeitsverteilungen individualisieren sich durch Lage und Ausdehnung der einzelnen Wertklassenzonen. Goebl interpretiert die Ähnlichkeitsprofile einer ganzen Reihe bündnerischer, oberitalienischer und westfranzösischer Atlaspunkte, stets unter Verweis auf die entsprechenden Choroplethenkarten mit ihren Histogrammen in Band III (114 – 135). Dabei ergibt sich immer wieder, daß mit Hilfe der RIW-Klassen frühere Einsichten in dialektale Zusammenhänge bestätigt und präzisiert werden können. Es sei angemerkt, daß Goebl meist nicht mit sechs, sondern nur mit vier Wertklassen operiert, und zwar indem er die Klassen 6 und 5 und die Klassen 1 und 2 jeweils argumentativ zusammenfaßt.

Eine Wertmenge wie ein Ähnlichkeitsprofil ist durch spezifische Kennwerte charakterisiert: Sie hat einen bestimmten höchsten Wert, einen bestimmten niedrigsten Wert, einen bestimmten Mittelwert, eine bestimmte Streuung der Einzelwerte um den Mittelwert, eine bestimmte Symmetrie in dieser Streuung und ähnliches. Es lassen sich nun aus allen Ähnlichkeitsprofilen eines Atlasausschnitts jeweils Kennwerte derselben Art herausziehen oder errechnen und dann deren räumliche Verteilung analysieren. Goebl operiert mit jeweils elf verschiedenen Kennwerten, deren Verteilungen er auch jeweils choroplethenkartographisch darstellt. Die detaillierten Analysen dieser Verteilungen (140 – 172) weisen Raummusterungen auf, die nicht nur dialekt-, sondern allgemein humangeographisch interessant sind (etwa in der Korrelation mit siedlungsgeschichtlichen Fakten, 159 – 163). Insgesamt scheinen mir diesen Verteilungen (für den AIS-Ausschnitt wird das deutlicher als für den ALF-Ausschnitt) zwei verschiedene Typen von Raummustern zugrunde zu liegen, nämlich ein globales, durch das sich ein ausgedehntes Zentrum gegen eine mehr oder weniger schmale Peripherie abhebt, und ein detaillierteres, in dem dialektale Kernzonen und Gebiete mit Übergangsdialekten gegeneinander abgehoben sind. Eine Art von Synthese beider Muster scheint sich aus der Analyse der Schiefen der Ähnlichkeitsverteilungen zu ergeben: Randzonen sind durch eine hohe Besetzung von Klassen mit überdurchschnittlichen Werten, Übergangszonen durch eine hohe Besetzung von Klassen mit niedrigen Werten und dialektale Kernzonen durch eine hohe Besetzung von Klassen mit nicht sehr unterdurchschnittlichen Werten gekennzeichnet. Wieweit den elf Kennwertverteilungen tatsächlich weit weniger Typen von Mustern zugrunde liegen, sollte durch geeignete Verfahren (z. B. Faktorenanalysen) geklärt werden.

Seine aus ALF errechneten Relativen Identitätswerte hat Goebl auch einer *Clusteranalyse* unterzogen. Er kommt auf diese Weise zu einer hierarchischen Klassifikation der Ähnlichkeiten zwischen den Punkten des Atlasausschnittes, die er auch in Form eines Dendogramms darstellt (172 – 178). Auch hier läßt sich zwischen peripheren und zentralen Punkten unterscheiden: Peripher sind solche, die mit den übrigen nur auf einem sehr niedrigen Ähnlichkeitsniveau zusammenhängen, im konkreten Fall, in aufsteigender Ähnlichkeitshierarchie, die pikardischen Punkte des Ausschnitts, die Inseln und der Südwesten des Ausschnitts. Das Zentrum differenziert sich auf einem höheren Ähnlichkeitsniveau in Dialektzonen, auf dem von Goebl gewählten in vier, von denen das Cotentin mit fünf Punkten die höchste Ähnlichkeitsklasse bildet. Diese Klassifikation stellt Goebl auch kartographisch dar. Außerdem erwägt er die Möglichkeit, das Cluster-Dendogramm im Sinne eines dialekthistorischen Stammbaums zu deuten.

Ein weiterer Test, den Goebl durchführt, ist der *Kohärenztest* (179 – 183). Diesem Test liegt der Anteil zugrunde, den jeweils ein Typ an einem Punkt auf einer Karte an dem Gesamtvorkommen dieses Typs auf dieser Karte hat. Bei der Berechnung eines solchen Anteils ergibt sich ein Wert, der größer als 0 und höchstens gleich 1 ist (bei mononymen Karten). Das *Skalenniveau* ist also, wie erwähnt, *metrisch;* es handelt sich um eine Intervallskala. Goebl errechnet sodann für jeden Punkt seiner Atlasausschnitte den Mittelwert der Anteile, den die Typen dieses Punkts auf allen Arbeitskarten jeweils am Gesamt der Typen auf diesen Karten haben,

wobei er Nullstellen (fehlende Belegungen von Punkten auf einzelnen Karten) vernachlässigt. Durch Multiplikation mit 100 ergeben sich dabei Prozentzahlen, die er «Relative Kohärenzmittel» (RKM) nennt. Ein hohes RKM für einen Punkt deutet er als hohe «Interaktivität» dieses Punktes, als dessen intensive Teilnahme am «allgemeinen Kommunikationsgeschehen» (180). In einer mehr dynamischen Sicht weist er Punkten mit einem hohen RKM eine relativ starke Innovationstendenz zu. In der Tat deuten in den Band II, p. 152 – 155, eingefügte Karten aus dem *Atlas de la France rurale* (Paris 1968) auf eine positive Korrelation von RKM und Anteil von Industriearbeitern an der Bevölkerung (1954), Anteil von landwirtschaftlichen Großbetrieben an den landwirtschaftlichen Betrieben insgesamt (1955), Anteil der Einschreibungen für den Parti Communiste an den Gesamteinschreibungen (1962) und Anteil der einer Übertretung Überführten an der Gesamtbevölkerung (1936) und auf eine negative Korrelation von RKM und Anteil der Oster-Kommunikanten an der erwachsenen Bevölkerung (ca. 1947). Goebl berechnet außerdem die Streuung der für die einzelnen Punkte erhobenen Werte um den jeweiligen Mittelwert, also um das jeweilige RKM. Das kartographische Bild, das sich ergibt, ist komplementär zu dem, das die RKM selber liefern: Periphere Punkte sind durch eine hohe Streuung gekennzeichnet, weil sie einerseits an den mononymen Karten Anteil haben, andererseits aber ihre Typen häufig gering verbreitet sind. Entsprechend ist die Streuung an den zentralen Punkten gering.

Traditionellerweise werden in der Sprachgeographie eher Verschiedenheiten als Ähnlichkeiten gemessen und diese Verschiedenheiten dann kartographisch vorwiegend in Form von Isoglossenbündeln dargestellt. An diese Tradition haben auch Séguy und Guiter angeknüpft und dabei vor allem Lalannes Konzept des *interpoint* (Lalanne 1953) aufgegriffen. In Goebls Ansatz entspricht einem solchen *interpoint* eine Polygonseite, die auf der Kartengrundlage zwei Atlaspunkte voneinander trennt. Für seinen AIS-Ausschnitt hat Goebl insgesamt 670 und für seinen ALF-Ausschnitt insgesamt 170 solcher Trennlinien und damit alle in seinen beiden Flächenmosaiken jeweils benachbarten Punkte berücksichtigt. Für jedes dieser Punktpaare hat er einen *Zwischenpunkttest* durchgeführt, um den «Relativen Fündigkeitswert» (RFW) zu errechnen, der dieses Paar charakterisiert. Das war relativ einfach, denn ein RFW ist zu dem entsprechenden RIW komplementär (100 – RIW). Diese Werte hat er dann seinen drei verschiedenen Intervallalgorithmen unterzogen und so drei verschiedene Zwölferklassifikationen erhalten. Auf den entsprechenden Karten werden diese Klassen durch unterschiedlich dicke Ausführungen der Polygonseiten und außerdem durch Blaufärbung der sechs dünneren und durch Rotfärbung der sechs dickeren Seitentypen dargestellt. Es kommt jeweils eine Karte hinzu, auf der die Strichstärke der Polygonseiten analog zu den entsprechenden RFW zunimmt. Dadurch ergeben sich zweimal vier Isoglossenkarten, die bekannte Annahmen über Dialektgrenzen in Oberitalien und Westfrankreich bestätigen oder auch korrigieren (183 – 196).

Die letzten zwanzig Seiten des Werkes sind der Analyse von Zusammenhängen zwischen Eigenschaften, also jeweils zwischen den ausgewählten Karten der beiden Atlanten gewidmet (R-Analyse). Goebl spricht von «uneigentlicher» R-Analyse, weil ihre Grundlage Q-analytische Messungen sind. Konkret handelt es sich um Messungen, die Goebl an seinen Teilkorpora durchgeführt hat. Diese Teilkorpora sind einerseits nach sachlichen, andererseits nach numerischen Kriterien konstituiert. Goebl unterwirft sie dem Kohärenztest, abgesehen von den sachlich konstituierten italienischen, die er dem Ähnlichkeitstest in Bezug auf den Prüfbezugspunkt 261 (Mailand) unterzieht. Die sachlichen Kriterien waren, wie erwähnt, teils onomasiologische, teils grammatische. Goebl zeigt Übereinstimmungen und Unterschiede zwischen Ähnlichkeiten bzw. Kohärenzen in den so konstituierten Korpora und auch zu den Totalkorpora auf (197 – 206). Das ist natürlich besonders hinsichtlich der Frage interessant, inwieweit sich lexikalische und nicht-lexikalische (morphologische, grammatische usw.) Korpora und inwieweit sich lexikalische Korpora unterschiedlicher Semantik hinsichtlich ihrer ta-

xonomischen Aspekte jeweils voneinander unterscheiden. Numerisch wurden jeweils 12 Korpora konstituiert, die aus zufällig ausgewählten Karten in Größenordnungen zwischen 25 und 500 bestanden. Bei ihrer Vermessung ging es um die Bestimmung des Stichprobenfehlers in den Gesamtkorpora, im wesentlichen also um die Frage, ob die Zahl der ausgewählten Karten (AIS: 621, ALF: 1421) jenseits der Zahl liegt, von der ab die Ergebnisse einigermaßen stabil bleiben. Nach Goebls Berechnungen beträgt diese Zahl ungefähr 200 (206 – 219).

Seit dem Erscheinen seiner *Dialektometrischen Studien* hat Goebl eine Reihe weiterer dialektometrischer Arbeiten veröffentlicht, darunter zwei auch in dieser Zeitschrift (1985, 1987a). Einige Aspekte dieser Arbeiten seien summarisch hervorgehoben:

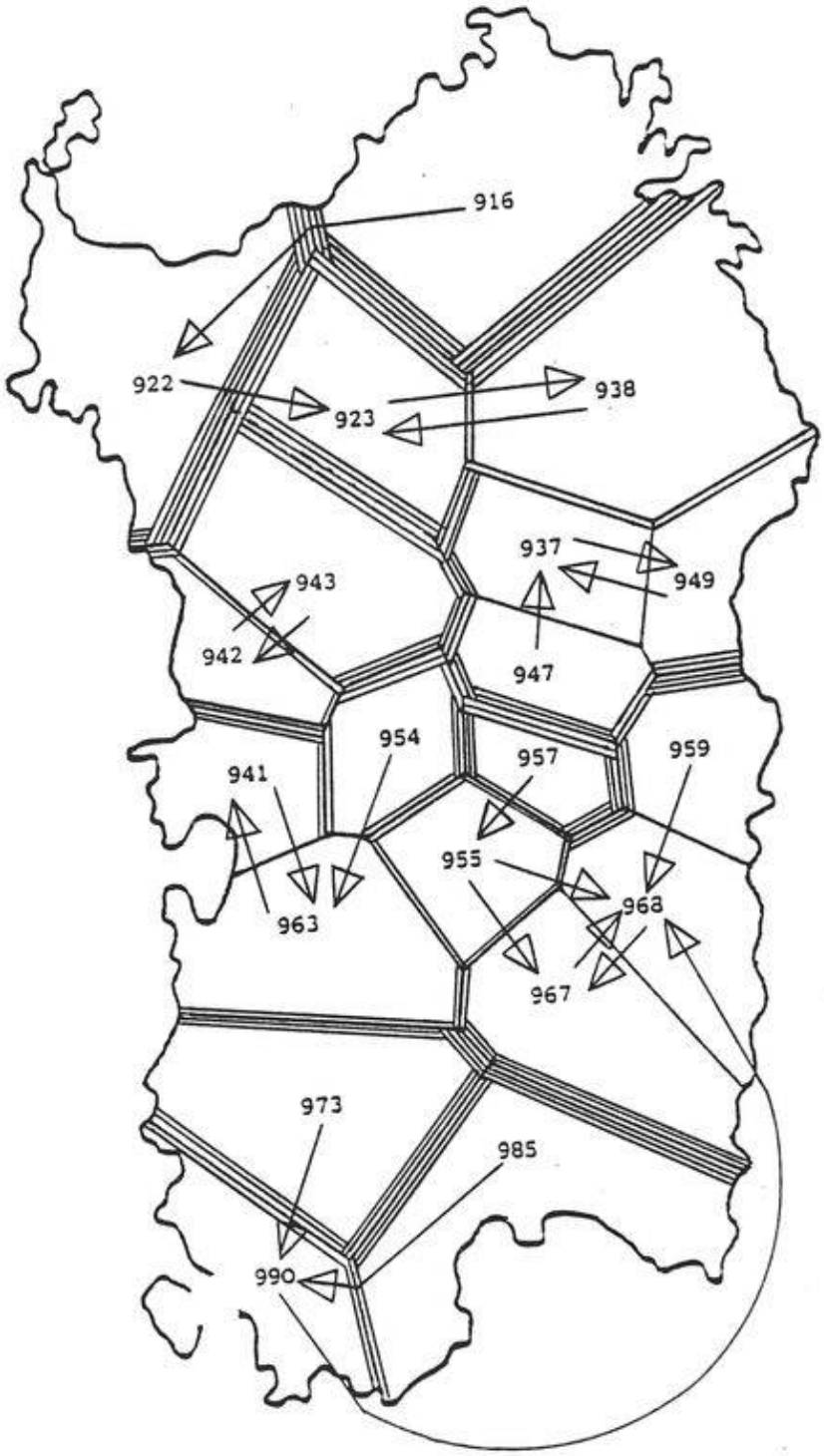
1. Verschiedenen Ähnlichkeitsprofilen kann derselbe «Archetyp» zugrunde liegen; durch geeignet multivariate Verfahren können solche Archetypen präzise bestimmt werden (1985: 203, 1986a: 55).
2. Zur Darstellung dialektaler Verschiedenheiten zwischen benachbarten Punkten werden statt Zwischenpunktlinien auch Strecken verwandt, die diese Punkte miteinander verbinden; es ergeben sich «Strahlenkarten», wie sie sich auch in Arbeiten von Séguy und Guiter (1987: 111s., 117, 1988: 51s.) finden.
3. Anwendungen dialektometrischer Verfahren auf Material, das nicht in Form eines Atlas vorliegt (die *Tableaux phonétiques des patois suisses romands:* 1985, 1987a).
4. Ergebnisse dialektometrischer Verfahren liefern entscheidende Argumente für Dialektologen-Fehden wie die seit über einem Jahrhundert schwelende *questione ladina* (1986b, 1987b).

Die meisten der von Goebl vorgestellten dialektometrischen Verfahren habe ich auf bescheidene Ausschnitte anderer als der von ihm zugrunde gelegten Atlanten angewandt, nämlich auf die im AIS repräsentierten sardischen Punkte[5], auf die im ALG repräsentierten Punkte des Département Landes und auf die im *Atlas lingüístico y etnográfico de Aragón, Navarra y Rioja* (ALEANR) repräsentierten Punkte der Provinz Huesca. Die erzielten Ergebnisse haben sich durchweg in einleuchtender Weise interpretieren lassen. Die aus dem ALG errechneten Werte standen überdies in einer verständlichen Beziehung zu den von Séguy veröffentlichten Zahlen (ALG Band VI). Abbildung 2 stellt für das Sardische gewonnene Ergebnisse dar (auf der Grundlage von 130 Karten der Bände I, II und V). Abb. s. S. 272.

Auf dieser Karte nimmt die Zahl der Linien zwischen zwei Punkten mit der dialektalen Verschiedenheit zwischen diesen Punkten zu; ein Pfeil zeigt jeweils von einem Punkt zu demjenigen anderen, der ihm maximal ähnlich ist (meist ein Nachbarpunkt; cf. Goebl 142). Man vergleiche diese Karte mit der allerdings wesentlich detaillierteren bei Blasco Ferrer (1984: 349).

Die Goebelsche Dialektometrie ist ein prominentes Beispiel für das, was Sprachwissenschaft sein sollte: Sie steht auf sicheren theoretischen und methodologischen Füßen und sie ist in dem hohen Maße interdisziplinär, wie es die Verwobenheit der Sprache mit anderen Lebensbereichen erfordert. Sie ist auch ein Beispiel für praktische Interdisziplinarität: Goebl hebt hervor, daß «ohne den unermüdlichen Einsatz der auf dem Titelblatt genannten Mitstreiter – Siegfried Selberherr für die EDV-Numerik, Wolf-Dieter Rase für die EDV-Graphik und Hilmar Pudlatz für die Thiessen-Geometrie – in dialectometricis kaum etwas hätte geschaffen werden können» (XI). Für die Zukunft möchte man sich eine stärkere Arbeitsteilung zwischen Sprachatlasautoren und Dialektometern wünschen: Sprachatlanten sollten nicht nur maschinenlesbar, sondern auch schon typisiert vorliegen, und zwar typisiert nach vereinbarten einheitlichen Kriterien. Das würde nicht nur eine Verlagerung von Mühen, sondern auch von Verantwortung an die kompetentere Stelle bedeuten. Möglicherweise geht

[5] Eine Mitarbeiterin von mir führt derzeit eine umfangreichere dialektometrische Untersuchung des Sardischen und des Korsischen (aufgrund des *Atlante linguistico etnografico italiano della Corsica,* ALEIC) durch.


916
922
923
938
937
949
943
942
947
954
957
959
941
955
963
968
967
973
985
990

Goebl bei seinem eigenen Atlas, dem *Sprach- und Sachatlas zum Studium des Dolomitenladinischen* (ALD) so vor.

Abschließend ein wenig Gemäkel:
p. 81 oben: Es muß zweimal «sO» statt «So» heißen. Hier wie auf p. 85 erscheinen Multiplikationspunkte auf dem Niveau von Dezimalpunkten, was sie in anderen Formeln, allerdings vor Bruchstrichen (z. B. p. 76), nicht tun (cf. auch p. 150).
p. 82, 7. Zeile von unten: Der Titel Baumann 1971 fehlt im Literaturverzeichnis[6].
p. 83 unten: Es sollte hinzugefügt werden, daß es um $RIW_{2,3}$ bzw. $GIW_{2,3}$ geht.
p. 90, 92: Im Zusammenhang mit perspektivischen Oberflächendarstellungen werden die Begriffe «geglättet» und «ungeglättet» eingeführt; sie werden jedoch erst auf p. 131 exemplifiziert.
p. 93, Zeile 5 von 3131.5: Die Angabe «Goebl 1976» müßte durch «a» oder «b» differenziert werden (cf. Literaturverzeichnis).
Auf p. 95, Mitte heißt es,«daß die bei MINMWMAX und MEDMW unterhalb bzw. oberhalb des arithmetischen Mittels einsortierten Meßwertmengen gleich groß sind». Wenn ich diesen Satz richtig verstehe, dann trifft sein Gegenteil zu: Diese Mengen sind normalerweise nicht gleich groß.

Eine Beilage zu meinem Rezensionsexemplar weist auf Farbpasserdifferenzen auf mehreren Choroplethenkarten des Bandes III hin. Ich habe daraufhin Karten dieses Bandes kontrolliert und tatsächlich einige solche Differenzen gefunden. Bei normaler Benutzung fallen sie aber nicht ins Auge. Etwas mehr gestört hat mich, daß die den Inseln Aurigny (ALF-Punkt 396: Sainte-Anne) und Serk (398) entsprechenden Umrisse auf Goebls Grundkarte so klein sind, daß sie von den breiteren Rasterungen gelegentlich kaum oder gar nicht getroffen werden (etwa p. 74, 84).

Ein Verzeichnis der Abbildungen hätte die Arbeit mit Band I erleichtert.

Udo L. Figge

Literatur

ALTMANN, Gabriel (1985): ‹Die Entstehung diatopischer Varianten. Ein stochastisches Modell›, in *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 4, 139 – 155

BLASCO FERRER, Eduardo (1984): *Storia linguistica della Sardegna* (*Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie* 202). Tübingen.

GOEBL, Hans (1974): ‹La dialectométrie appliquée à l'ALF (Normandie). Collaboration technique Norbert Winterleitner›, in *XVI Congresso internazionale di linguistica e filologia romanza, Napoli, 15 – 20 aprile 1974. Atti. Vol. II.* Napoli/Amsterdam, p. 165 – 195.

– 1981: ‹La méthode des interpoints appliquée à l'AIS (essai de dialectométrie). Collaboration technique (programmation de l'ordinateur): Siegfried Selberherr Wien/Vienne›, in *Mélanges de philologie et de toponymie romanes offerts à Henri Guiter.* Perpignan, p. 137 – 172.

[6] Wie mir Herr Kollege Goebl mitteilt, handelt es sich um BAUMANN, U., *Psychologische Taxometrie.* Bern 1971. Ausserdem fehlen nach dieser Mitteilung im Literaturverzeichnis noch:
KROEBER, A. L., «The Determination of Linguistic Relationship», *Anthropos* 8 (1913), 389 – 401.
KRETSCHMER, I., «Ethnologische Atlanten in Europa, ihre Entwicklung und ihr Beitrag an der Thematischen Kartographie», *Internationales Jahrbuch für Kartographie* 15 (1975), 55 – 90.

– 1982: *Dialektometrie. Prinzipien und Methoden des Einsatzes der Numerischen Taxonomie im Bereich der Dialektgeographie.* EDV-Numerik: SIEGFRIED SELBERHERR (Wien), EDV-Graphik: WOLF-DIETER RASE (Bonn), HILMAR PUDLATZ (Münster) (*Österreichische Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse. Denkschriften* 157). Wien
– 1985: ‹Coup d'œil dialectométrique sur les *Tableaux phonétiques des patois suisses romands (TPPSR)*›, in *Vox Romanica* 44, 189 – 233.
– 1986a: ‹Muster, Strukturen und Systeme in der Sprachgeographie. Explikationen zur Dialektometrie›, in *Studi ladini in onore di Luigi Heilmann* (*Mondo Ladino* 10), p. 41 – 71.
– 1986b: «Considérations dialectométriques sur le problème de ‹l'unité rhétoromane (ladine)›», in *Linguistica* 24, 83 – 97.
– 1987a: ‹Encore un coup d'œil dialectométrique sur les *Tableaux phonétiques des patois suisses romands (TPPSR).* Deux analyses interponctuelles: parquet polygonal et treillis triangulaire›, in *Vox Romanica* 46, 91 – 125.
– 1987b: ‹Typophilie und Typophobie. Zwei problembeladene Argumentationstheorien innerhalb der Question ladina›, in HOLTUS, Günter/RINGGER Kurt (Hrsg.): *Raetia antiqua et moderna. W. Theodor Elwert zum 80. Geburtstag.* Tübingen, p. 513 – 536.
– 1989: ‹Dialektometrie: Ein Hilfsmittel zur Erkennung komplexer dialektgeographischer Ordnungsstrukturen›, in WILLE, Rudolf (Hrsg.): *Klassifikation und Ordnung. Tagungsband. 12. Jahrestagung der Gesellschaft für Klassifikation e. V. Darmstadt, 17. – 19. März 1988* (*Studien zur Klassifikation* 19). Frankfurt/Main, p. 79 – 96.
– /WINTERLEITNER, Norbert (1971): ‹Projekt einer sprachstatistischen Auswertung von in Sprachatlanten gespeicherter linguistischer Information mit Hilfe elektronischer Rechenanlagen›, in *Linguistische Berichte* 14, 60 s.
GUITER, Henri (1973): ‹Atlas et frontières linguistiques›, in *Les dialectes romans de France à la lumière des atlas régionaux. Strasbourg, 24 – 28 Mai 1971* (*Colloques nationaux du C. N. R. S.* 930). Paris, p. 61 – 109.
– (1974): ‹Une vérification de loi linguistique par corrélation›, in *Revue de linguistique romane* 38, 253 – 264.
– (1979): ‹Critique et limites d'une méthode›, in *Mélanges à la mémoire de Louis Michel.* Montpellier, p. 261 – 272.
– (1985): Besprechung von GOEBL: *Dialektometrische Studien,* in *Revue de linguistique romane* 49, 201 – 207.
LALANNE, Th. (1953): ‹Indice de polyonymie. Indice de polyphonie›, in *Le français moderne* 21, 263 – 274.
SÉGUY, Jean (1971): ‹La relation entre la distance spatiale et la distance lexicale›, in *Revue de linguistique romane* 35, 335 – 357.
– (1973): ‹La dialectométrie dans l'*Atlas Linguistique de la Gascogne,* in *Revue de linguistique romane* 37, 1 – 24.
TUAILLON, Gaston (1974): Besprechung von ALG, Band VI, in *Revue de linguistique romane* 38, 574 s.

Udo L. Figge

JOSEPH GIOSCIO, *Il dialetto lucano di Calvello,* Stuttgart (Steiner) 1985, 152 p.

Ce modeste volume est basé sur la thèse de maîtrise de l'auteur, soutenue à Strasbourg en 1977, remaniée d'après des recherches ultérieures. Le dialecte décrit est celui d'une petite ville de moins de 2000 résidants, située à 37 km au sud de la capitale provinciale de Potenza. Il partage entre autres deux traits avec le parler de Naples. Il a un vocalisme du type dit

'napolitain' où la métaphonie a fermé les voyelles mi-fermées: *e> i, o> u,* et a diphtongué les voyelles mi-ouvertes: *ɛ> ye, ɔ> wo,* et on trouve le redoublement (*raddoppiamento* ou *rafforzamento sintattico*) de la consonne initiale a) d'un nom féminin après l'article défini pluriel ou l'adjectif démonstratif, et b) d'un nom collectif, dit neutre, comme *miel, sel,* etc., après l'article ou l'adjectif démonstratif.

L'auteur divise son œuvre en 4 parties: une brève introduction historico-sociale, et 3 autres appelées phonologie, morphologie, et lexique.

La phonologie suit le modèle de présentation classique structurale des phonèmes à l'aide des paires minimales. En essayant de réduire les signes diacritiques et déviter les digrammes, Gioscio s'est servi d'un système de transcription qui combine l'A.P.I. et les signes traditionnellement utilisés par les dialectologues italiens, tels *[z]* et *[ʒ]* pour *[ts]* et *[dz]* et il remplace *[c̃]* et *[g̃]* par *[c̄]* et *[ḡ]*, c'est-à-dire, A.P.I. *[c]* et *[ɟ]*. Ceci facilite en général la lecture du texte, comparée aux études faites par des non-linguistes, aussi bien que celles utilisant la transcription de l'*Italia dialettale* pour les voyelles. Le vocalisme, étant celui de l'italien avec l'addition du schwa, ne présente aucun intérêt spécial. Quant au consonantisme, on note deux traits intéressants, qui ne sont pas pour autant exclusifs à ce dialecte. Le réflexe du (-)D- latin est */r/*, et le *raddoppiamento* produit les alternances: *r≈ dd*; *v≈ bb*; *y≈ gg*; *y≈ ḡḡ*, typiques d'une assez vaste région centro-méridionale, délimitée par G. Rohlfs, *Grammatica storica della lingua italiana e dei suoi dialetti,* Torino 1966-69, §418.

A remarquer dans le système morphologique sont les paradigmes de certains adjectifs variables. Gioscio dit qu'il y en a qui marquent seulement le genre, tels */strettə/* 'étroite(s)' et */strittə/* 'étroit(s)'; d'autres qui marquent seulement le nombre, mais qu'il y en a d'autres qui marquent le genre seulement au pluriel, tels */vɛc̄c̄ə* 'vieille(s), vieux (sg)' et */vyec̄c̄ə* 'vieux (pl)'. A part l'exemple des adjectifs français comme '*brutal*', je n'ai noté tel paradigme adjectival dans aucun autre dialecte roman qu'un dialecte apulo-barese (M. Loporcaro, *Grammatica storica del dialetto di Altamura,* Pisa 1988, p. 237).

Dans la morphosyntaxe, au moins un des mots (p. 39) qui déclenchent le *raddoppiamento* est à noter en tant qu'usage peu commun. C'est le pronom objet atone */lə/* 'les', identique à l'article défini pluriel féminin.

La quatrième et plus grande partie, intitulée *Lexique,* est présentée d'une façon assez originale pour un travail de ce genre. Elle comprend 4 sections qui suivent, grosso modo, le modèle *Wörter und Sachen* de l'AIS: I L'Univers et la nature; II L'Homme - sa vie physique et intellectuelle; III Le Travail et la campagne; IV La Vie quotidienne au pays.

Le livre se termine avec un appendice contenant une légende transcrite en dialecte et traduite en italien.

En tant que résumé des traits dominants du dialecte pour des lecteurs généraux, ce petit livre présente un tableau satisfaisant, compréhensif et assez accessible, et le lexique saisit d'une façon intéressante la vie des *Calvellesi.* En tant que monographie scientifique pour des lecteurs linguistes, ce livre fait preuve d'une approche méthodologique qui présente clairement les systèmes phonologique et morphologique en général, mais qui se montre confus et incomplet en quelques détails. La confusion est notée dans la transcription de mots et/ou phrases dialectaux, car le choix d'utiliser des crochets [], ou des barres obliques // semble être au hasard, malgré l'appel aux «esigenze dattilografiche» (p. 15). Ainsi, il y a des tables grammaticales avec les formes entre crochets, d'autres où les formes sont entre barres obliques, et les tables pour */avel* 'avoir' et */ɛssə/* 'être' où toutes les formes sont entre barres obliques sauf les participes passés! En outre, la présentation des formes qui ont des *varianti* est imcomplète, et je n'en cite que quelques-unes, telles *[ləva]* ou *[luva]* 'lever' (p. 30); *[niwrə]* ou *[nivərə]* 'noir' (p. 36); *[miyə]* ou *[mɛyə]* 'mes' (p. 41); *[pɛrsə]* ou *[pərdutə]* 'perdu' (p. 80). Dans certains cas, il s'agit, dit Gioscio, de variantes libres, dans d'autres, le

deuxième membre remplace l'autre. Dans un seul cas, on mentionne l'usage des *dialettofoni più anziani* (p. 67). Vue l'importance de la sociolinguistique dans la dialectologie moderne, l'auteur aurait pu classer ses 'variantes' selon les paramètres de, disons, dialecte conservateur, contre dialecte innovateur, si c'est ce dont il est question. Finalement, je voudrais signaler un autre cas où je trouve le traitement de Gioscio incomplet. Je parle des adjectifs variables, cités dans le 3e paragraphe ci-dessus. Trois classes sont mentionnées, mais malheureusement les modèles donnés pour la deuxième et la troisième classe sont les mêmes, donc il serait beaucoup plus utile de voir l'inventaire complet des membres de ces deux classes.

Malgré ces dernières observations, cette étude représente une contribution valable et irremplaçable à la dialectologie italienne et comble encore un des vides dans la mosaïque de l'AIS.

Terry B. Cox

MICHELE LOPORCARO, *Grammatica storica del dialetto di Altamura,* Pisa (Giardini) 1988, 352 p. (*Orientamenti Linguistici* 21).

Ce volume imposant est une version modifiée de la thèse de maîtrise (laurea) de l'auteur, soutenue à Pise en 1986. L'œuvre comprend 4 sections inégales: I Introduction (22 p.); II Phonétique et phonologie (203 p.); III Morphologie (37 p.); IV Syntaxe (44 p.). S'ensuivent une bibliographie et un index des mots dialectaux.

Dans l'introduction, L. présente brièvement l'histoire de la ville, les études antérieures sur le dialecte, et en plus de détail, la méthodologie suivie, la présentation des données, et l'état des études de dialectologie pouillaise.

En ce qui concerne sa méthodologie, L. opte pour l'API, avec modifications minimales, comme système de transcription, bien conscient qu'avec ce choix il coupe avec la tradition italienne établie (à l'exception de l'œuvre de Cirrottola)[1]. Il fonde son choix sur la capacité supérieure qu'offre le trapèze vocalique de l'API de saisir les «realtà articulatorie» (p. 7) des voyelles centrales, si communes dans les dialectes pouillais, comparé au triangle vocalique de Merlo. Suivant Pellegrini, il croit que «le deduzioni del linguista non possono mai legittimamente sostuire la presentazione dei dati osservabili» (p. 22 n. 6). Ainsi, il choisit de transcrire ses données pour la plupart phonétiquement, car il considère que la représentation phonologique n'est qu'une construction théorique. Il se voit, pourtant, attiré par la *phonologie naturelle.* Ses données viennent, pour la plupart, des entrevues tenues avec 16 consultants de 13 à 81 ans, dont 6 hommes et 8 femmes. Déclarant qu'il vise capter la norme conservatrice du dialecte, il note que, néanmoins, il prendra en considération 3 'générations'.

La 2e et plus grande section de l'œuvre commence après un très bref commentaire sur la place de l'altamurano dans la mosaïque des dialectes italiens. Loporcaro présente la phonétique sous 3 rubriques – vocalisme, consonantisme, et phénomènes généraux. C'est dans cette partie du livre où on trouve le traitement diachronique par excellence. L'auteur note que dans l'altamurano, comme dans la plupart des dialectes centro-méridionaux, la méta-

[1] Ce faisant, l'auteur rend son œuvre très facile à lire. Il choisit, d'ailleurs, de transcrire les formes d'autres sources avec les symboles originaux, ce qui est un choix judicieux.

phonie influence seulement les voyelles moyennes. De plus, comme dans la plupart des dialectes *apulo-baresi,* à l'exception notable du dialecte de Bari, les voyelles accentuées des paroxytons se diphtonguent en syllabe ouverte.

La présentation du vocalisme (tonique et atone) suit le modèle traditionnel en linguistique romane et dialectologie italienne. Ī [latin] en paroxytons en syllabe ouverte devient 'x', et en syllabe fermée devient 'y', etc. Les réflexes en proparoxytons et oxytons sont ensuite présentés. L'évolution des voyelles moyennes est plus compliquée, étant donné qu'il faut aussi considérer les environnements métaphonisés et non-métaphonisés. Trois réflexes de voyelles latines accentuées sont à remarquer. En syllabe fermée non-métaphonisée L. note que 'Ŏ' devient *[o]* après consonne labiale, qui, elle-même, est sensiblement labialisée de sorte que /portə/ est prononcé *[pʷort]*. Ailleurs 'Ŏ' devient *[ø]*. Malheureusement, il ne nous indique pas jusqu'à quel point ce dernier allophone ressemble, disons, au phonème similaire du français ou à celui du danois. En syllabe fermée métaphonisée, nous apprenons que 'Ŏ' devient *[we]* après une consonne labiale ou vélaire, et *[e]* ailleurs.

Pour expliquer le changement de *[we]* > *[e]*, L. a recours à un trait phonétique acoustique proposé par Jakobson, Fant et Halle, voire [grave][2]. Ainsi il prétend que le changement à une explication acoustico-perceptive et qu'il est difficile de trouver une motivation articulatoire. L'hypothèse est attrayante et elle nous permet de formuler une règle phonétique très succincte:

/we/	→ *[we]*/	C	----
		[+ grave]	
	→ *[e]*	ailleurs	

mais l'environnement 'ailleurs' est troublant[3]. En effet, ce qui provoque l'élimination de la semivoyelle /w/ est son incompatibilité avec un segment, que L. marquerait [-grave], c'est-à-dire, les dentales et les palatales. Avant de voir la présente étude, j'ai soutenu récemment qu'il est erronné d'avoir recours à un trait acoustico-perceptif, et qu'en réalité une explication articulatoire s'offre[4].

Le troisième réflexe que je considère digne de noter, en tant que rare, remonte au Ū latin accentué (et Ō, Ŭ métaphonisés). En syllabe fermée L. note *[U]* quand précédé de consonne labiale, et *[Y]* ailleurs. C'est ce dernier allophone qui est rare dans les dialectes méridionaux, ne se trouvant que dans celui de Matera (où c'est le réflexe de Ī latin), d'après G. Rohlfs[5].

La présentation du vocalisme se termine avec une discussion du phénomène de l'inversion des voyelles moyennes vues diachroniquement – trait typique de beaucoup de dialectes de la province de Bari, y compris l'altamurano. En syllabe non-métaphonisée Ĕ devient /e/, Ē devient /ɛ/, etc. La question qui se pose est de savoir comment les phonèmes ont pu 'changer der place' sans se confondre. Passant en revue les thèses de tous ceux qui

[2] Voir *Preliminaries to Speech Analysis,* Cambridge, Mass. (MIT Press) 1951.

[3] Il y a des problèmes avec des mots où, d'après L., *[we]* → *[e]* en position initiale car si cette règle est valable, pourquoi a-t-on *[wet:]* 'otto' et non *[*et:]*? Je vois la solution dans le fait que tous les mots qui perdent le /w/ initial sont des noms qui seraient utilisés beaucoup plus souvent avec que sans article. Donc, je vois *[ek:j]* 'œil' comme une rétroformation de *[*n/l wek:j]* 'un/l'œil', où la consonne dentale de l'article provoque l'élimination du /w/.

[4] Inspiré par l'article de Pagliuca et Mowrey, «On certain evidence for the feature [grave]», *Language* 56 (1980), 503–514, j'ai présenté une communication intitulée: «Further evidence for not reviving the feature [grave]: the case of a Southeast Italian dialect» au congrès annuel de la Société canadienne de linguistique en mai 1989. Dans ma communication j'ai traité précisément le cas de l'altamurano et l'élimination du /w/.

[5] Voir *Grammatica storica della lingua italiana e dei suoi dialetti,* Torino (Einaudi) 1966, §32.

en ont proposé une, L. accepte celle de H. Lüdtke, qui suggère que les voyelles mi-hautes se seraient légèrement centralisées avant que les mi-basses se ferment[6].

Pour le consonantisme, je me limiterai à discuter deux traits qui, bien que non exclusifs à ce dialecte, méritent commentaire. L'auteur remarque que ses informants (mâles) prononcent les occlusives sourdes intervocaliques d'une façon relâchée, 'semi-sonorisée'. Cette prononciation est typique de beaucoup de dialectes méridionaux mais ce qui rend le traitement de L. utile c'est qu'il démontre le voisement partiel sur des spectrogrammes. Une autre caractéristique des dialectes du nord des Pouilles est le dévoisement de -D- après l'accent dans paroxytons et proparoxytons. Dans l'altamurano, -V- aussi se dévoise, mais seulement dans les paroxytons. L. identifie correctement ce changement comme l'affaiblissement des occlusives sourdes finales, qu'on trouve d'ailleurs dans d'autres langues, mais il le différencie du dévoisement similaire trouvé dans la péninsule salentine qu'il appelle un procédé de renforcement.

De la section finale de la partie phonétique, je retiens deux traits de son dialecte que L. traite d'une façon exemplaire. L'un c'est le dévoisement phonétique de toute consonne finale et des voyelles et consonnes post-toniques des proparoxytons. Ainsi /prevətə/ est *[prevᵊtᵊ]*, /piɣjələ/ est *[pig:jᵊlᵊ]*, etc. Encore une fois, l'auteur appuie ses constatations avec des spectrogrammes. L'autre c'est ce qu'on appelle la propagation de 'u' prétonique. C'est un processus d'assimilation persévérative qui se trouve sous des formes diverses dans les dialectes des Abruzzes jusqu'en Sicile. En termes simplifiés, un /u/ prétonique provoque l'insertion d'un /w/ dans une syllabe suivante. En altamurano il y a l'épenthèse de /w/seulement après consonnes vélaires ou labiales et devant voyelles non-arrondies[7]. Ainsi on a *[palumwid:]* 'pigeonneau' où la semi-voyelle est lexicalisée, et *[u pwalumwid:]* 'le pigeonneau' où c'est l'article qui provoque la première épenthèse.

L. termine cette 2ᵉ section du livre avec la phonologie. Les phonèmes sont identifiés comme tels par la méthode structurale classique de «commutazione all'interno di coppie minime» (p. 201). Les possibilités distributionnelles des phonèmes sont données. Je trouve la discussion de l'auteur, pourtant, du statut phonologique de *[b,d,g]* après nasale à l'intérieur d'un mot un peu contradictoire. Il dérive *[kandᵉ]* de /kantɛ/ 'chanter' comme *[nan deñ:]* de /nan#teññə/ 'je ne tiens pas' après avoir raisonné que *[kamb]* 'champ' divisé en syllabes ne devient pas *[kam.pə]*. Ceci ne semble pas être logique car l'occlusive après la nasale dans le mot pour 'chanter' n'est jamais autre que *[d]*, alors pourquoi la dériver de /t/?

Pour ce qui est des voyelles, L. nous montre l'ampleur de son analyse en nous révélant, à la Labov, «Un mutamento fonologico in corso...» (p. 205) observé dans le dialecte des mâles de la génération II (nés 1926–1959), et presque complété dans le dialecte de la génération III.

Il a donc traité la diachronie dans la partie phonétique et la synchronie dans la partie phonologie. C'est pratique du point de vue de la présentation mais L. exclut complètement de sa phonologie les réalisations allophoniques des phonèmes. Ainsi on ne voit nulle part que les nasales ont des allophones syllabiques à l'initiale (comme dans beaucoup de langues bantoues) de sorte que /mbrɔndə/ 'en face' se prononce *[m̩brɔnd]*, etc. Et /n/ est transcrit *[n]* devant vélaire au lieu de *[ŋ]*, p. ex., *[šɛng]* 'génisse'.

[6] Voir *Die strukturelle Entwicklung des romanischen Vokalismus*, Bonn (Romanisches Seminar an der Universität) 1956, 161s.

[7] On notera ici que les consonnes sont exactement celles qui supportent /we/ (<'Ŏ' métaphonisé) et les voyelles sont celles devant lesquelles les labiales et les vélaires ne sont pas labialisées. J'ai discuté le rapport entre la propagation de /u/ et l'élimination de /w/ (/we/>/e/) dans un article intitulé «An Assimilation Process in Altamurano and other Apulian Dialects: an Argument for Labiovelars», *Working Papers of the Linguistics Circle of the University of Victoria* 1/1 (1981), 1–17.

Dans la troisième section du livre, intitulée 'morphologie', nous voyons un dialecte méridional typique avec le système de flexion interne, résultat de métaphonie, dans les paradigmes des noms, des adjectifs et des verbes. On trouve aussi l'extension des pluriels nominaux en -ərə (<-ORA) si répandus dans le Sud italien. Ce sont les observations de l'auteur, pourtant, sur certains paradigmes adjectivaux qui attirent l'attention. Il note que pour les adjectifs qui montrent la flexion interne, la forme de l'adjectif avec un nom masculin dépend si ce nom est *humain* ou *non humain*. L'adjectif varie comme suit:

[u b:wenə wañ:aụn i b:wenə wañ:uụn] 'le bon garçon'

[la b:ona wañ:ed:/kaụs i b:onə wañ:ed/kaụs] 'la bonne fille/chose'

mais *[u mwarangə̆ test i mwarangə̆ tøst]* 'l'orange dure'. Donc on voit, dans ce dernier exemple, que l'adjectif prend la forme masculine au singulier et la forme 'féminine' au pluriel, si le nom est [+masculin, –humain]. Les autres dialectes ont en général une forme avec un nom masculin et une autre avec un nom féminin, peu importe le nombre. Il suggère que le système aurait pu avoir son origine dans une réanalyse des pluriels neutres en -A ou «derivino de plurali femminili..., una continuazione di «flessione eterogenea» ... ben salda nei documenti b.lat. almeno dal VI sec...» (p. 240). L'une ou l'autre hypothèse est plausible. L'auteur maintient que le système de l'altamurano n'a pas de parallèle en domaine romain, mais je l'ai trouvé avec des résultats identiques dans le dialecte de Mola di Bari, ville à 25 km au sud de Bari[8]. Le système de flexion adjectivale décrit pour les noms masculins [-humain] s'applique aussi aux adjectifs possessifs en altamurano, que L. déclare absent de tout dialecte des Pouilles septentrionales. Encore une fois le système identique que se trouve en molese. Il est donc dangereux de faire des généralisations vu l'état embryonnaire des études morphologiques sur les dialectes pouillais.

L. intitule la quatrième et dernière section du livre 'Syntaxe' et il note qu'il limite son étude à des périphrases verbales. Avant d'aborder les périphrases, L. discute des verbes transitifs et intransitifs, et nous révèle un trait frappant de son dialecte. Si l'objet est un être humain, on utilise un pronom de complément d'objet direct soit pour un objet direct ou indirect. Ainsi

[vədib: a p:əp:iịn] 'j'ai vu Peppino' → *[lu wudib:]* et aussi: *[skrəvib: a p:əp:iịn]* 'j'ai écrit à P.' → *[lu skrəvib:]*. Mais quand on a et objet direct et objet indirect, ce lu ne peut être interprété que direct. *[lu fwačib:ə kanɔš: a m:ari]* veut seulement dire 'Je l'ai fait connaître à Marie,' et non 'Je lui ai fait connaître Marie.' Ainsi L. passe à un classement des verbes intransitifs suivant les principes de la grammaire relationnelle et les divise en verbes inergatifs et verbes inaccusatifs[9]. Il trouve que les verbes comme /skrivə/ 'écrire', qui permettent /lu/ d'être interprété comme objet direct ou indirect, sont des inergatifs.

L'auteur sépare les périphrases en structure grammaticalisées et non-grammaticalisées – je ne traiterai que celles-là. Son analyse de l'usage des auxiliaires 'avoir' et 'être' au passé

[8] J'ai élaboré le système d'abord dans ma dissertation doctorale intitulée *Aspects of the Phonology and Morphology of Molese, an Apulian Dialect of Southeastern Italy,* University of Victoria (inédite) 1982, p. 80–82. J'ai aussi présenté une communication sur ce sujet intitulée «Polysemy in Attributive Adjectives in a Southeastern Italian Dialect» in: A. McKinloch *et al.* (eds.), *Papers from the Tenth Annual Meeting of the Atlantic Provinces Linguistic Association,* Fredericton (University of New Brunswick) 1986. Je doute que le système soit exclusif à ces deux dialectes et qu'il soit aussi simple que le croit L.

[9] Il suit D. M. Perlmutter, «Impersonal Passives and the Unaccusative Hypothesis», in: *Proceedings of the 4th Annual Meeting of the BLS,* Berkley 1978, p. 157–189, et N. La Fauci, «Passivi», in: R. Ambrosini (a cura di), *Tra linguistica storica e linguistica generale. Scritti in onore di Tristano Bolelli,* Pisa (Pacini) 1985 (*Quaderni della cattedra di linguistica dell'Università di Pisa,* VI).

composé *(passato prossimo)* est excellente. L. constate qu'en altamurano l'emploi de l'un ou l'autre auxiliaire est en variation libre pour la 1re et 2e personnes au singulier et au pluriel. Pour la 3e personne il note que l'usage varie selon le type de verbe. Un type correspond aux verbes conjugués avec 'avoir' en italien. Ce groupe permet les deux auxiliaires au singulier et seulement 'avoir' au pluriel. L'autre type correspond aux verbes conjugués avec 'être' en italien et permet seulement 'avoir' au singulier et les deux au pluriel. Il a découvert aussi que l'accord du participe passé se fait différemment de l'italien. L. analyse aussi le passif en altamurano, et observe que trois auxiliaires s'emploient: être, avoir, venir. Il trouve que le choix d'auxiliaire possible varie selon le temps, p. ex., seulement 'avoir' (ou 'venir') s'utilise au présent et il expose le système complet dans un tableau où il le contraste avec l'italien. Il note d'ailleurs, qu'un objet indirect peut devenir un sujet au passif en altamurano. Ainsi, *[mari fo prəsəndɛt a kʷ:ud:u wañ:aụn]* peut vouloir dire 'Marie a été présentée à ce garçon-là' ou 'Ce garçon-là a été présenté à Marie.' L. souligne que c'est une construction inconnue dans les langues romanes, mais présente dans diverses langues. Pour chacune de ces structures et pour les autres qu'il examine, l'auteur discute ce qui aurait pu être leur origine, ainsi fournissant la dimension diachronique reflétée dans le titre de l'ouvrage.

En conclusion, cette étude représente sans aucun doute un jalon dans la dialectologie italienne, et par mes remarques je ne veux nullement diminuer sa valeur incontestable. L'auteur fait preuve de l'ampleur de sa formation par son orientation méthodologique et théorique car il a su marier les intuitions des grands romanistes du passé avec les développements modernes en linguistique, y compris la sociolinguistique, et en phonétique acoustique. Ceci est témoigné par sa riche bibliographie. Sa grammaire est complète en tout domaine sauf pour la syntaxe – ce qui ne constitue pas un défaut car ses observations sur la syntaxe de l'altamurano apportent une contribution précieuse à la dialectologie pouillaise en particulier[10]. Dorénavant toute description d'un dialecte italien sera évaluée par rapport au modèle qu'offre cette thèse, et n'oublions que ce n'est qu'une thèse, de Loporcaro.

Terry B. Cox

WOLFGANG SCHWEICKARD, *Die «cronaca calcistica»*. Zur Sprache der Fußballberichterstattung in italienischen Sporttageszeitungen, Tübingen (Niemeyer) 1987, x + 258 p. (*ZRPh. Beih.* 213).

Der Verfasser dieser 1985 an der Universität Mainz angenommenen Dissertation hat es sich zum Ziel gesetzt, die Sprache der Fußballberichterstattung in den italienischen Sporttageszeitungen zu untersuchen; es handelt sich hierbei um eine *Sondersprache*[1], die aufgrund von inhaltlichen, pragmatischen, soziolinguistischen («kommunikativen») und «funktionellen» Kriterien ausgegrenzt werden kann[2]. Das der Arbeit zugrunde liegende Korpus ist in zwei Jahren ab der Saison 1982/83 zusammengetragen worden. Es umfaßt v. a. Spielberichte über Partien

[10] Voir FEDERICO SPIESS, «La sintassi dialettale: Un capitolo a torto trascurato della dialettologia», *VRom.* 44 (1985), 77–86.

[1] *Sondersprache* darf nicht mit *Fachsprache* gleichgesetzt werden; allerdings wird der Unterschied zwischen den beiden Begriffen vom Verfasser nicht hinreichend herausgearbeitet; cf. SCHWEICKARD, p. 4/5.

[2] Zur Kritik dieser Begrifflichkeit cf. unten.

der italienischen Serie A und internationale Wettbewerbe, die aus 94 Nummern der *Gazetta dello Sport,* 69 des *Corriere dello Sport/Stadio* und 52 von *Tuttosport* stammen; berücksichtigt wurden insbesondere die Ausgaben vom Montag und vom Donnerstag, da in ihnen die untersuchte Textsorte besonders reichlich vertreten ist. Da die Arbeit sich nicht als *corpus-restricted,* sondern als *corpus-based* versteht, ist es dem Verfasser auch möglich, wichtige Ergänzungen aus der Sportwochenzeitung *Guerin sportivo,* aus der allgemeinen Tagespresse und aus Monographien heranzuziehen (11 s.).

Neben diesen allgemeinen Informationen umfaßt die Einleitung (1 – 23) auch einen ausführlichen Forschungsbericht (12 ss.) zum gegenwärtigen Kenntnisstand über die Sprache des Fußballs. Allerdings muß man sich fragen, was dieser Teil der Arbeit mehr bringt als die Bibliographie, oder mit anderen Worten: Er scheint uns in dieser Form verzichtbar zu sein. Dies beruht darauf, daß der Forschungsbericht im wesentlichen aus einer Reihung von Abkürzungen, Siglen usw. besteht; diese sind zwar nach gewissen Kriterien geordnet, während auf Kommentare und Wertungen in den meisten Fällen verzichtet wurde. Etwas befremdlich ist auch, daß der Verfasser sich keineswegs auf das Italienische beschränkt. Eine Einbeziehung der übrigen romanischen Sprachen und auch des Deutschen und Englischen mag ja durchaus sinnvoll sein; was aber sollen Hinweise auf den Forschungsstand im Polnischen, Tschechischen, Serbokroatischen, Russischen, Griechischen, Ungarischen, Finnischen, Japanischen, wenn nicht eine zwingende Notwendigkeit aufgrund von Entlehungen aus diesen Sprachen gegeben ist? Mit so vielsagenden Kommentaren wie: «Für das Schwedische ist die lexikalische Untersuchung von Wikström 1970 zu nennen» (21); «Der griechische *lessico calcistico* ist Gegenstand der Arbeit von Rotolo» (22); «Einige interessante Beobachtungen zur japanischen Sportterminologie finden sich bei Miyajima (1986, 12 – 13)» (23)[3] usw. werden zwar ein paar Zeilen gefüllt, dem Leser ist damit aber kaum gedient.

Sieht man von der Einleitung und einer kurzen Zusammenfassung (167 – 70) ab, gliedert sich die Arbeit in drei Hauptteile: I. *Textuelle und syntaktische Merkmale* (24 – 58); II. *Lexikalische Aspekte* (59 – 126); III. *Stilistische Besonderheiten* (127 – 166). Dabei ist es sicher nicht überraschend, daß der mittlere Teil etwa gleich lang ist wie die beiden übrigen Hauptteile zusammen. Auf die bereits erwähnte Zusammenfassung folgt dann noch eine sehr reichhaltige Bibliographie (171 – 218) sowie ein exzellenter Indexteil (219 – 58), der den Zugang zu der Arbeit unter den verschiedensten Gesichtspunkten ermöglicht.

Textuell ist der Fußballbericht durch eine starke Ausprägung der Abfolge *Thema-Rhema (Topic-Comment)* auf den verschiedensten Ebenen gekennzeichnet (24 ss.). Dieses Muster beginnt damit, daß die zusammenfassenden Titel meist bezüglich des restlichen Berichts Themafunktion haben. Das Muster setzt sich auch in die Abfolge von Sätzen, ja bis in die satzinterne Organisation hinein fort (40 ss.). Konkurrenziert wird es allerdings in erheblichem Maße durch eine rein chronologische Darstellung der Ereignisse (30 ss.), die sich aus dem Bestreben des Berichterstatters heraus ergibt, den Leser am Geschehen in seiner Entwicklung teilhaben zu lassen. Über Schweickard hinausgehend kann man wohl festhalten, daß (sieht man einmal vom Sonderfall der Titel ab) die Makrostrukturen durch die Chronologie, die Mikrostrukturen durch das *Thema-Rhema*-Muster dominiert werden. Sehr gut beobachtet ist auch, daß in vielen Fällen die Darstellung einen gewissermaßen dialektischen Charakter dadurch erhält, daß der Berichterstatter abwechselnd die Perspektive der beiden Mannschaften wiederzugeben versucht (34 ss.). Sehr oft werden auch explizite Hinweise auf die Strukturierung des Berichts gegeben, die als Orientierungshilfen dienen sollen (39 ss.). Zu diesen Orientierungshilfen gehört mit Sicherheit auch der Tempusgebrauch (27 ss.), obwohl man hier nicht von einem expliziten Verfahren im eigentlichen Sinne sprechen kann. Die Darstellung dieses Aspekts bei Schweickard ist ausgezeichnet, wenn man sich auch einige weitergehende Ausführungen zu

[3] Es handelt sich, wohlgemerkt, um die *gesamten* Ausführungen zu den jeweiligen Sprachen!

der zugrunde gelegten Tempustheorie gewünscht hätte[4]. – Charakteristisch im syntaktischen Bereich (39 ss.) sind nach Schweickard v. a. die ausgeprägt additiven und linearen Strukturen, die zahlreichen Einschübe und die Bevorzugung von Nominalkonstruktionen; darüberhinaus kommen auch auf Satzebene Reflexe der dialektischen Spielanlage sowie des *Thema-Rhema*-Musters zum Tragen. Besondere Bedeutung kommt in diesem Zusammenhang Phänomenen wie der Links- und Rechtsverschiebung (52 ss., 55 s.), der Subjektsinversion (56 s.) und den periphrastischen Hervorhebungen (57 s.) zu.

Besonders ausführlich ist die Darstellung der lexikalischen Aspekte (59 ss.); sie ruft deshalb auch verstärkt nach Kritik. Der Verf. behandelt unter dem Titel *Lexikalische Kreativität* nacheinander die Entlehnung (und ihre Integration; 62 ss.), die Lehnprägungen (73 ss.) und die Wortbildung (Lexematik; 75 ss.). Hier stellt sich zuerst natürlich einmal die Frage, inwieweit man den Entlehnungsvorgang als «kreativ» betrachten kann; dies gilt sicher nicht für die einzelne (entlehnte) Lexie, sondern allerhöchstens hinsichtlich des lexikalischen Teilsystems (Wortfeldes), das die fremde Einheit integriert und dadurch in seiner Struktur verändert wird. Derartige Überlegungen fehlen nun allerdings bei Schweickard, und auch seine Darstellung der sukzessiven Integration von Lehnelementen (70 ss.) läßt zu wünschen übrig: Hier müßte systematisch zwischen phonematischer, graphematischer, grapho-phonematischer (relationaler) und morphologischer bzw. morphosyntaktischer Ebene differenziert werden, um anschließend die Rückwirkungen von Veränderungen im einen Bereich auf die anderen zu untersuchen[5]. Unbefriedigend bleibt auch die Behandlung der Lehnprägungen, wo der Verf. (ohne weitere Definition) zwischen einem semantischen, einem morphologischen und einem «strukturellen» Typ unterscheidet. Diese drei Kategorien entsprechen in etwa der Lehnbedeutung, der Lehnübersetzung bzw. Lehnübertragung und der Übernahme eines fremden Sequenzmusters – ein terminologisch-begriffliches Instrumentarium, das sich nicht gerade durch Kohärenz und Effizienz auszeichnet; hier wirkt sich nachteilig aus, daß Schweickard offensichtlich die entscheidende theoretische Arbeit von Höfler nicht kennt[6]. – Auch im Bereich der Lexematik macht sich immer wieder eine mangelnde theoretische Grundlegung bemerkbar. So stellt z. B. für Schweickard *francobollare* ‹bewachen› ein großes Problem dar, weil er *francobollo* nicht vorher in der übertragenen Bedeutung (in einem Wörterbuch) nachweisen kann (80 s.); er ist hier einfach allzu «wörterbuchgläubig» und übersieht, daß Wörterbücher mit den Worten Coserius bestenfalls «verspätete Register der Norm» sind[7]. Eine gebräuchliche Lexie oder Bedeutung einer Lexie braucht keineswegs zwingend in einem Wörterbuch aufzutauchen, und überdies ist es keineswegs so, daß eine für eine Ableitung notwendige Zwischenstufe als solche unbedingt lexikaliert werden muß. – Eigenartig mutet auch an, daß der Verfasser nach den exzellente Daten enthaltenden Kategorien *Komposita, Präfigierung* und *Suffigierung* auch noch eine Kategorie *semantische Bildungen* (105 ss.) kennt, mit der man auf Anhieb nichts anfangen kann. Bei näherem Zusehen stellt man dann fest, daß Schweickard damit die «Reduktion» eines Syntagmas (in seiner ursprünglichen Bedeutung) sei es auf das Determinatum, sei es auf das Determinans versteht; in beiden Fällen liegt für ihn eine Ellipse vor. Davon könnte man aber allerhöchstens bei dem (relativ seltenen) Wegfall des Determina-

[4] Der Verf. versteckt sich hier einfach hinter einigen Literaturverweisen, cf. p. 27 N 42, 28 N 44. – Überdies ist nicht ganz einsichtig, warum die Tempusproblematik ausschließlich der textuellen und nicht auch der syntaktischen Ebene zugewiesen wird.

[5] Cf. hierzu P. Braselmann, *Konnotation – Verstehen – Stil,* Frankfurt/M. – Bern 1981, p. 241 ss.; P. Wunderli, *Französische Lexikologie,* Tübingen 1989, p. 61 ss.

[6] Cf. M. Höfler, «Das Problem der sprachlichen Entlehnung», *Jahrbuch der Universität Düsseldorf* 1969/70, 59–67; Wunderli, *Französische Lexikologie, p. 68 ss.*

[7] Cf. E. Coseriu, *Einführung in die strukturelle Betrachtung des Wortschatzes,* Tübingen 1973, p. 41.

tums sprechen; fällt dagegen das Determinans weg, dann haben wir den vollkommen normalen und alltäglichen Fall der Verwendung eines nicht-spezifizierten für einen spezifizierten Ausdruck (z. B. *area* für *area di rigore)*[8]; verwandt mit diesem Typus sind auch die Fälle, wo ein transitives Verb ohne sein Objekt steht *(segnare* für *segnare un gol).* Nicht weniger problematisch ist die Rede vom «verkürzten Gebrauch von Adverbien» (112 ss.); was hier vorliegt, ist nichts anderes als Adjektive in adverbialer Funktion, eine Konstruktion, die sich nicht nur im Italienischen, sondern auch im Französischen (z. B. *peser lourd, crier fort)* usw. findet; für die Fußballsprache kann nur als typisch angesehen werden, daß dieser Typus von den wenigen geläufigen Fällen aus analogisch immer wieder reproduziert wird. – Interessant ist zweifellos das diesen Teil beschließende Kapitel über die Synonymik (118 ss.), wobei v. a. die «Synonymen-Felder» (z. B. *‹squadra›, ‹tiro›, ‹gol›, ‹partita›, ‹pallone›, ‹allenatore›* usw.) großes Interesse beanspruchen dürfen. Auch hier muß jedoch gesagt werden, daß der Verfasser auf die Synonymieproblematik[9] überhaupt nicht eingeht und so tut, als wäre dieser Begriff vollkommen klar. Dies dürfte auch der Grund sein, warum er nicht einmal versucht, Unterschiede zwischen den seine Synonymen-Felder konstituierenden Einheiten herauszuarbeiten. Dies hätte es ihm erlaubt, wirkliche synonymische Strukturen in den Blick treten zu lassen; was er dagegen p. 118 als «strukturelle Aspekte» bezeichnet, sind nichts anderes als «Herkunftstypen»: Es wird danach klassiert, ob ein in eine synonymische Relation eintretender Terminus ursprünglich eine Entlehnung, eine Metapher, eine Periphrase usw. war. Wir haben unter dem Terminus *Struktur,* der eindeutig synchronischer Natur ist, somit letztlich eine diachronische Fragestellung.

Im Kapitel über die stilistischen Besonderheiten (127 ss.) untersucht Schweickard nacheinander Reflexe der «Kommunikationskonstellation» und der «Kommunikationsfunktion». Es wundert dann allerdings, unter der ersten Rubrik Untertitel wie «Esoterik und Idiomatik» (128) zu finden. Hierher würden z. B. Ausdrücke wie *candela* ‹senkrecht in die Höhe steigender Ball›, *corridoio* ‹Gasse, freier Raum›, *corner corto* ‹kurz gespielte Ecke› usw. gehören. Was dies mit der Kommunikationskonstellation zu tun haben soll, bleibt mir schleierhaft; die Probleme, die sich in diesem Zusammenhang stellen, sind auch meist nicht sprachlicher Natur, sondern gehören in den Bereich von «Kenntnis von Welt»: Nur so kann man wissen, daß mit *bianca cabeza* Roberto Bettega, mit *centenario* der über hundert Länderspiele aufweisende Dino Zoff gemeint sind, usw. Ebenso unverständlich bleibt mir auch, warum Phänomene wie Verabsolutierung, Dramatisierung, Bildhaftigkeit, Vergleich, usw. (142 ss.) etwas mit der «Kommunikationsfunktion» zu tun haben sollen; natürlich haben sie an der Kommunikation teil – aber nicht mehr und nicht weniger als jedes sprachliche Element in der Rede.

*

In den bisherigen Ausführungen ist schon viel an Kritik und Vorbehalten eingeflossen, und dieser Aspekt muß im folgenden leider noch vertieft und ausgeweitet werden. Ich tue dies nur widerstrebend, weil die Arbeit ein hervorragendes, klug gegliedertes und umsichtig erläutertes Material liefert und der Verfasser auch über exzellente Fachkenntnisse im Bereich Fußball verfügt. Im Bereich der linguistischen Theorie sind aber z. T. erhebliche Defizite festzustellen.

Einmal muß festgehalten werden, daß die erzielten Resultate (soweit es nicht um den eigentlichen Referenzbereich der lexikalischen Einheiten geht) nicht spezifisch für die Fußballberichterstattung sind; typisch für den Bereich «Fußball» ist somit auch hier wieder in erster

[8] Eine entsprechende Situation haben wir auch bei einfachen Lexien, wenn ein nicht-markierter für einen markierten Term steht, z. B. *fiore* für *rosa.*

[9] Cf. hierfür z. B. R. Martin, *Inférence, antonymie et paraphrase,* Paris 1976, p. 113 ss.; H.-M. Gauger, *Zum Problem der Synonyme,* Tübingen 1972.

Linie das, was die «Kenntnis von Welt» betrifft. Sobald es dagegen um Typen, Verfahrensweisen usw. geht, haben wir es mit Erscheinungen zu tun, die ganz allgemein charakteristisch für die Umgangssprache bzw. eine umgangssprachlich geprägte Journalistensprache sind[10]. Dies hat wohl auch der Verfasser selbst erkannt, wenn er erklärt, daß an seinem Untersuchungsgegenstand «auch allgemeine Entwicklungstendenzen des Gegenwartsitalienischen deutlich werden» (2); ich würde sogar noch weiter gehen und das *auch* durch ein *vor allem* ersetzen, denn die Untersuchung der Berichterstattung über andere Sportarten, insbesondere Mannschaftssportarten wie Handball, Basketball, Eishockey, Hockey usw. hätte zu weitestgehend identischen Ergebnissen geführt. In einem gewissen Sinne ist deshalb der Titel der Arbeit irreführend.

Eine weitere Schwäche der Arbeit ist sicher auch die Tatsache, daß die ersten beiden und das dritte Kapitel auf ganz unterschiedlichen Ebenen liegen: Stil kann sich sowohl über morpho-syntaktische als auch über lexikalische Elemente konstituieren, d. h. es handelt sich letztlich um ein Epiphänomen der in den beiden ersten Hauptteilen behandelten Erscheinungen – um Nutzungseffekte dieser Phänomene. Dies erklärt auch, warum es so viele Überschneidungen zwischen dem dritten und den ersten beiden Kapiteln gibt: Das Verhältnis Berichterstatter-Gegenstand, die Relation Berichterstatter-Bericht, die orthographischen Techniken, die Lehnelemente, die Lexematik, die syntaktischen Verfahren (z. B. Wortdoppelung) u. v. a. m. wird jeweils an zwei verschiedenen Orten (und oft ohne Querverweise) behandelt, wobei die Grenzziehung zwischen den jeweiligen Konkurrenzdomänen nirgends thematisiert wird. Noch schwerwiegender ist allerdings, daß der Verfasser glaubt, überhaupt ohne eine Diskussion des Stilphänomens auskommen zu können! Eine Stildefinition wird nirgends gegeben, denn die leichtfertige Gleichsetzung «funktionale Kriterien = Stilistik»[11] kann wohl nicht ernst genommen werden: Sie bringt einerseits (und trotz gewisser Anklänge an Elise Riesel) für die Stilauffassung nichts und läßt überdies einen äußerst problematischen Funktionsbegriff vermuten[12]!

Dieser Punkt führt uns weiter zu der generellen Theorieschwäche, vielleicht auch Theoriefeindlichkeit der Arbeit, die sich u. a. auch in zahlreichen terminologischen Unsauberkeiten niederschlägt. Es sollen hier nur die gravierendsten Fälle kurz erwähnt werden:

– Unter den «Determinanten» der Sprache der Fußballberichterstattung nennt Schweikkard pragmatische, inhaltliche, situative und funktionale (stilistische) Komponenten. Es ist schwer verständlich, warum hier (zumindest für die ersten drei Bereiche) nicht auf die Kategorien *mode of discourse, field of discourse* und *tenor of discourse* von Halliday zurückgegriffen wird[13], die griffig definiert und operabel sind.

– In seinen Ausführungen spricht der Verf. immer wieder von *logischem Aufbau,* von *deduktiver Gedankenführung* (26 s., 30, 40 ss., 47 usw.), wobei v. a. die zweite Wendung in Bezug auf Fußballberichte doch sehr überraschen muß. Sieht man sich die betreffenden Stellen etwas näher an, stellt man mit Erstaunen fest, daß damit nichts anderes als die Abfolge *Thema-Rhema (topic-comment)* gemeint ist; gerade diese Erscheinung hat aber mit Logik nichts und mit Deduktion noch weniger zu tun; wenn man schon glaubt, auf modische terminologi-

[10] Damit ist in erster Linie eine *orale* bzw. den *oralen Habitus* imitierende Sprache gemeint. Dazu paßt gut, daß die Zeitungsberichterstatter offensichtlich über weite Strecken bemüht sind, den Stil der Reportage im Rundfunk (und z.T. auch im Fernsehen) auf einer etwas elaborierteren Ebene zu imitieren.

[11] Cf. SCHWEICKARD, p. 5 N 15.

[12] Für einen Überblick über die neueren Stiltheorien und einen daraus entwickelten eigenen Ansatz cf. BRASELMANN 1981, 29 ss.

[13] Cf. M. A. K. HALLIDAY/ANGUS MCINTOSH/PETER STREVENS, *The Linguistic Sciences and Language Teaching,* London 1964, p. 87 ss.; M. A. K. HALLIDAY, *Language as Social Semiotic,* London 1978, p. 31 ss.

sche Aufhänger nicht verzichten zu können, dann sollten diese wenigstens korrekt eingesetzt werden.

– Schweickard stellt zu Recht fest, daß in der Fußballberichterstattung die Hypotaxe wenig beliebt ist, dafür aber die Einschübe, eine hohe Frequenz aufweisen (47 ss.). Die Behauptung, dies erkläre sich daraus, daß die Hypotaxe die Linearität des Redeflusses störe, der Einschub dagegen nicht, ist vollkommen unsinnig. Einmal muß festgehalten werden, daß Hypotaxe und Einschub sich keineswegs ausschließen, sondern vielmehr in der Form von hypotaktischen Einschüben miteinander kombiniert werden können; der bekannteste Fall dieser Art ist der sogenannte «explikative» Relativsatz. Dann muß aber auch betont werden, daß die Hypotaxe keineswegs regelmäßig die Linearität der Redekette stört, ganz im Gegenteil: Dies ist normalerweise ein Effekt der Einschübe (*incises* im engeren Sinne). Um sich dieser Tatsachen zu vergewissern, hätte Schweickard nur die Resultate der neueren Intonationsforschung zur Kenntnis zu nehmen brauchen[14], die nachweist, daß Nebensätze in der Mehrzahl der Fälle nahtlos integriert werden, während die Einschübe entweder syntaktisch und/oder intonativ als solche markiert und von der Progredienz auf das Satzende hin ausgeschlossen werden.

– Gerundial- und Partizipialkonstruktionen werden als «implizite Hypotaxen» behandelt (48). Eine derartige Formulierung kann sich nur auf das Fehlen einer Konjunktion beziehen, die die hypotaktische Subkategorie markiert. Hier wäre zuerst einmal einzuwenden, daß auch Konjunktionen solche Subklassifikationen nicht immer leisten (cf. *que* im Afr., z.T. *che* im It.); dann muß aber v.a. unterstrichen werden, daß Konstruktionen wie die oben genannten ebenso explizit subordinieren wie ein konjunktional eingeleiteter Nebensatz: Die Markierung erfolgt über Partizip/Gerundium + Intonation, wobei das intonative Verhalten im wesentlichen demjenigen der extraponierten Sequenzen (Einschübe) entspricht. Die Behauptung, die Partizipial- und Gerundialkonstruktionen würden in höherem Maße zur «syntaktischen» Linearität beitragen, ist somit hier ebenso falsch wie im vorhergehenden Fall.

– Im Kapitel über den Nominalstil (49 ss.) ist immer wieder von «Verkürzungen» und «Substitutionen» die Rede. Beides ist unangemessen: Die betreffenden Sequenzen waren nie länger, und es stand auch nie ein Verbalsyntagma anstelle des Nominalsyntagmas. In beiden Fällen liegt einfach eine Bevorzugung des Nominalsyntagmas (evtl. mehrerer Nominalsytagmen) gegenüber einer verbalen Konstruktion vor. In diesem Zusammenhang ist auch anzumerken, daß man im Falle von *gol da antologia, gol da rapina* usw. nicht von «Komposita» sprechen kann: Es liegt nicht ein spezifisches Wortbildungsmuster vor, wir haben es vielmehr mit syntaktischen Phänomenen (Translationen 1. Grades im Sinne von Tesnière) zu tun, wobei die genannten Sequenzen u. U. als lexikalisiert gelten können und damit zu den Phraseologismen zu stellen wären.

– Auf p. 48 versucht der Verfasser verschiedene Arten von Einschüben auszugrenzen: Klammern, zwischen Gedankenstriche gesetzte Sequenzen, durch Kommata isolierte Monemfolgen, usw. Ähnlich geht er auch p. 53 vor, wo er Anschlüsse ohne Satzzeichen, solche mit Doppelpunkt und solche mit Fragezeichen von einander abzusetzen versucht, und ein ähnliches Verfahren findet sich auch noch einmal p. 139. Er übersieht dabei, daß wir es hier mit Differenzierungen auf rein graphischer Ebene zu tun haben, denen im phonetisch-phonologischen Bereich eine einzige Realität entspricht: Auf der Ebene der Sprache (primäres semiologisches System) gibt es keine Unterschiede; diese gründen vielmehr ausschließlich in der «Synonymie» gewisser Einheiten des sekundären semiologischen Systems (graphischer Kode), das nichts anderes als ein Fixationsmedium für das primäre semiologische System ist.

[14] Cf. hierzu P. Wunderli, *Französische Intonationsforschung*, Tübingen 1978, p. 221 ss., 262 ss. et passim; P. Wunderli, *L'intonation des séquences extraposées en français*, Tübingen 1986, v. a. p. 121 ss., 190 ss.

– Bei der Behandlung der Linksversetzung (52 ss.) berücksichtigt der Verfasser immer nur die Fälle, wo die ursprüngliche (bzw. eine korrelative) Funktionsposition durch eine Proform abgedeckt wird (in erster Linie Subjekts- und Objektspositionen); daß es auch Fälle von Dislokation ohne gleichzeitige Pro-ung gibt, wird nicht erwähnt. Auch sind die Beispiele heterogen. P. 54 s. z. B. stehen Fälle mit einfacher Extraposition neben solchen, wo wir eine Vertauschung von Subjekt und Objekt haben (Inversion). P. 55 ist *strana partita (questa) di Torino* sicher ganz anders zu interpretieren, denn als primäre Sequenz hat «strana partita di Torino» zu gelten. Usw.

– P. 133 ss. ist von einem kontextbezogenen Gebrauch von Fremdwörtern und Dialektalismen die Rede. Sieht man sich die Belege etwas näher an, stellt man fest, daß die fraglichen Lexien in keinem einzigen Fall durch den Kontext bedingt sind; das auslösende Element für ihre Verwendung liegt vielmehr im Referenzbereich!

Besonders verhängnisvoll wirkt sich in der Arbeit die kurzschlußartige Gleichsetzung von Konnotation und Affektivität aus (59 ss.). So kann man nur vorgehen, wenn man die ganze neuere Literatur zur Konnotation nicht kennt – und in der Tat sucht man denn bei Schweikkard auch vergeblich nach den diesbezüglichen Arbeiten von Martin, Wandruszka, Kerbrat-Orecchioni, Rößler, Rossipal, Braselmann usw.[15] Einzige Berufungsinstanz ist eine Arbeit von Harald Dankert aus dem Jahre 1969, die leider als in dieser Hinsicht restlos überholt zu gelten hat. Dies führt dazu, daß bei Schweickard Konnotation und Markierung der (sprachlichen) Gruppenzugehörigkeit als zwei verschiedene und von einander unabhängige Parameter geführt werden (62). Dies hat dann weitere Folgen bei der Abgrenzung von Jargon und Fachjargon, wobei der Jargon affektisch («konnotierend») und umgangssprachlich, der Fachjargon nicht-affektisch und nicht-umgangssprachlich wäre (59 ss.). Nimmt man noch die Kriterien ‹+/– fachsprachlich› und ‹+/– gruppenindizierend› dazu, ergäbe sich so ein Büschel von 4 Identifikationsparametern[16]. Dagegen ist im Prinzip nichts einzuwenden. Problematisch wird Schweickards Ansatz erst in dem Moment, wo er von festen Parameterzuordnungen ausgeht; in Wirklichkeit sind die Variabeln frei variierbar – sie können in den unterschiedlichsten Konstellationen auftreten. Aus diesem Grunde wäre es wohl sinnvoll, so problematische Unterscheidungen wie Fachwortschatz/Fachjargon/Jargon aufzugeben und einfach nach der Parameterkonstellation zu klassieren[17]. – Im Zusammenhang mit der in diesem Bereich herrschenden Begriffsverwirrung ist auch die Fehlleistung zu sehen, daß der Verf. bei der Behandlung der Diminutive Coserius Bezeichnungsbegriff (= konkrete Referenz) einfach mit Konnotation gleichsetzt (88). Hier liegt offensichtlich eine unstatthafte Filiation vom Typus *Bezeichnung (von etwas kleinem)* → *Diminution* → *Affekt* → *Konnotation* vor.

*

Die Liste der Einwendungen und Vorbehalte könnte noch verlängert werden – allerdings ohne daß in prinzipieller Hinsicht Neues dazu käme. Wir halten deshalb fest, daß in dieser Arbeit einem hervorragenden Materialteil leider zahlreiche methodisch-theoretische Defizite gegenüberstehen. Der Verfasser war durch die theoretischen Implikationen seines Themas

[15] Für eine Darstellung dieser Ansätze und die entsprechenden bibliographischen Angaben cf. Braselmann 1981, 85 ss.

[16] Schweickard, p. 62, gibt dann allerdings eine abweichende Matrix, in der die Kriterien ‹+/– umgangssprachlich› und ‹+/– fachsprachlich› durch ‹Konstanz› und ‹Präsizision› ersetzt werden.

[17] Allerdings muß dann darauf geachtet werden, daß die Argumentation streng synchronisch bleibt. Wenn Schweickard z. B. p. 61 Elemente des Fachjargons nach Entstehungsmodalitäten subklassifiziert, dann sind derartige Aussagen in synchronischer Hinsicht vollkommen irrelevant.

überfordert, und dies darf ihm nicht einmal allzu sehr angelastet werden: Was die Thematik dieser Arbeit an Überblick, an theoretisch-methodischen Kenntnissen, an darstellungstechnischer Reife erfordert, liegt eindeutig jenseits des Standards einer Dissertation und würde selbst für eine Habilitationsschrift noch einen hohen Schwierigkeitsgrad repräsentieren.

Peter Wunderli

✱

V. Lo Cascio (a c. di), *L'italiano in America Latina,* Firenze (Le Monnier) 1987, XVI + 486 p.

Il volume raccoglie 36 relazioni, suddivise in quattro parti, tenute al congresso sull'italiano in America Latina, che ha avuto luogo a Buenos Aires nel 1986, sotto il patrocinio dei Ministeri della Pubblica Istruzione e degli Affari Esteri italiani.

La prima parte, dedicata alla situazione sociolinguistica dell'Italia d'oggi, comprende, dopo una breve introduzione di Lo Cascio, cinque articoli, due dei quali di argomento più prettamente linguistico. Come chiarisce bene Lo Cascio nella introduzione, è essenziale, anche per chi opera per la diffusione dell'italiano all'estero, conoscere la nostra realtà sociolinguistica per fare una scelta consapevole su quale modello di lingua proporre agli studenti stranieri.

La questione è spinosa poiché da una parte la situazione sociolinguistica italiana non è certo semplice e ogni semplificazione, necessaria nelle ‹grammatiche› ad uso dei discenti stranieri, porta inevitabilmente ad una perdita dello spessore della realtà. Inoltre, lo stesso Lo Cascio denuncia pure la mancanza di strumenti di lavoro, ovvero grammatiche o monografie su aspetti specifici dell'italiano, che sicuramente non favorisce il compito di discenti e docenti.

In «Una lingua che parla» il curatore del volume offre un panorama – forse un po' semplificato (cf. G. Berruto, *Sociolinguistica dell'italiano contemporaneo,* Roma 1987, p. 13 – 53) – delle varietà linguistiche usate in Italia: tra i poli del dialetto, ormai italianizzato, e dell'italiano lingua nazionale, si trovano l'italiano regionale e l'italiano popolare, che pur muovendosi lungo i diversi assi diatopico e diastratico, tendono sempre più a compenetrarsi, rendendo difficile una chiara separazione.

A livello di lingua nazionale, notevole importanza viene riconosciuta all'influenza dei linguaggi speciali (scientifici, sindacali, economici ecc.), soprattutto a livello di lessico e di particolari costrutti stereotipati. Insieme a questa ‹specializzazione› della lingua nazionale, che a nostro avviso è comunque ancora ristretta allo scritto o al parlato-scritto, Lo Cascio segnala l'evoluzione della lingua nazionale a livello retorico: si assiste, per influenza della lingua parlata, ad un aumento della schematicità ed essenzialità nell'esposizione, attraverso fenomeni di focalizzazione, diminuzione di strutture ipotattiche, aumento di frasi nominali e via dicendo. La proposta di Lo Cascio di tener conto di questa evoluzione nella lingua nazionale nella didattica dell'italiano è più che sensata e dovrebbe auspicabilmente portare ad una elaborazione di materiale didattico per i livelli più avanzati mirato sui linguaggi speciali, materiale di cui chiunque si occupi di italiano per stranieri sente la mancanza.

Dello stesso problema dell'uso nell'italiano d'oggi si occupa N. Galli de' Paratesi («Mutamenti sociali e norma linguistica») che, dopo un esame dei mutamenti sociali che hanno portato ad una maggiore accessibilità alla lingua nazionale, si sofferma su considerazioni riguardo alla norma, che in Italia è stata per motivi storici più prescrittiva che descrittiva quale dovrebbe essere. Segue quindi un elenco di incongruenze tra la norma esplicita e l'uso nell'italiano odierno ai livelli fonologico e morfosintattico. Questo elenco, pur nella sua brevità, può essere di valido aiuto per i docenti di italiano all'estero che spesso non dispongono né di conoscenze adeguate dei fenomeni evolutivi dell'italiano né di materiale didattico aggiornato.

La relazione di R. Simone «I mass media e il comportamento linguistico degli Italiani» funge tra *trait d'union* tra questi due articoli e gli ultimi due della prima sezione che si occupano dell'Italia come fenomeno culturale. Qui Simone sottolinea l'importanza dei *media* audiovisivi che, con l'entrata di giornalisti con marcate pronunce regionali e con la forte tendenza a presentare il parlato-parlato, fanno da specchio della situazione linguistica di oggi.

Chiudono la sezione gli articoli di R. Barilli e di M. Petrucciani («Il problema della lingua nella narrativa italiana contemporanea» e «La cultura italiana oggi») che affrontano, rispettivamente, il problema della tendenza nella letteratura ad una lingua unificata che superi il particolarismo dialettale e la importanza del libro e della cultura letteraria in genere per chi studia l'italiano come lingua seconda.

La seconda parte è dedicata all'analisi della situazione sociale e linguistica degli italiani in America Latina e si apre con una ricca introduzione di Lo Cascio, alla quale seguono sette relazioni riguardanti il Brasile, l'Uruguay e l'Argentina.

L'articolo introduttivo («L'emigrazione italiana: aspetti sociali e linguistici») propone innanzitutto un elenco esauriente, seppur non nuovo, di fattori da tenere in considerazione per esaminare la situazione sociolinguistica dell'emigrazione italiana, tra cui ad esempio l'età di arrivo, la struttura del nucleo familiare, il tipo di professione, la residenza, la distanza strutturale tra le due lingue in contatto e il loro prestigio. Lo Cascio prosegue quindi con una descrizione dei vari momenti dell'*iter* linguistico degli emigrati, dal momento della partenza con competenze di dialetto e italiano popolare in situazione di diglossia, o spesso in situazione monolingue di italiano popolare o regionale, attraverso le prime fasi di un apprendimento non guidato che porterebbe ad un livello minimale nella L2. Successivamente l'italiano, per mancanza di rinforzo, subirebbe un processo di riduzione e continua contaminazione dalla lingua seconda, sino a destrutturarsi e scomparire. Per ovviare a questa perdita, che – tuttavia – pare il destino comune delle lingue d'emigrazione, sarebbe necessaria un'educazione linguistica rivolta alla prima e alla seconda generazione sia per la prima lingua che per la lingua seconda. Gli intenti paiono rispettabilissimi, anche se scorrendo la letteratura sulle lingue materne degli emigrati, risulta ovvia la constatazione che, nella maggior parte delle situazioni di emigrazione, queste tendono a scomparire al più tardi nella quarta/quinta generazione.

A fornire concretezza alle osservazioni di Lo Cascio troviamo: la dettagliata relazione storica e sociologica sull'immigrazione italiana in Brasile di A. P. Balhana «Presenza di comunità dialettali italiane in Brasile: aspetti sociali, economici e demografici», l'articolo di B. Rossi Masella, L. Bigoni, F. Basile e P. Chiancone «Quadro storico della presenza della cultura e della lingua italiana in Uruguay» e la relazione di T. Blanco de Garcia «L'italiano nel teatro argentino dal sainete al grottesco», che fa notare l'influenza della figura dell'emigrato italiano tipico nel teatro locale, con qualche riferimento linguistico al *cocoliche* letterario.

Più interessanti dal punto di vista linguistico sono i quattro rimanenti articoli. Il contributo di V. M. Frosi «I dialetti italiani nel Rio Grande do Sul e il loro sviluppo nel contesto socioculturale ed economico: prevalenza del dialetto veneto» offre un esame della situazione sociale e linguistica degli italiani (soprattutto veneti e lombardi) nel Sud del Brasile dal 1875 ad oggi. In questo periodo si assiste al prevedibile passaggio dal particolarismo dialettale attraverso una fase di bilinguismo che comprende lo sviluppo di una *koiné* veneta comune e la lingua portoghese fino ad una fase di tendenza al monolinguismo, ovviamente portoghese. Lo studio di Frosi passa poi ad un'analisi dei fenomeni di *transfer* nelle produzioni linguistiche orali di membri di seconda generazione, che hanno come lingua materna la *koiné* veneta e come lingua seconda il portoghese. Il livello maggiormente colpito da questo fenomeno risulta essere quello lessicale, dove il *transfer* è soprattutto in direzione dal portoghese alla *koiné*, con opportuni adattamenti fonetici e morfologici, un risultato quindi che non riserva grosse sorprese.

Gli ultimi tre articoli di M. B. Fontanella de Weinberg, M. I. Blanco de Margo, E. Rigatuso e S. Suardíaz de Antollini («Mantenimiento y cambio de lengua en distintos subgrupos de la Comunidad italiana del partido de Bahia Blanca»), di A. Elizaincín, G. Zannier, G. Barrios e S. Mazzolini («Mantenimiento y cambio del italiano en Montevideo») e di N. L. Prevedello e A. Malanca de Rodríguez Rojas («La lengua de los inmigrantes italianos en Córdoba y sus descendientes. Una cuestion de prestigio») si muovono nella stessa direzione di Frosi, per quanto riguarda il mantenimento o la perdita della lingua materna nella prima e successive generazioni di emigrati.

La terza sezione, dedicata all'insegnamento/apprendimento dell'italiano, consiste di tre contributi teorici e di tre articoli più specifici su esperienze pratiche di insegnamento, oltre alla solita introduzione di Lo Cascio «Apprendimento e didattica»: si tratta di una rassegna per forza schematica, ma ben fatta, dei metodi didattici vigenti, dal metodo tradizionale a quello audio-orale fino agli approcci nozional-funzionale e testuale.

M. Th. Peronard in «Teoría y metodología en la enseñanza de lenguas» offre una equilibrata riflessione storica sui contributi che le varie correnti linguistiche hanno portato alla didattica delle lingue. L'autrice sa tener conto sia della ipotesi sugli universali di acquisizione sia delle teorie dell'interferenza, ed è proprio in quest'ultima direzione di linguistica contrastiva che si muove Lo Cascio nella sua relazione «Apprendimento e mantenimento delle lingue: un modello contrastivo». Pure sottovalutando, a nostro parere, le ipotesi sugli universali di acquisizione, l'articolo si giustifica bene in un contesto in cui le lingue in contatto (portoghese o spagnolo e italiano) sono molto vicine.

Segue «L'approccio comunicativo. Sua applicabilità all'insegnamento dell'italiano nel contesto argentino» di W. d'Addio Colosimo, che, oltre a proporre una ‹sana› difesa del valore della riflessione metalinguistica nell'apprendimento dell'italiano, mette giustamente in guardia contro la seduzione che il metodo nozional-funzionale esercita sugli insegnanti di lingue straniere direcente formazione, almeno in Italia.

Il volume continua con una serie di contributi che nascono, tutti, da ‹esperienze sul campo›, a cominciare quindi dai seguenti tre articoli che chiudono la terza sezione: le dettagliate proposte di corsi di fonetica correttiva di M. Castelli («L'insegnamento della fonetica italiana agli ispanofoni del Venezuela. Problemi e prospettive»), le riflessioni sulle difficoltà di traduzione del testo letterario di F. Polito e S. Ajó («Problematica interpretativa nella traduzione dei testi letterari: il caso di una traduzione de *I Malavoglia*») e le osservazioni di L. Haydée Correa su fenomeni di *transfer* dovuti a contatto tra le lingue («Situazione dell'italiano nella provincia di Buenos Aires: problemi e aspetti di una ‹contaminatio linguistica›»).

La quarta sezione, infine, presenta dettagliate analisi della presenza della lingua italiana nelle istituzioni educative. Per chi non è inserito nella realtà dell'America Latina, quest'ultima parte è un po' troppo monocorde e la dovizia di particolari storici e dati statistici finisce per pesare al lettore.

Comunque, comune a tutti i contributi (ben quindici) è la presentazione di un quadro non certo favorevole alla lingua e cultura italiana. In ognuno dei dieci paesi presi in considerazione si vivono più o meno gli stessi problemi di carenza di insegnanti veramente competenti e di mancanza di materiale didattico ed informativo aggiornato.

Sulla descrizione contenutistica e metodologica dei vari corsi di italiano si soffermano L. Veronesi Lopez e E. Bruno Castelli «Panoramica dello studio dell'italiano in Venezuela a livello universitario», e O. J. E. Liberti «Apprendimento e metodologia della lingua italiana nell'Università di La Plata», o ancora, la relazione di M. Bacchioni Pàez «Esperienze didattiche sull'insegnamento dell'italiano in Perù».

Le motivazioni che spingono allo studio dell'italiano sono invece discusse negli articoli di Lina Biasetti e Luisa Biasetti «Attività didattiche suggerite per dinamizzare l'apprendimento dell'italiano L3 nella scuola secondaria secondo la nostra realtà socioculturale» (per l'Argen-

tina), di A. Manenti «Presenza culturale italiana e studio dell'italiano in Brasile», di F. Ficorilli «La presenza della lingua e cultura italiana in Paraguay», e di G. Fernàndez «Panorama de la cultura italiana en México».

Comune a quasi tutti è poi il rimprovero al governo italiano e autorità competenti per il disinteresse mostrato per la diffusione della lingua italiana in questi paesi, disinteresse che emerge nella carenza di fondi, di personale specializzato e di borse di studio in Italia per i cittadini stranieri.

Concludendo, il consistente volume si offre, soprattutto nella prima metà, come interessante contributo ricco di spunti di riflessione, soprattutto per coloro che si occupano di italiano all'estero, pur non avendo approfondite conoscenze di linguistica generale o applicata o di sociolinguistica. Qualche articolo poi, di più ampio respiro, può risultare di scorrevole lettura per avere una visione schematica e generale di ciò che è stato fatto fino ad oggi nell'àmbito della glottodidattica.

La parte conclusiva, invece, è di stretto ‹uso e consumo› per coloro che, interessati alla specifica situazione dell'America Latina, desiderano avere informazioni pratiche o dati statistici sui singoli paesi.

Ada Valentini

✱

ANNA GIACALONE RAMAT (a cura di), *L'italiano tra le altre lingue: strategie di acquisizione,* Bologna (il Mulino) 1988, 317 p.

In Italia gli studi sull'acquisizione di lingue seconde, e in particolare sull'apprendimento dell' italiano da parte di lavoratori immigrati, hanno conosciuto negli ultimi anni uno sviluppo notevole. Il ritardo, rispetto a paesi come gli USA, la Germania o la Francia, con cui si è affermato questo nuovo indirizzo di ricerca trova le sue ragioni nelle condizioni oggettive della realtà sociolinguistica italiana: è infatti in quest'ultimo decennio che l'Italia si è sostanzialmente trasformata dalla classica nazione d'emigrazione in un paese che accoglie sempre più immigrati dal cosiddetto terzo mondo. La presenza di lavoratori stranieri provenienti dai paesi arabi e africani in genere (ma anche da altre aree, come le Filippine) è un elemento caratterizzante delle dinamiche che si producono attualmente all'interno della società italiana, e su questo sfondo le ricerche linguistiche sui nuovi immigrati acquistano attualità ed importanza anche dal punto di vista sociopolitico, per esempio in vista di un'eventuale applicazione pratica dei risultati a concreti interventi formativi ed integrativi. Nel presente volume si avverte però anche une spiccato interesse per questioni teoriche, oltre che di sociolinguistica, di linguistica ‹interna›, che si manifesta nel tentativo di interpretare i dati raccolti nelle indagini empiriche alle luce delle più recenti teorie linguistiche e di trarre dai risultati delle ricerche sull'acquisizione di L2 delle generalizzazioni che aumentino le nostre conoscenze sulla struttura e sul funzionamento delle lingue naturali.

Un semplice confronto tra l'indice di questo volume e quello del *reader* precedentemente curato dalla stessa A. Giacalone Ramat *(L'apprendimento spontaneo di una seconda lingua,* Bologna [il Mulino] 1986) rivela la mutata posizione della linguistica italiana riguardo agli studi in questo campo: se il primo volume consisteva essenzialmente in una serie di saggi di studiosi stranieri (tedeschi e francesi soprattutto), già apparsi altrove e tradotti in italiano (l'unica eccezione è il contributo di M. Berretta, *Per uno studio dell'apprendimento dell'italiano in contesto naturale: il caso dei pronomi atoni),* la pubblicazione sotto recensione, che raccoglie gli atti di un seminario tenuto il 13 giugno 1986 all'Università di Pavia, testimonia chiaramente il fervore con cui i linguisti italiani hanno saputo affrontare la nuova problematica. Ora la situazione è praticamente capovolta, dato che registriamo un unico saggio firmato da uno straniero (quello di P. Auer intitolato *Esiste una ‹didattica naturale›?),* mentre tutti gli altri contributi – quindici in totale – sono stati scritti da autori italiani.

Il libro è articolato in tre parti: la prima delinea *Il quadro sociolinguistico dell'apprendimento spontaneo dell'italiano;* nella seconda si analizza *L'acquisizione delle strutture dell'italiano;* la terza e ultima parte, in cui vengono esaminate alcune aree critiche in inglese e francese L2 di italofoni, si intitola *Italiano e lingua straniera. Confronto di percorsi di acquisizione.* Due lavori della prima parte riferiscono i risultati di indagini sociolinguistiche sulle nuove minoranze etniche, condotte a Roma (M. Fibbi e M. Vedovelli) e a Milano (G. Favaro). Ambedue studiano l'incidenza di fattori extralinguistici – la durata della residenza in Italia, il tipo di attività lavorativa, la frequenza di corsi di lingua, il contatto con gli autoctoni nel tempo libero ecc. – sulla competenza comunicativa dei soggetti. Il quadro che si ricava da questi dati è sostanzialmente quello di una emarginazione linguistica legata ad una emarginazione sociale. La correlazione tra fattori psicosociali e semplificazione linguistica sta al centro del saggio di F. Orletti, *L'italiano dei filippini a Roma,* che, rifacendosi alle ipotesi di Schumann e sottolineando l'importanza degli atteggiamenti linguistici sui processi di apprendimento, riconduce la persistenza di interlingue «pidginizzate» (sarebbe forse meglio dire: ‹fossilizzate›) al basso grado di *enclosure* della comunità filippina a Roma. Partendo dall'assunto che «parlare è un atto di identità» (p. 144), l'autrice interpreta il fenomeno della fossilizzazione come riflesso del «desiderio da parte dei membri della comunità immigrata di mantenere ben distinti i propri confini culturali e linguistici» (ibid.).

L'analisi di determinate strutture in italiano L2 costituisce il ‹piatto forte› della seconda parte dove, procedendo per livelli d'analisi, si evidenziano alcune particolarità fonologiche, morfologiche e sintattiche delle varietà di apprendimento. Di fonologia si occupa G. Bernini, il quale sulla base di un confronto interlinguistico individua i settori critici nel consonantismo di parlanti arabofoni e stabilisce le sequenze relative di apprendimento del suo campione, giungendo alla conclusione che a livello fonologico l'influenza della L1 gioca sì un ruolo importante nella configurazione delle aree problematiche per l'apprendimento, ma che il modo e l'ordine in cui queste vengono risolte si spiegano solo in base a scale di marcatezza fonologica. Questo contributo costituisce dunque un primo riuscito tentativo di integrare ipotesi interferenzialiste in un modello più generale dell'apprendimento basato prevalentemente su principi e tendenze universali.

Seguono alcune riflessioni teoriche di R. Simone sullo statuto della morfologia nei sistemi linguistici e in particolare sulle sue configurazioni nei ‹contesti turbati› (sordità, *migrant languages,* lingue creole ecc.). La fragilità della morfologia sarebbe dovuta in sostanza all'esiguo corpo fonico cui sono generalmente affidate le opposizioni pertinenti, al suo basso grado di iconicità e all'alto grado di articolazione interna. Purtroppo il volume non riporta dati empirici che potrebbero verificare la rilevanza di questi parametri per l'apprendimento della morfologia flessionale, ma questa mancanza è controbilanciata da due interessanti studi sulle regole di formazione di parola. M. Berretta esamina il ruolo dei *nomina actionis* costruiti con participi passati nelle varietà di apprendimento meno avanzate, la cui sovraestensione – una specie di strategia di transizione – trova una spiegazione nell'ottimizzazione delle risorse dell'interlingua stessa (in effetti nelle interlingue iniziali il participio passato è una forma basilare per esprimere il tempo passato e/o l'aspetto perfettivo), per esempio attraverso analogie formali e accostamenti semantici. Come emerge anche dalla ricerca di R. Bozzone Costa sull'inserzione e la cancellazione di morfemi, la struttura dei derivati sovraestesi rivela una fondamentale ‹sensibilità morfolessicale› degli apprendenti, cioè la capacità di individuare e riusare i morfemi più frequenti. Nei meccanismi agenti nella formazione di parola delle interlingue, come la riduzione dell'allomorfia e la ricerca di trasparenza semantica e morfotattica, troviamo dunque confermati i principi della morfologia naturale.

E. Banfi analizza la sintassi di parlanti arabofoni a partire dalle realizzazioni di sette funzioni pragmatico-testuali: l'espressione di cause, scopi, condizioni, conseguenze e della soggettività/oggettività dell'azione nonché delle relazioni temporali e delle relazioni tra parti dell'enunciato (proposizioni). Nonostante l'aspetto *broken* delle strutture sintattiche vere e

proprie (mancanza di accordo, paradigmi flessionali ridotti ecc.) i tre informatori riescono a risolvere questi compiti comunicativi attraverso l'impiego di elementi lessicali del tipo *perché, quando, così, allora,* ecc. che fungono da marche discorsive e garantiscono la coerenza semantica del testo. L'approccio di tipo funzionalista adoperato da Banfi meriterebbe di essere sviluppato ulteriormente in chiave teorica, tenendo in considerazione anche parametri interpretativi quali il ‹modo pragmatico› introdotto da Givón; meriterebbero un'ulteriore analisi anche i meccanismi retrostanti a ciò che Banfi chiama «basso livello di grammaticalità». Indicazioni in questa direzione si trovano nel già citato lavoro di F. Orletti dove, sulla base di un elenco di tratti di semplificazione e di principi di organizzazione del discorso, si illustra una serie di fenomeni morfosintattici dell'italiano dei filippini a Roma. Chiude questa parte del volume un contributo di T. Taeschner su prestazioni morfosintattiche di bambini bilingui confrontati con bambini monolingui.

Nella terza sezione, che costituisce forse la parte più compatta ed omogenea del libro e alla quale – purtroppo – per ovvi motivi di spazio qui possiamo accennare solo per sommi capi, si trattano alcuni problemi dell'apprendimento dell'inglese e del francese da parte di studenti liceali italofoni. Il saggio introduttivo di A. Giacalone Ramat fornisce l'inquadramento teorico e metodologico ad una serie di ricerche (di D. Cristiani, O. Quaranta-E. Salvadori, C. Pagani, P. Ceriana, M. Pavesi) sull'acquisizione di determinate strutture grammaticali quali i pronomi personali e relativi, le frasi interrogative e le preposizioni spaziali. Questi fenomeni vengono studiati sulla base di una notevole quantità di dati di vario tipo (test per elicitare le strutture sintattiche in questione e per ottenere giudizi metalinguistici, conversazioni libere e semi-guidate, produzioni scritte e orali sotto forma di racconti, descrizioni ecc.). Dalle analisi emergono risultati convincenti, nonostante la complessità dei fattori e delle variabili che entrano in gioco: tipo di materiale raccolto, tipo di «sillabo» adoperato nell'insegnamento, estrazione socioculturale degli allievi ecc.. Di fronte all'interessante e dibattuto quesito di fondo posto in questa sezione, cioè la rilevanza della distinzione tra apprendimento guidato e apprendimento spontaneo, le ricercatrici assumono una posizione differenziata insistendo, pur senza voler omologare i due modi di acquisizione, sul ruolo fondamentale di principi di marcatezza, rispetto ai quali le interferenze della L1 agirebbero come una specie di ‹filtro› supplementare; l'effetto principale dell'insegnamento consisterebbe nell'accelerazione dei percorsi di apprendimento.

L'individuazione di principi linguistici universali è dunque un filo conduttore che attraversa un po' tutto il libro. Vengono sollevati anche problemi ‹tecnici› della teoria linguistica come per esempio il parametro del soggetto nullo (PRO-*drop),* sul quale tuttavia la fenomenologia dell'apprendimento sembra fornire delle indicazioni contraddittorie. Tutto sommato però la prospettiva di approccio alle tendenze universali, che predomina nettamente negli studi italiani sull'acquisizioni di lingue seconde, si rivela molto promettente in quanto permette di scoprire strategie e regolarità operanti nella costruzione delle interlingue e di trarre delle generalizzazioni sulla base di principi teorici. Questo è uno dei meriti principali di questo volume, con cui la linguistica italiana ha dato un contributo importante alla ricerca internazionale nel settore. Evidentemente non si tratta dell'unico aspetto sotto cui l'apprendimento di una L2 può essere studiato (come esempio per una prospettiva un po' diversa si veda l'elenco molto interessante, anche se discutibile in alcuni punti, di strutture interazionali nella conversazione esolingue, stabilite deduttivamente da P. Auer nel suo articolo sulla ‹didattica naturale›), ma data la polimorfia dell'oggetto di studio e la pluralità di approcci teorici la delimitazione del campo di ricerca e una certa selettività metodologica si impongono. Di fronte a questa valutazione globale molto positiva del volume curato da A. Giacalone Ramat le critiche che si potrebbero avanzare su punti specifici di alcuni contributi sono del tutto trascurabili. Resta solo da auspicare che ulteriori ricerche nella prospettiva aperta da questa pubblicazione portino alla luce nuovi risultati, in modo da arricchire le nostre conoscenze sui processi di apprendimento e sulla natura dei sistemi linguistici in generale.

Stephan Schmid

SILVIO GISLIMBERTI, *Coesione testuale. Un analisi contrastiva (tedesco – italiano) di commenti della stampa quotidiana*, Wilhelmsfeld (Gottfried Egert) 1988, 236 p. (*Pro Lingua* 2)

Diese Innsbrucker Dissertation liefert im Rahmen einer kontrastiven Untersuchung eine Applizierung der Methoden der Textlinguistik im Sinne einer transphrastischen Kompositionsanalyse. Untersuchungsbasis ist eine ausgewählte Textsorte, und zwar der Zeitungskommentar. Herangezogen werden jeweils 10 Originalkommentare für das Deutsche und für das Italienische. Kontrastiven Untersuchungen auf Übersetzungsbasis wird eine Absage erteilt. Erkenntnisziel ist das Eruieren von Unterschieden in der Textkonstitution sowie in den Textkohärenz stiftenden Mitteln in den beiden ausgewählten Sprachen.

Die Arbeit gliedert sich in drei Teile: Im ersten Teil werden die Methode sowie die Definition der Auswertungsparameter vorgeführt (p. 8 – 76), im zweiten Teil erfolgt die Textanalyse mit dem Abdruck des kompletten Korpus und dessen quantitativer Auswertung (p. 77 – 157), und im dritten Teil wird ein so gut wie ausschließlich statistischer Sprachvergleich durchgeführt (p. 158 – 230). Abgeschlossen wird die Arbeit durch die Bibliographie (p. 231 – 36).

Verf. faßt zwei Beschreibungsebenen ins Auge, die syntaktische (kohäsionsstiftend) und die semantische (kohärenzstiftend). Die pragmatische Dimension, in der der Text fungiert, wird programmatisch ausgeblendet, so daß Fragen der Referenzerrichtung kaum eine Rolle spielen. Nach einer übersichtlichen Darstellung des Standes der Diskussion um den Textbegriff führt Verf. seine eigenen Arbeitsoptionen vor: Die Analyse ist streng *corpus-restricted*. Die Analysemethode ist transphrastisch, das Analyseobjekt vornehmlich die Textkohäsion, also die syntaktische Dimension des Textes. Die Analyseparameter werden apriorisch festgelegt und die Analyseergebnisse in Form von Textpartituren in Anlehnung an H. Weinrich[1] präsentiert. Die Bevorzugung syntaktischer Kohäsionsfaktoren wird mit dem Fehlen befriedigender textsemantischer Analysemodelle begründet. Nichtsdestoweniger werden neben syntaktischen auch semantische Parameter zumindest aufgeführt, wenn ihre Auswertung auch kaum zu nennenswerten Ergebnissen führt. Dies beruht jedoch nicht zuletzt auf der angewandten Auswertungsmethode, bei der die Hilfe eines Computers in Anspruch genommen wird: Semantische Phänomene lassen sich nun einmal kaum an der Ausdrucksseite quantifizierbar festmachen. Und sie werden infolgedessen auch explizit nicht exhaustiv ausgewertet. Doch damit hat sich der Zirkel bereits geschlossen: mit aprioristisch vorgegebenen Auswertungsparametern läßt sich qualitativ auch nur das herausholen, was man vorher eingegeben hat. Die Ergebnisse können außer im quantitativen Bereich keinerlei Ansprüche befriedigen – und auch da sind sie äußerst problematisch, da bei einem so begrenzten Vergleichskorpus von Originaltexten (278 bzw. 252 Sätze insgesamt) Vergleichbares nur mit allen erdenklichen Vorbehalten als repräsentativ gesetzt werden darf. Und die Auswertungskommentare des Verf., die sich nur auf die eruierten Quantitäten beschränken, machen dieses Manko für den Leser denn auch besonders deutlich.

Als syntaktische Parameter werden die folgenden angeführt: an erster Stelle die Tempusverwendung bzw. die Tempusübergänge, die denn auch als einzige ausgewertet und in der Textpartitur berücksichtigt werden, dann sog. logische Konnektoren, die die logischen Kategorien von Konjunktion, Disjunktion, Kontrajunktion und Subordination versprachlichen, ferner deiktische Konnektoren, mit Bezugserrichtung zum *Hier und Jetzt*, dann Pronomina in ihrer Doppelfunktion als Substituens[2] und als phorische Verweisform sowie Ellipsen als Substituentia mit einer Ausdrucksseite Ø, wobei allerdings nur Verbellipsen im Hauptsatz ausgewertet werden. Als lexikalische Parameter, die für die semantische Textanalyse Relevanz be-

[1] Cf. H. WEINRICH, *Die Textpartitur als heuristische Methode*, in: id., *Sprache in Texten*, Stuttgart 1966, p. 145 – 66.

[2] Zur Terminologie *Substituens – Substituendum*, die Verf. allerdings nicht benutzt, cf. R. HARWEG, *Pronomina und Textkonstitution*, München 1978.

sitzen sollen, werden aufgeführt: die Synonymie, die Antonymie, die Hyperonymie sowie die Hyponymie, wobei auch der Begriff der Isotopie in diesem Zusammenhang als transphrastisch faßbare semantische Beschreibungsebene zwar als bedeutsam vorgestellt, aber kaum ausgewertet wird. Darüber hinaus wird auf die Kenntnis des *frame*[3] sowie auf die Möglichkeit intertextueller Bezüge verwiesen. Die letzte Parametergruppe bilden sog. logisch-semantische Relationen, wie etwa die Kausalität, Konzessivität und Modalität. Diese Parameter werden nun gesamtheitlich an das Korpus angelegt, wobei ein Blick auf die Textpartituren, die für jeden einzelnen Text erstellt werden, nur allzu deutlich zeigt, daß nur die syntaktischen Parameter mehr als zufällige Ergebnisse versprechen. Insgesamt gesehen erscheint die Textauswertung also höchst unbefriedigend, und man kann sich der Frage nicht erwehren, ob sich der ganze Aufwand, und noch dazu mit einem Computer, überhaupt gelohnt hat, wenn am Ende etwa Ergebnisse als signifikant hingestellt werden, wie: im Italienischen werde das Textmoment des Tempuswechsels häufiger genutzt als im Deutschen (45% vs. 47%!), desgleichen gebe es dort auch mehr Verbellipsen (15% vs. 7% bei absoluten Zahlen 15:35), was eindeutig zeige, daß das Italienische in der ausgewählten Textsorte eine Tendenz zu größerer Textkohäsion demonstriere.

Sicher ist Verf. nur ein Teil der Monenda anzulasten. Prinzipiell treffen die Ausstellungen die Möglichkeiten einer Disziplin wie sie die Textlinguistik heute noch ist. Mit den in ihrem Rahmen entwickelten Methoden lassen sich nur begrenzte Ergebnisse erzielen, sofern man sich nur auf Textsyntax und mehr als am Rande auf Textsemantik beschränkt. Vor allem im letzteren Bereich, und das ist Verf. auch klar, ist in methodischer und methodologischer Hinsicht noch viel zu tun. Zudem zeigt sich in der gesamten Argumentation und Analyse der Arbeit überdeutlich, daß Textlinguistik noch überwiegend als transphrastische Linguistik gehandhabt wird – daran ändert auch die Erstellung von Textpartituren nichts, da sie letztendlich, solange man sie nur quantitativ und nicht in der auch qualitativen Zusammenschau der verschiedenen Parameter auswertet, nichts besagen. Denn in Wirklichkeit werden meist maximal zwei Sätze in ihrer Relationierung bzw. in der Relationierung einzelner ihrer Elemente betrachtet. Der Bezug zum Text als Analyseobjekt erscheint damit nur als Deckmantel, denn Texte werden nicht als Texte analysiert, sondern als eine Art Gefäße, die ein Kontingent von Sätzen enthalten, zwischen denen es irgendwelche Zusammenhänge syntaktischer und/oder semantischer Natur gibt. Nur so kann man sich die Idee von lexikalischen Parametern wie Synonymie, Antonymie usw. als textrelevante Parameter erklären. Der Bezug zum Gesamttext fehlt beständig. U.E. kann man seriöse Textlinguistik nur dann betreiben, wenn dieser Bezug hergestellt wird. Und auch der Referenzbezug müßte als Bestandteil im Beschreibungsinstrumentarium mitbedacht werden. Denn der Text hat Funktion nur in Bezug auf eine Kommunikationssituation, die in Anlehnung an Bühlers Organonmodell fixiert ist in der Relation zwischen Sprachlichem zu einem Sender, einem Empfänger und zu den Dingen und Sachverhalten, die wir präzisieren möchten im Begriff der Referenzebene. Diese umfaßt sowohl sprachliche als auch nicht-sprachliche Bezugspunktmöglichkeiten und stellt somit neben den intratextuellen intertextuelle, situative und kognitive Anknüpfungspunkte für Textbausteine wie auch für den Text als ganzen bereit.

Die Dissertation erweist sich damit vornehmlich als «Fleißarbeit», der jedes kreative Moment abgeht. – Im Folgenden sei noch auf einige ausgewählte Punkte eingegangen:

– p. 1: Wenn die Textkohäsion sowohl an satzinterne als auch an transphrastische Elemente angebunden wird, wird übersehen, daß intraphrastische und transphrastische Funktion ver-

[3] Cf. hierzu auch die von Verf. nicht bibliographisch erfaßten Arbeiten von G. Tonfoni, *Dalla linguistica testuale alla teoria del testo*, Milano 1983, oder auch die zwar schon etwas bejahrte, aber als Sammelband immer noch nicht überholte Arbeit von W. Kallmeyer et al., *Lektürekolleg zur Textlinguistik*, 2 Bde, Frankfurt 1974.

schiedene sprachliche Rangstufen betreffen: Satzfunktion und Textfunktion sind methodisch strikt zu trennen (vgl. etwa die Proformen, die auf Satzebene Profunkteme sind und auf Textebene zusätzlich phorische Funktion haben können).
– p. 2, 3/4, 10/11 usw.: Es werden immer wieder kurze «Exkurse» zu Themenkreisen eingeschoben, die nicht weiter behandelt werden und die als Hintergrundserläuterung dann zu pauschal ausfallen (z. B. zur Problematik einer adäquaten Übersetzung 13 1/2 Zeilen; zur Abgrenzung Kommentar vs. Leitartikel, die letztendlich über Interpunktionsdominanzen (Fragezeichen vs. Ausrufungszeichen) gefaßt werden; zu den Grundprinzipien der klassischen Rhetorik und ihrer Abdeckung durch textlinguistische Sparten usw.).
– p. 2: Die Ablehnung von kontrastiven Untersuchungen auf Übersetzungsbasis ist prinzipiell zu befürworten. Doch damit stellt sich unverhohlen die Frage nach der Vergleichbarkeit, zumal Verf. selbst hierzu nirgends Stellung nimmt und seine eigene Textauswahl außer textsortentypologisch weder inhaltlich noch pragmatisch rechtfertigt.
– p. 3/4: Die Begründung für die Bevorzugung einer schriftlich fixierten Textsorte vor einer mündlichen damit, daß sie unendlich abrufbar und aus dem *hic et nunc* entbindbar sei, ist recht vordergründig angesichts der primären Natur gesprochener Sprache und angesichts der Tatsache, daß auch mündliche Texte heute mithilfe von Tonaufzeichnungen jederzeit reproduzierbar und damit aus dem *hic et nunc* der konkreten Sprechsituation entbindbar sind, wenn auch nicht geleugnet werden soll, daß schriftliche Texte anders als mündliche in der Regel auf Entbindbarkeit hin angelegt sind.
– p. 29: Statt «logische Konnektoren» wäre die Bezeichnung «definitorische Konnektoren» in Abgrenzung zu den deiktischen Konnektoren vorzuziehen, da Sprache keineswegs ein 1:1-Abbild logischer Bezüge ist.
– p. 35: Verf. übersieht, daß es neben einem exklusiv disjunktiven *oder* auch ein inklusiv disjunktives *oder* gibt. Dieses Manko resultiert aus der generellen Nicht-Scheidung zwischen System-, Norm- und Redewerten[4]. Ferner fehlt auch eine terminologische Differenzierung zwischen Bezeichnung, Bedeutung und Sinn.
– p. 40: Eine Begründung der Beschränkung des deiktischen Konnektors auf die Relationierung zum *Hier und Jetzt* wird nicht gegeben, der Verzicht auf die deiktische Trias des *Hier, Jetzt und Ich* wird nicht thematisiert, obwohl aus textlinguistischer Perspektive nicht uninteressant ist, weshalb der Bezug zum *Ich* ausgeblendet wird. Und auch bei der Präsentation der Pronomina fehlt die Abgrenzung der Pronomina der 1. und 2. Person gegenüber denen der 3. Person.
– p. 53 ss: Der Synonymiebegriff ist u. E. zu weit gefaßt, da er letztendlich auch die Relation zwischen Proform und durch diese aufgenommenes Substituens als Synonymenrelation definiert[5].
– ibid: Im Zusammenhang mit der Antonymie hätte unbedingt auf die Arbeit von O. Gsell verwiesen werden müssen[6].
– p. 81: Der Begriff der lexikalischen Anapher ist irreführend, wenn dabei etwa in Textbeispiel 1 auf Lexemfolgen verwiesen wird, die mehrmals «Prozent» im Textverlauf enthalten oder auf die Sequenz «Abgaben» – «Abgabenbetrug» usw.[7]. Denn anaphorische Bezüge werden 1. mitnichten durch Lexeme errichtet, sondern höchstens durch anaphorische Mor-

[4] Cf. hierzu E. Coseriu, *Sistema, norma y habla*, in: id., *Teoria del lenguaje y lingüística general. Cinco estudios*, Madrid ²1967, p. 11–113.
[5] Cf. zu diesem Themenkomplex R. Martin, *Inférence, Antonymie et Paraphrase*, Paris 1976, p. 77 ss.
[6] Cf. O. Gsell, *Gegensatzrelationen im Wortschatz romanischer Sprachen*, Tübingen 1979.
[7] Cf. hierzu jedoch das an dieser Stelle von Verf. nicht zitierte Phänomen der «neuen Pronomina» bei Harweg, *op.cit.*

pheme, wie etwa die Artikel und 2. sind Spezifizierungen des 2. Typs sinnvollerweise über das semantische Kriterium der Isotopieebene einordbar sowie über syntaktische Verfahren, wie sie durch die Phorika ausgelöst werden.
– p. 158 ss: Die kontrastive Analyse erfolgt über nochmalige ausführliche Textstellenzitate, deren einziger Vorteil, abgesehen von einer umfangmäßigen Bereicherung der Arbeit, es ist, daß der Leser nicht zu den bereits komplett abgedruckten Texten zurückblättern muß.
– p. 160: Der Hinweis auf eine unterschiedliche Strukturierung der Tempussysteme des Deutschen und des Italienischen geschieht zu beiläufig, da damit ein zentrales Problem kontrastiver Analysen heruntergespielt wird. Denn die unterschiedliche Strukturierung sprachlicher Teilsysteme in verschiedenen Sprachen kann und muß auch Rückwirkungen auf die textuellen Funktionen haben. Es sei hier nur auf die Möglichkeit der verbalen Reliefgebung verwiesen, die im Italienischen durch die Alternanz von *passato remoto/passato prossimo* und *imperfetto* getragen wird und für die es im Deutschen kein paralleles Gegenstück im verbalen Bereich gibt – ein textkohäsionsstiftendes Verfahren, auf das Verf. nirgends verweist.

Insgesamt gesehen vermittelt die Arbeit einen überaus zwiespältigen Eindruck. Sie ist zwar klar und übersichtlich angelegt, doch für den kritischen Leser zu klar und wenig problematisierend, handelt es sich doch um einen rein resümierenden Beitrag, der außer einer *corpus-restricted analysis* an einem bisher noch nicht ausgewerteten Korpus kaum neue Erkenntnisse liefert weder in methodischer noch in methodologischer Hinsicht.

Edeltraud Werner

Novellino suivi de *Contes de chevaliers du temps jadis.* Introduction, traduction et notes de GÉRARD GENOT et PAUL LARIVAILLE, Paris (Union générale d'éditions, Collection 10/18) 1988, 332 p. *(Bibliothèque médiévale)*

Das hier anzuzeigende Werk ist Teil der inzwischen schon recht umfangreichen Serie der unter der Ägide von Paul Zumthor herausgegebenen *Biblithèque médiévale,* deren Zielsetzung es ist, einem breiteren Publikum Zugang zur mittelalterlichen Literatur und Kultur zu verschaffen[1]. Man kann es nur begrüßen, daß Genot und Larivaille es unternommen haben, zwei in der Geschichte der europäischen, insbesondere der romanischen Novelle bedeutende Sammlungen, das *Novellino* und die *Conti di antichi cavalieri,* ins Französische zu übertragen und somit für den des Italienischen nicht mächtigen Interessenten zugänglich zu machen. (In beiden Fällen wird der französischen Übersetzung die italienische Fassung gegenübergestellt, wobei für das *Novellino* der Text der kritischen Edition von C. Segre[2] und für die *Conti* der Text der von A. del Monte besorgten kritischen Ausgabe[3] herangezogen wird.).

Bekanntlich existierte in Italien schon vor dem Erscheinen des *Decameron,* mit dem das für die spätere europäische Entwicklung der Novelle entscheidende Buch hervorgebracht wurde, eine Erzählkunst, an die Boccaccio anknüpfen und deren Stoffe er aufnehmen konnte. Als bekanntestes Werk, das die Novelle vertritt, wie sie unabhängig vor der Boccaccio-Novelle sich darbietet, ist das zwischen 1281 und 1300 entstandene *Novellino* zu nennen, das in den Manuskripten und Editionen auch die Titel *Libro di novelle e di bel parlar gentile* und *Cento novelle antiche* trägt. Zielsetzung dieser in den heute noch erhaltenen Handschriften 100, ur-

[1] Cf. meine Besprechung hier 47 (1988), 249 – 250.
[2] *Il Novellino,* éd. C. SEGRE, in: *La prosa del Duecento,* Mailand 1959, p. 793 – 881.
[3] *Conti di antichi cavalieri,* éd. A. DEL MONTE, Mailand 1972.

sprünglich aber wohl mehr als 120 Novellen umfassenden Sammlung ist es, Vergnügen zu bereiten und zugleich Beispiele des Ehrbaren und Höfischen zu geben.

Während das *Novellino* «est en prise sur les changements de l'histoire, économique, sociale, idéologique» (p. 21), orientieren sich die ebenfalls im 13. Jh., und zwar wahrscheinlich in Arezzo entstandenen *Conti* «aux schémas tout préparés» (p. 21). Die 21 Erzählungen, die entweder (z.T. sogar wörtliche) Übersetzungen oder Kompilationen früherer, meist französischer Werke (historiographische Literatur, höfischer Roman, chansons de geste) sind und als deren Protagonisten die Helden der Trojaner, der Griechen und der Römer sowie Saladin, der junge englische König und schließlich Brunor und sein Sohn Galehaut auftreten, sind ganz auf das Ideal des Ritters, «type alors porteur d'une charge idéologique» (p. 11), ausgerichtet. Neben diesen ‹ideologischen› Unterschieden zwischen *Novellino* und *Conti,* die beide Sammlungen zu sich einander ergänzenden Dokumenten machen, sind auch sprachliche Differenzen anzuzeigen: «(...) les *Conti* sont mal écrits, par un demi-cultivé qui vise un peu plus haut qu'il ne peut atteindre; le *Novellino* est bien écrit, par quelqu'un de moyennement cultivé, s'adressant à un public qui lui ressemble» (p. 22).

Die Qualität der von Genot und Larivaille vorgenommenen Übersetzungen, die darauf abzielen, «de suivre l'allure des textes» (p. 23), ist sehr hoch zu bewerten. – In einer 17 Seiten umfassenden Einleitung (p. 9–25) wird in komprimiertester Form über Textgeschichte, Autorenschaft, Quellen, Intention und Struktur der beiden Sammlungen informiert. – Ein seltene Wörter enthaltendes Glossar (p. 321–322) und ein «Index des noms propres» (p. 323–325) schließen diesen schönen Band ab.

Zum Schluß seien einige kleine Fehler genannt, die bei einer Neuauflage korrigiert werden sollten: p. 9, 2. Zeile ist bei der Literaturangabe «Del Monte 1962 b» das b zu streichen, da in der Bibliographie (p. 317) nur ein Werk del Montes aus dem Jahre 1962 angeführt wird; Analoges gilt für die p. 10, Zeile 6 zu findende Angabe «Del Monte 1962 a»; p. 14, Zeile 14 ist die Jahreszahl 1965 durch 1969 zu ersetzen; p. 317, Zeile 6 muß 1977 durch 1976 korrigiert werden; p. 317, Zeile 8 muß es *Lingua e technica* heißen.

Arnold Arens

✱

W. Pötters, *Chi era Laura? Strutture linguistiche e matematiche nel «Canzoniere» di Francesco Petrarca,* Bologna (Il Mulino) 1987, 145 p.

...e dipinto il nobil geometra/di triangoli e tondi e forme quadre. Così il Petrarca vede Euclide nel *Trionfo della Fama;* e forse nessuno sospettava, fino al libro del Pötters, che il poeta stesso sia da considerare geometra, anzi, degno di un suo posto nella storia della scienza. Il *Canzoniere* si presenta infatti come un *aedificium,* e presisamente come un *laberinto,* nel quale sono iscritti non pochi segni numerologici, e soprattutto quello del cerchio e della sua quadratura.

Che nelle *Rime* del Petrarca possa celarsi la *numerositas* lo dice del resto già la somma dei singoli componimenti, che è di 366, o uno per ogni giorno dell'anno, salvo il primo che fa da introduzione. L'opera intera percorre così un suo ciclo e si chiude come su se stessa. Ma, se ognuno può vedere questa circonferenza del cerchio, così non accade per la sua area, la cui misura non è ottenibile in modo esatto. Accostarsi sempre più all'esattezza e farne un motivo trascendente, questa sarebbe, né più né meno, la segreta operazione del Petrarca. Un primo risultato lo si trova nella forma stessa del sonetto, che, scritto a coppie di versi – o di 22 sillabe – per rigo, appare come la somma di 4 e 3, ciò che può dare 22/7, o il valore archimedeo di π. Altri risultati, e sempre più precisi, si ricavano dalle relazioni tra varie parti del *Canzo-*

niere, e qui prendono un significato anche le diverse date (sonetti CXVIII, CCXI, CCCXXXVI, CCCLXIV). Alla fine ci si chiede se il Petrarca sia da ritenere un vero matematico, in quanto la sua approssimazione al π è maggiore di quelle precedenti.

Da questo rapido riassunto si può già comprendere come il libro del Pötters sia molto interessante. Si tratta di una indagine sostanzialmente nuova, condotta con rigore e con tutti i sussidi che la matematica può fornire. Per questo non sembra agevole avanzare delle riserve, anche se alcune volte le dimostrazioni possono lasciare perplessi e far credere a un certo arbitrio soprattutto nella scelta di date sezioni del *Canzoniere.*

Ma, nonostante questo, l'analisi rimane valida anche dal punto di vista metodologico. Si vorrebbe solo che l'aspetto dell'opera considerato dal Pötters non diventasse alla fine quello principale. L'autore stesso protesta che l'*aedificium* matematico è solo complementare di quello letterario; ma già il fatto di affermare, in conclusione, che *LAURA è LAURETA, è LA VER(I)TÀ, è* π sembra riduttivo in confronto all'altra verità, che è la nuova condizione umana cantata dal Petrarca. Per il Pötters, il Petrarca rimane ancora medievale; e proprio il suo simbolismo dei numeri lo confermerebbe. Eppure, già questo simbolismo, se veramente corrisponde a quello descritto, è così integrato nell'opera che di medievale non ha quasi più nulla. E anche dove appare (o sembra apparire) scopertamente, come nelle fatidiche date, il risultato non cambia: *Mille trecento ventisette, a punto/su l'ora prima, il dì sesto d'aprile/nel laberinto intrai, né veggio ond'esca.* Se si può convenire che questa «esattezza cronologica» è «dotata di una funzione simbolica», altrettanto non si può fare quando la si giudica «artificiale». Nessun poeta, prima del Petrarca, aveva indicato così una data, scandendola sul ritmo più segreto delle parole.

Remo Fasani

✱

VINCENZO MINERVINI und MARIA LUISA INDINI, Hg., *Càrcer d'amor – Carcer d'amore.* Due traduzioni della ‹novela› die DIEGO DE SAN PEDRO, Fasano (Schena editore) 1986, 293 p. *(Biblioteca della ricerca, Testi stranieri* 9)

Die *Biblioteca della ricerca* der Universität Bari ist erstaunlich aktiv in ihren sechs Abteilungen auf den Gebieten «Cultura straniera», «Traduttologia», «Linguistica comparata», «Puglia europea», «Testi rari» und «Testi stranieri». Dieser neue Band vereinigt zuverlässige Ausgaben zweier Übersetzungen der berühmten «novela sentimental» *Carcel de amor:* p. 35 – 129 Kat. (Hg. Minervini; seine Einführung, 19 – 31), und p. 169 – 270 It. (Hg. Indini, ihre Einführung, 137 – 165). Das Original erschien 1492 in Sevilla; Bernardí Vallmanyas Version in «valenciana prosa» wurde 1493 in Barcelona gedruckt, Lelio Manfredis it. Übersetzung 1514 in Venedig (acht Nachdrucke ebendort bis 1546, und nochmals 1621). Vallmanya, Sekretär eines Grafen, hat 1495 auch noch zwei kurz vorher im Druck erschienene sp. Fassungen mittellat. Traktate ins Kat. übersetzt, während Mandredi für Isabella Estense da Gonzaga von Mantua gleich nach dem *Carcel* auch den großen valenzianischen Roman Martorells *Tirant lo Blanc* ins It. übertrug (gedruckt erst 1538; Neuausg. Rom 1984, besorgt von einer Arbeitsgruppe, in der auch Minervini und Indini mitwirkten).

Diese Textausgabe wird weiterführende Arbeiten zu mehreren Themen erleichtern. Schon Indini greift in der *Premessa* (9 – 14) die Frage auf, was den erstaunlichen Erfolg des it. *Carcer* erklärt, zu einer Zeit, in der die Thematik der sp. «novelas» gänzlich veraltet war. Der Vergleich der Übersetzung mit dem sp. Original, von den Hg. in anderen Publikationen unternommen (siehe Bibl., 283 – 287, INDINI und PANUNZIO), zeigt, daß Manfredi sehr wörtlich übersetzte, Vallmanya hingegen den Stil des Originals dem Ideal der «valenciana prosa»

anpaßte. Sein Stil entspicht der im 15. Jh. weitverbreiteten latinisierten höfischen Prosa, mit Wurzeln im ciceronianischen Kanzleistil und sentimantaler Literatur, wie z. B. Boccaccios *Fiammetta*. Diego de San Pedro hat seinen *Tractado de amores de Arnalte y Lucenda* (1481) in diesem pompösen Stil geschrieben; weil dieser aber seinem Gönner nicht gefiel, hat er dann im *Carcel* den Gebrauch von Manierismen stark eingeschränkt. Vallmanya aber hat seine Übersetzung durch solche vom Autor vermiedene, rhetorische Verzierungen bereichert. Dasselbe hat er dann auch in seinen zwei anderen Übersetzungen gemacht. Wir bemerken vor allem folgendes (Manfredi übersetzt in allen diesen Fällen wörtlich): 1. *amplificatio* durch hochtönende Adjektive und Adverbien *(dolor: dolorosa pena/acusada: inicament acusada/llorar: dolorosament dolre);* – 2. Umschreibungen und Nominalkonstruktionen *(murió: al darrer terme de son viure);* – 3. Vermeidung parataktischer Synonymgruppen *(afirmar y jurar: affermar la jura/llorosos y tristes: tristament plorant);* – 4. Vermeidung der Parataxis zwischen zwei Verben *(ruégote ... que busques y te duelas: te suplich dolent-te ... que cerques,* mit Hyperbaton/*después que supo ... dio: havent sabut ... donà);* – 5. Hauptverb am Satzende *(se quexava que estava mal: qu'estava mal se clamava,* mit cursus planus); – 6. Trennung syntaktischer Gruppen *(razón avía para que deviese morir: rahó per a deure morir tenia).* Alle diese Eingriffe des Übersetzers ermöglichten raffinierte Rythmen und rhetorische Figuren wie Alliteration, Hyperbaton, figura etymologica usw.

Solche Beobachtungen müssen vom Leser selbst durch Vergleiche mit dem sp. Original gemacht werden. Es wäre daher sehr hilfreich gewesen, wenn der Urtext zusammen mit den beiden Übersetzungen abgedruckt worden wäre. Der *Carcel* ist allerdings dank der Ausgaben von S. Gili Gaya (Clásicos Castellanos 133, von 1967), K. Whinnom (Madrid 1972), E. Moreno Báez (Madrid 1977) und Ivy A. Corfis (London 1987) leicht zugänglich.

Abschließend ein Wort zum *Indice lessicale* (279 – 282). Im kat. Teil werden Kastilianismen durch Asterisken gekennzeichnet, im it. nicht. In beiden Glossaren wäre es unbedingt notwendig gewesen, durchgehend zu vermerken, welches sp. Wort das betreffende Lemma übersetzt. Die Hg. haben sich bei ihren Glossen allzusehr vom Kontext beeinflussen lassen, ohne Rücksicht auf das sp. Original und die gängige mittelalterliche Semantik. So ist z. B. kat. *acertar* mehr als ‹*agire*› oder ‹*deliberare*›, sondern bedeutet, wie p. 76.14 zeigt, das Gegenteil von *errar,* also ‹recht denken und handeln›. It. *apassionate* und *apassionò* bedeutet nicht nur ‹*tristi*› und ‹*attristò*›, sondern eher ‹mit leidendem Gefühl›, wie der Ausdruck *apassionato gemito* (172.17) zeigt, oder die Übersetzung von sp. *lástyma* mit it. *passione* 172.17.

Curt Wittlin

✱

KARL PETER LINDER, *Grammatische Untersuchungen zur Charakteristik des Rätoromanischen in Graubünden,* Tübingen (Gunter Narr) 1987, XV + 285 p. (*Tübinger Beiträge zur Linguistik* 275).

Wissenschaftliche Untersuchungen zur Grammatik des Bündnerromanischen gibt es immer noch sehr wenige. Der Autor des hier anzuzeigenden Buches hat leider recht, wenn er mit Blick auf die Forschungsslage in andern romanischen Sprachen sagt: «Der Rückstand in der Forschung dürfte insgesamt ... nicht aufholbar sein» (p. XI). Umso freudiger wird man die Untersuchungen begrüßen, denen K. P. Linder einige charakteristische Phänomene der bündnerromanischen Morphosyntax unterzieht.

Es sei gleich vorweggenommen: das Buch stellt eine äußerst sorgfältige und gründliche Auseinandersetzung mit ausgewählten Problemen der Morphosyntax von Nomen und Pronomen im Bündnerromanischen dar. Der Autor, obschon Nichtromane, verfügt über eine in

jahrelanger Beschäftigung mit dem Gegenstand erworbene Vertrautheit mit dem Rätoromanischen, zudem über eine solide linguistische Ausbildung, die ihm erlaubt, sein Material auf dem Hintergrund der Erkenntnisse moderner Sprachwissenschaft zu interpretieren.

Peter Linder hat sich in erster Linie die Beschreibung des heutigen Bündnerromanischen zur Aufgabe gemacht; die Darstellung früherer Sprachstufen und die diachronische Nachzeichnung von Entwicklungen, die zum heutigen Sprachzustand geführt haben, nimmt jedoch einen nicht unbeträchtlichen Teil des Buches ein, und die Resultate, zu denen Linder auf diesem Gebiet gelangt, gehören mit zu den bleibenden Erträgen des vorliegenden Werkes. Ein umfangreiches Corpus älterer und moderner Texte bildet die Materialbasis.

In einem ersten Teil (p. 2 – 162) wird die *Morphosyntax des Personalpronomens,* unterteilt nach Subjektspronomen und Objektspronomen, dargestellt. Der 2. Teil (p. 163 – 269) behandelt Probleme im Zusammenhang mit der *Morphosyntax des nominalen Syntagmas,* so die Syntagmen mit *tuot* (resp. *tuotta,* p. 164 – 204), den Dativartikel (p. 205 – 232), die Steigerung gewisser Adjektive (p. 233 – 250) und die «Zweikasusflexion» (Anführungszeichen der Rezensentin; s. unten) von DEUS (p. 251 – 269).

Für das Formeninventar der Personalpronomina kann Linder auf die Arbeit von P. Ambros Widmer, *Das Personalpronomen im Bündnerromanischen in phonetischer und morphologischer Schau,* Bern 1959 (RH 67), verweisen. Damit entlastet er seine Darstellung beträchtlich, verzichtet jedoch andererseits darauf, dem mit dem Bündnerromanischen weniger vertrauten Leser einen Überblick über die Gesamtsituation zu geben. Linder untersucht erklärterweise (cf. p. XII) nur gewisse Aspekte, die das Bündnerromanische von andern romanischen Sprachen unterscheiden. In Bezug auf das Subjektspronomen interessieren ihn vor allem die Abweichungen von der generellen Regel, wonach das Subjektspronomen im Bündnerromanischen obligatorisch gesetzt wird.

Es ist nicht leicht, die Ergebnisse dieser äußerst detaillierten Untersuchungen zusammenzufassen, in denen sowohl Fragen der Geschichte einzelner Formen als auch solche des (älteren und modernen) Sprachgebrauchs (Setzung oder Nichtsetzung einer bestimmten Form) ausführlich diskutiert werden. Ich beschränke mich darauf, einige wichtige Resultate zusammenzufassen und gegebenenfalls auf Probleme aufmerksam zu machen, die noch weiterer Klärung bedürfen.

Die Darstellung der Sprachverhältnisse wird erheblich durch die bekannte Aufsplitterung des Bündnerromanischen in fünf Mundarten und entsprechend in fünf Schriftvarianten kompliziert. Es gehört mit zu den Verdiensten Linders, daß er dieser Situation stets Rechnung trägt, indem er die diatopischen Varianten gesondert abhandelt. Daraus ergibt sich notwendig oft eine gewisse Vereinzelung der Fakten. Die gesamtbündnerromanischen Erscheinungen sind eher selten. Zu ihnen gehört als wichtigste im Bereich des Pronominalsystems die Existenz einer genusindifferenten Kurzform für die 3. Person Plural in unbetonter Stellung: *a* (obereng.), *i* (untereng., surm., suts.), *ei* (surs.). Daneben haben alle Mundarten auch genusdifferenzierendes *els, ellas,* so daß das Bündnerromanische die Möglichkeiten des Französischen (Genusunterscheidung obligatorisch) und des Lombardischen (Genusunterscheidung nicht möglich) in frei wählbaren Varianten kombiniert (p. 14).

Eine Reihe von auffälligen Formen, deren Herkunft Linder überzeugend erklärt, betreffen dagegen jeweils nur einzelne Mundarten.

So das engad. *nussas, vussas* (ober- und unterengad.), das als Variante von *nus, vus* als unbetontes Subjektspronomen fungiert. Linder hält es mit Widmer für eine analogische Bildung nach der 3. Person, wobei er zusätzlich auf die ebenfalls genusdifferenzierenden Formen *nusotras, vusotras* verweist, die einem in der Romania weit verbreiteten Typus angehören (p. 19 und 20 s.).

Auch in weiteren Fällen, in denen Linder eigene Erklärungsvorschläge für umstrittene Formen vorbringt, kann man ihm ohne weiteres folgen. Das betrifft die surmeirische Imperfektform *ia cantav,* die unterengadinische Präsensendung (2. Ps. Pl.) *-aivat* (p. 56 – 58) und die

schamserischen Formen vom Typus *denin* ‹darf man› (p. 88 – 93), wo die Lösung jeweils in satzphonetischen Konstellationen gesucht wird, die mit dem Gebrauch der unbetonten Pronomina zusammenhängen.

Ähnlicher Natur sind die Überlegungen, die Linder zur Herkunft des indeklinablen *tuotta* (engad. *tuotta di* «den ganzen Tag», surs. *per tutta cass* «auf jeden Fall») anstellt. Während Ascoli, Meyer-Lübke u. a. in *tuotta* ein lateinisches Neutrum pluralis sehen wollten, weist Linder auf die im Altengadinischen häufigen Verbindungen von *tuot* mit dem Demonstrativum *aquaist, aquel* oder mit dem vokalisch anlautenden bestimmten Artikel hin, aus denen durch falsche Abtrennung die Form *tuotta* entstehen konnte (p. 179 – 185).

Als operabler Begriff erweist sich auch das, was Linder «Tonstellenrestriktion» nennt. Der Terminus besagt, daß «beim Hinzutreten von enklitischen Subjektspronomen zu einem finiten Verb bestimmte morphologische Verfahren angewendet werden, die verhindern, daß der Hauptton vor die zweitletzte Silbe der so entstandenen Form gelangt» (p. 48), also z. B. *ella chanta* – > *chant'la, i chantan* – > *chantna*. Die Tonstellenrestriktion, die natürlich mit den im Bündnerromanischen üblichen Wortakzentverhältnissen zusammenhängt, wirkt sich bei den Inversionsformen fast aller bündnerromanischen Mundarten aus, besonders evident in den Beispielen aus Zernez, die Linder p. 76 anführt.

Am Schluß des ausführlichen Teils, der sich mit Setzung resp. Weglassung der unbetonten Subjektspronomina befaßt, versucht Linder eine zusammenfassende Interpretation der dargestellten Verhältnisse zu geben (p. 94 – 106). Im Anschluß an eine These von Gerold Hilty (1968; cf. Linder p. 96), wonach die Praxis des Altfranzösischen (Setzung des Subjektspronomens in proklitischer, Weglassung in enklitischer Stellung) auf den Einfluß des Westfränkischen zurückzuführen wäre, postuliert Linder (wenn auch mit gewissen Reserven) eine analoge Situation für das Bündnerromanische.

Einmal mehr verdient hervorgehoben zu werden, daß der Autor sich nicht auf eine eingleisige Erklärung beschränkt, vielmehr die zu interpretierende Sprachsituation als Resultat verschiedener zusammenwirkender Faktoren sieht, sowohl sprachexterner (Einfluß anderer Sprachen, generell des Deutschen, inbezug auf das häufige Fehlen des proklitischen Subjektspronomens bei Bifrun des Lateinischen) als auch sprachinterner (häufige Homonymie von Normalform und Inversionsform, satzphonetische Konstellationen).

Eine Stütze seiner These, die Häufigkeit der Inversionsformen im Bündnerromanischen habe mit deutschem Einfluß zu tun, sieht Linder in der Tatsache, daß im dolomitenladinischen Gebiet diejenigen Mundarten, die in intensivem Kontakt mit dem Deutschen stehen, nämlich das Grödnerische und das Gadertalische, Verhältnisse aufweisen, die denen des Bündnerromanischen gleichen, während Fassa und Buchenstein, die nach dem italienischen Sprachgebiet orientiert sind, Inversion in viel geringerem Maße kennen (p. 94 – 95).

Wenn auch die letztgenannte Beobachtung einleuchtet, und wenn ganz generell festgehalten werden darf, daß die jahrhundertealte Symbiose des Rätoromanischen mit dem benachbarten Deutschen sehr viele Entwicklungen beeinflußt hat, die zwar im Romanischen angelegt waren, aber durch den Kontakt mit dem Deutschen sichtlich gefördert wurden – bei all dieser Zustimmung bleibt mir in Bezug auf die Gesamtkonzeption der Kapitel, die sich mit der Setzung bzw. Nichtsetzung der unbetonten Pronomen befassen, ein gewisses Unbehagen.

Es läßt sich kurz so formulieren: Der Leser wird im Unklaren gelassen darüber, ob Linder die beschriebenen Phänomene als dem Sprachsystem oder der Sprachnorm (im Sinne Coserius) angehörig betrachtet. Der Autor öffnet zwar auf der 1. Seite der Einleitung den Blick auf die Norm, artikuliert jedoch die Frage, ob Setzung resp. Nichtsetzung des unbetonten Pronomens in den Bereich der Norm oder in den des Systems gehören, nirgends. Ich würde meinen, daß das System des heutigen Bündnerromanischen sowohl Setzung als auch Nichtsetzung des unbetonten Subjektspronomens zuläßt. Die Norm, die sich aufgrund der tatsächlichen Realisierungen, die Sprecher und Schreibende des Bündnerromanischen aufgrund von situations-

bedingten oder stilistischen Entscheidungen verwirklicht haben, konstituiert, ließe sich wohl nur mit einem sehr viel umfangreicheren Korpus als dem hier ausgewerteten einigermaßen wirklichkeitsgetreu darstellen.

Die parallel zur Verarbeitung des hier besprochenen Werkes durchgeführte Lektüre eines neuen belletristischen Textes der Surselva (Leo Tuor, *Giacumbert Nau,* Octopus-Verlag, Chur 1988) hat eine gegenüber den Beispielen bei Linder ungleich viel höhere Frequenz der Auslassungen sowohl des proklitischen wie auch des enklitischen Subjektspronomens ergeben, wobei die stilistische Motiviertheit der Auslassungen unübersehbar ist.

Es scheint mir unzweifelhaft, daß es sich hier höchstens um ein Normphänomen, wenn nicht sogar nur um ein Stilphänomen (ein Phänomen der individuellen Norm; cf. Coseriu, *Sprache. Strukturen und Funktionen,* Tübingen 1979, p. 57 s.) handelt.

Bedenken gegenüber Linders Interpretation der heutigen Sprachverhältnisse muß ich auch im Bezug auf die «Zweikasusflexion» von DEUS im heutigen Bündnerromanischen (p. 251 – 269) anmelden. Wenn der Autor p. 251 behauptet, «daß dieses Substantiv tatsächlich noch heute eine funktionierende Kasusflexion besitzt, die zumindest in der Schriftsprache bis heute überdauert hat», so ist dieser Aussage mit aller Entschiedenheit zu widersprechen.

Von einem Bewußtsein für eine Opposition Nominativ/Obliquus im Bereich des Substantivs kann im heutigen Bündnerromanischen keine Rede mehr sein. Relikte dieser alten Opposition, wie etwa surs. *paster/pastur, segner/signur* etc. sind längst völlig lexikalisiert. Was nun die Resultate von lat. DEUS angeht, so zeigen die Beispiele, die Linder selbst anführt, mit aller Deutlichkeit, daß die ursprüngliche Zweikasusflexion (die sich vielleicht in Graubünden wirklich wie in Frankreich länger gehalten hat als anderswo) mindestens seit den Anfängen des bündnerromanischen Schrifttums ins Wanken geraten war. Wenn wir heute in Surselvischen (um nur die konservativste der bündnerromanischen Sprachvarianten zu berücksichtigen) die Ausdrücke *Dieus pertgiri* «behüte Gott», *il bien Diu* «der liebe Gott», *crer en Diu* «an Gott glauben» nebeneinander haben, so bedeutet das keineswegs, daß eine grammatikalisch-funktionale Opposition *Dieus* (Nom.) vs. *Diu* (Obliquus) noch heute bestehen würde; allein der Ausdruck *il bien Diu* «der liebe Gott», der sowohl in Subjektsfunktion wie auch in abhängigen Fällen erscheint, widerlegt eine solche Behauptung. Feste Formeln wie *Dieus pertgiri, Dieus paghi* etc. sind erstarrte Relikte früherer Sprachzustände, in denen das Substantiv *Dieus* keine freie grammatische Funktion mehr hat. Umgekehrt zeigen «Verstöße» gegen eine «korrekte» Verteilung der Formen (*Dieus* Nominativ, *Diu* Obliquus) wie im Lied *Udis il clom ella vallada (Juhé! Cudisch de canzuns per la giuventetgna romontscha,* Cuera 1961, p. 12): «*Ils libers Grischs adin' aunc teman mo Dieus en tschiel il Tutpussent*», daß eine solche Verteilung höchstens einer längst durch die sprachliche Wirklichkeit überholten Grammatikernorm angehören kann.

Im Verlauf seiner Untersuchungen greift Linder immer wieder auf Bifrun, den ersten rätoromanischen Bibelübersetzer, zurück. Daß er als Hauptvorlage Bifruns die Vulgata und nicht die Übersetzung des Erasmus annimmt, ist nach den Arbeiten Siegfried Heinimanns («Das altengadinische Vaterunser», *AnSR* 88, 1975, 53 – 61. «Bifrun, Erasmus und die vorreformatorische Predigtsprache im Engadin». In: *Mélanges offerts à C. Th. Gossen.* Berne-Liège 1976, p. 341 – 358) nicht mehr verständlich und entkräftet in vielen Fällen die mit der Vulgata angestellten Vergleiche.

Eine Reihe kleinerer Versehen oder Druckfehler erwähne ich im Hinblick auf eine allfällige weitere Auflage:

p. 11: RC 7, nicht RC 8.

p. 52: *vaia canto* «ich gesungen» zu korrigieren in «ich habe gesungen».

p. 59: die Bezeichnung «Konjunktiv Imperfekt» für die Form auf *-ass, -ess* ist vom heutigen Sprachzustand her nicht gerechtfertigt. Ich machte den gleichen Fehler in meinem *Manuel pratique de romanche,* Chur 1982; cf. demnächst die 2. Auflage.

p. 62: ganze Seite verdruckt.

p. 81: Sched und Veulden gehören nicht zum Heinzenberg! Ebenso wenig C 8, von Decurtins p. 169 zitiert.
p. 188: Es ist störend, daß die surselv. Form *mintgin* als Titel für unterengadinische Beispiele steht; es folgt *bler, nign* ...
p. 322: letzte Zeile zwei statt zweit.
p. 260: Halter, Diari S. 170: *carstgaun* statt *carstagaun*.

Die am Schluß formulierten Einwände, die zum Teil mit der Schwierigkeit zusammenhängen, daß das Bündnerromanische eine heterogene Obereinheit von im Einzelnen kaum kodifizierten Sprachvarianten darstellt, vermögen das durchaus positive Gesamturteil über das vorliegende Buch nicht zu beeinträchtigen. Die Rätoromanisten werden es als einen willkommenen, mit großer Umsicht erarbeiteten Beitrag zur Erforschung der bündnerromanischen Morphosyntax mit Dankbarkeit entgegennehmen.

Ricarda Liver

✱

KURT BALDINGER, *Etymologien. Untersuchungen zu FEW 21–23,* Band 1, Tübingen (Max Niemeyer) 1988. 607 p. (*Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie* 218).

In den Bänden 21, 22 und 23 des FEW hat von Wartburg Wörter unbekannter Herkunft publiziert. Mehrere Forscher haben sich seither mit diesen Wörtern beschäftigt, und Baldinger hat sie in mehreren Seminarübungen behandelt. In diesem Bande werden die Etymologien einiger der im Bande 21 des FEW aufgenommenen Wörter gedruckt, die Baldinger selbst oder seine Studenten oder andere Forscher gemacht haben; das in den Bänden 22 und 23 gespeicherte Material wird Baldinger später in ähnlicher Weise behandeln. Sämtliche Etymologien wurden nicht nur von Baldinger, sondern auch von seiner Mitarbeiterin Doris Diekmann-Sammet überprüft; natürlich wird aber der Urheber jeder Etymologie angegeben. Zu beachten ist allerdings, daß die meisten der in diesem Bande behandelten Wörter zu schon publizierten FEW-Artikeln gehören; neue etymologische Familien hat man selten gefunden. Abgeschlossen wird der Band durch ein Register der behandelten Formen und ein Register der Etyma.

Dieser Band ist eine notwendige Ergänzung zum FEW. Man liest ihn nicht durch, aber man wird häufig Anlaß haben, ihn zu konsultieren. Wir hoffen auf eine baldige Fortsetzung.

Bengt Löfstedt

✱

PETER CICHON, *Spracherziehung in der Diglossiesituation: Zum Sprachbewußtsein von Okzitanischlehrern,* Wien (Verband der wissenschaftlichen Gesellschaften Österreichs) 1988, V + 433 p. Typoskript (*Dissertationen der Universität Wien* 190).

Diese sprachsoziologische Arbeit bietet die Auswertung von 83 schriftlichen Antworten zu einem Fragebogen und von 29 längeren Gesprächen. Beide Stufen der Materialsammlung wurden auf fr. durchgeführt. 301 Lehrer, die in 62 Schulen Okz. unterrichten, machten bei dieser Umfrage mit. An diesen Lehranstalten wurden zum Zeitpunkt der Untersuchung im Ganzen 41 732 Schüler ausgebildet, aber nur 3136 davon nahmen an einem Kurs im Okz. teil, obwohl seit dem Gesetz Deixonne von 1951 der Okz.-Unterricht vorteilhafter sowohl in den Stunden- als auch in den Studienplan einbezogen werden kann.

Der Fragebogen wird p. 31–34 abgedruckt. Antworten werden auf p. 356–420 tabellarisch dargestellt und auf p. 39–58 kurz erläutert. Auf p. 58–272 bringt Cichon – mit vielen Zitaten, aber auch mit gewissen Längen – Ergänzungen aus den Tiefeninterviews. Schlußbetrachtungen, 328–337; Anmerkungen, 339–355; Bibl. 421–433. Die Arbeit ist von

Georg Kremnitz betreut worden, der 1983 mit *Français et créole: ce qu'en pensent les enseignants* die methodologische Vorarbeit geleistet hat.

Eigentlich überrascht nur ein Ergebnis der Umfrage: der Pessimismus dieser Lehrer. Der im Frühjahr 1968 erwachte Optimismus – nach der Wahl Mitterands noch verstärkt – ist in die fatalistische Einsicht umgeschlagen, daß nichts außerhalb des zentralistisch-unitären staatlichen fr. Kultursystems je werde gedeihen können. Die Lehrer sehen sich weder als Verbreiter eines supra-regionalen Standard-Okz. noch als Förderer eines panokzitanischen Nationalbewußtseins. Cichon sowohl als auch der eine oder andere Lehrer ziehen oft Vergleiche mit Katalonien; Hinweise auf die Situation in der Gegend von Valencia und Alacant wären in vieler Hinsicht auch angemessen gewesen.

Eine Beobachtung: Bei der Lektüre dieser Diss. hat mich die Unmenge von Fremdwörtern gestört («Subsumtion, Instrumentarien, disfunktional, suggerierend, additiv, Konsens, Lirung, Rigorismus, Oktroi, Profitabilität, Internalisierung, Positionierung, diagnostiziert, emotionalisierend, attentistisch, euphemisieren, Demarche, statarisch, intelligibel»). Ich empfinde dies aber als Kritik am Sprachgebrauch des Autors und nicht am Deutschen selbst. Wiese hingegen ein Text of Okz. (oder Friulanisch oder Galizisch) eine solche Masse von Neologismen auf, so würde der Leser sein Unbehagen vermutlich der Sprache selbst ankreiden. Auch ein Philologe kann in die Falle treten, von bestimmten Sprachen vornehmlich ästhetisch-sentimentale Gefühlserregungen zu erwarten. Ein Text aber, der von Fachausdrücken strotzt – für Leute vom Fach so leicht verständlich, daß sie oft den Schluß ziehen, sie beherrschten diese Minoritätensprache, ohne sie je gelernt zu haben – erinnert so sehr an die jargon-verseuchten westlichen Welt-Sprachen, daß wir den noch unverdorbenen Dialekt vor der Modernisierung bewahren möchten. Im Fremdsprachenunterricht ist es verständlich, daß Lesetexte, die auch landeskundlich oder literarisch von Interesse sind, vorgezogen werden; aber der Unterricht der Muttersprache muß alle Textsorten berücksichtigen; das heißt, die ganze Schulung sollte *in* der Muttersprache stattfinden. Da das Okz. aber Erstsprache einer ständig sinkenden Anzahl von Kindern ist, ähnelt deren Unterricht mehr und mehr dem einer Fremdsprache, einer Sprache, in der die Schüler keinen praktischen Wert erkennen können, da sie ja direkt erleben, daß alle «wichtigen» Schulfächer auf Fr. unterrichtet werden.

Curt Wittlin

✱

FABRE D'OLIVET, *La langue d'oc rétablie. Grammaire.* Edition, avec une introduction et des notes, par GEORG KREMNITZ, Wien (Braumüller) 1988, XCII + 183 p. (*Wiener romanistische Arbeiten* 14).

Antoni Fabre kam 1767 als Sohn eines protestantischen Seidenstrumpf-Fabrikanten in den Cevennen auf die Welt. Um sich auf die Übernahme des Familiengeschäftes vorzubereiten, schickte ihn sein Vater 1779 nach Paris. Die Revolution ruinierte das Geschäft und Fabre arbeitete ab 1799 für das Kriegsministerium. Schon 1787 schrieb er ein Gedicht auf Okz., und 1799 gab er seinen Roman *Azalaïs* als «aus dem Prov. übersetzt» heraus. Ähnlich wie MacPherson um 1760 die keltischen Gedichte des Ossian «entdeckt» hatte, gab Fabre 1803 zwei Bände okz. Troubadour-Lyrik als «Übersetzer» heraus. Eine religiöse Krise führte ihn dann zu Theosophie und Okkultismus. Er beschäftigte sich nun mit Weltgeschichte, Pythagoras, Musikologie, Magnetismus, Taubstummen usw., und war besonders stolz auf sein Buch *La langue hébraïque restituée* von 1815. Wohl um François Raynouard Konkurrenz zu machen, plante Fabre dann drei Bände: eine okz. Grammatik, ein Wörterbuch und eine Anthologie (Neubearbeitung des früheren Troubadour-Bandes). Nur das Vorwort ist 1817 als Prospekt gedruckt worden, in dem Fabre beschreibt, wie er sich auf der Wanderung durch sei-

ne alte Heimat auf dieselben Felsen setzte, auf denen schon Troubadours gesessen hatten, den Ursprung des Namens *Cévennes* erwog (Phönizisch *ceiph* und *haven,* [cf. Dt. *haben*]: ‹le Rocher des richesses›) und den Schluß zog, daß die fr. Grammatik («reçue de l'art, postérieurement et par imitation», p. 8) viel vom Okz. («qui doit ses formes grammaticales à la nature») lernen könnte. Sogar Bauern und Kinder («des deux sexes»!) beherrschen alle Regeln, selbst die des «accord du participe passé». Eine staatliche Subvention für das Werk wurde aber abgelehnt, und die drei Bände verschwanden nach dem Tod Fabres 1825, bis sie Léon Cellier in Hyères entdeckte und für seine 1953 Thèse d'Etat *Fabre d'Olivet* (Paris: Nizet) auswertete.

Kremnitz druckt nun hier den ersten Band ab, mit einem guten Vorwort (IX – XCII) und einigen «Notes de l'éditeur» (174 – 183). Er macht einige textkritische Bemerkungen zur Handschrift (z. B. p. 5: *n'est par* + + + /Fußnote: + + + *«par* doit être corrigé en *pas»*. – *«colines (sic)»*, aber neun Zeilen später «coline». – p. 7 *«leur[s] travaux»*. – *«on connait (sic)»*. – p. 13 *«droit ce conquête»)*. Dies ist gänzlich überflüssig. Es wäre vielmehr besser gewesen, die Endnoten als Fußnoten zu drucken und sie zu erweitern. Fabres *Grammaire* ist doch wohl als Beitrag zur okz. Grammatik belanglos und ist nur im Rahmen der Geschichte der Sprachwissenschaft von Wert. Kremnitz geht in seinen Anmerkungen vor allem den zitierten Quellen nach. Im Vorwort verweist er auf Fabres Beziehungen zu Autoren wie Court de Gébelin, Rochegude, Sismondi, abbé Millot, Raynouard, Caseneuve, Jehan und César de Nostredame usw., aber der Leser möchte in dieser Richtung noch viel mehr erfahren. Woher kommt z. B. Fabres graphische Unterscheidung zwischen *ch̀* und *ch* («Bacc̀hus – bachique» 52) und sein Gebrauch von *e, ö* und *û?* Fabres Ableitung von *patois* aus *plat-deutsch* (13) wird in einer Anmerkung p. 175 als «fantaisiste» abgetan; aber die sieben (!) bibliographischen Hinweise zur Etymologie von *patois* sind dem Leser hier wenig nützlich. Man möchte auch mehr über die Originalität von Fabres etymologisch-historischen Kettenbildungen, wie z. B. aufgrund der Wurzel OSK/ASK/ESK/USK mit «*Osc*itanie», «*Asqu*itania», «B*asqu*es» (oscare = euscare), «*Osqu*es», «Etr*usqu*es», «T*osqu*ans», «Thr*ask*es > Thraces», «Tud*esqu*es», «R*osk*ion > Roussillon», «Tar*asc*on», «*Osc*a > Auch», «Hu*esc*a» etc. (95, cf. Intr. LXI) erfahren. Was meint Fabre mit «L'article oscitanique *el* ou *lö* peint le geste du bras qui le déploie» (59, cf. 60, 64 und 108)? Woher stammt Fabres Terminologie für grammatikalische Kategorien wie z. B. «mouvement extractif & méditatif» (81)?

Die Identifizierung der p. 93 zitierten «glossographes» Bayer und Debrosses ist gewiß nützlich, aber noch wichtiger wäre ein Kapitel über Fabres Bedeutung für die Geschichte der etymologischen Methodik. Fabre redet von Etymologien auf «vier Stufen». TERRA > *terre,* CAELUM > *ciel* sind «étymologies du premier degré ..., des niaiseries» (92), während die dritte und vierte Stufe mit exotischen Wurzeln operieren, die auf Platonischen ewigen Prinzipien beruhen. Nach einem Hinweis auf Bayer, der *basin* von it. *bambagino* ableitet («étymologie du 1er degré») und es dann via Lat., Gr., Phönizisch und Indisch auf ein chinesisches Onomatopoion zurückführt, und auf Debrosses, der die Wortfamilien von *cap* («capio, capax, accepto, mancipo» usw.) aufarbeitet, schließt Fabre: «Il faudrait réunir la méthode employée dans les deux exemples cités et montrer en même temps le lieu de la racine (et) la progression de ses embranchements» (94 – Fabre sieht in der Geschichte der Wurzel CAP «le caractère d'un peuple avide ...»). Diese erneute Vermischung von Etymologie als Rückführung auf Ur-Wurzeln und Ableitungen innerhalb einer Sprachfamilie zeigt Fabres Rückschritt in der Wissenschaftsgeschichte, da ja schon das Mittelalter zwischen *derivatio* und *etymologia* unterschied. Ein besseres Verständnis der Gedankengänge Fabres ließe sich gewiß durch die Lektüre seiner hebräischen Grammatik finden, die von der «oskitanischen» Grammatik kaum zu trennen ist, wie schon die Adjektive *restituée* und *rétablie* in den Buchtiteln zeigen.

Es ist erfreulich, daß nun der erste Teil von Fabres Werk zum Okz. leicht zugänglich geworden ist. Kremnitz hätte sich mehr bewußt sein sollen, daß seine Ausgabe wohl weniger für Okzitanisten von Bedeutung ist als für Historiker der Sprachwissenschaft. Sie ist aber durchaus verdienstvoll und läßt auf weitere Arbeiten hoffen.

Curt Wittlin

GERALD BERNHARD, *Die volkstümlichen Pflanzennamen im Val d'Aran (Zentralpyrenäen)*, Wilhelmsfeld (Gottfried Egert Verlag) 1988, Typoskript, 175 p. (*Pro Lingua* 1).

Als Student hatte ich den Eindruck gewonnen, die guten alten Zeiten der Dialektforschung seien vorbei, als Romanisten wie Schädel[1], Krüger und Rohlfs in den Pyrenäen umherwanderten und Hirten und fromme Frauen nach altüberlieferten Wörtern ausfragten. Es hatte mich etwas neidisch gestimmt zu lesen, wie Bernhard im Jahre 1983 Gelegenheit hatte «einer Bauernfamilie in Arròs ... bei Ernte und Einbringung des zweiten Schnittes (aran. *rredáĩ*) zu helfen, wobei (er) mehrere wichtige Futterpflanzen sowie deren Eigenschaften kennenlernte» (19). Das Ergebnis ist dann auch ganz erfreulich gewesen und führte dazu, die Serie *Pro lingua* von Prof. Otto Winkelmann, selbst Erforscher der *Sprachvariation des Gaskognischen im Val d'Aran* (Habil. 1986, siehe Bibl. 141 – 144), der diese Diss. angeregt hatte, ins Leben zu rufen. J. Séguy hatte 1944 – 46 die volkstümlichen Pflanzennamen in den Zentralpyrenäen gesammelt, dabei aber das Aran-Tal auslassen müssen. In seinen Sprachaufnahmen zum *Atlas linguistique de la Gascogne* hat Séguy dann nur drei aranesische Ortschaften besucht. Darum sah es Bernhard als seine Aufgabe an, das ganze Tal gründlich zu erforschen.

Nach der Einführung über Geographie, Klima, Siedlungsgeschichte, Verwaltung, Arbeitsmethodik usw. (1 – 23) bietet B. im Hauptteil der Arbeit ein Glossar der aran. Namen für Pflanzen und Pflanzenteile (24 – 97). In zwei weiteren Kapiteln verwertet er diese Liste im Hinblick auf «Benennungsvariation» und «Polysemie», sowie etymologische Schichtung. In onomasiologischer Perspektive erfahren wir, daß Bäume, Kulturpflanzen und Pilze eine große Benennungskonstanz aufweisen (ersichtlich in den zwei Verzeichnissen p. 145 – 161 – 175, nach lat. und dt. Namen geordnet), in semasiologischer Hinsicht aber Polysemie vor allem Kräuter befällt (Verweise am Anfang jedes Eintrages im Glossar). So bezeichnet *džansána* sowohl den blauen als auch den gelben Enzian, was, wie Bernhard richtig bemerkt, «nur Resultat des Wissens über die botanische Verwandtschaft beider Pflanzen sein kann» (120). Dies wäre ein guter Ansatzpunkt gewesen zu einem Kapitel über volkstümliche Vorstellungen betreffs botanischer Systematik (Taxonomie)[2]. In seinem Schlußkapitel zeigt Bernhard, daß vorromanisches Sprachgut vor allem Sträucher und Schlinggewächse betrifft, Bäume vorwiegend lat. Namen tragen, Kräuter romanische Weiterbildungen aufweisen, und jüngeres Lehngut hauptsächlich Kultur- und Zierpflanzen betrifft, wobei der Einfluß des Fr. (Gemüsesamen, obwohl aus dem Langedoc importiert), von Katalonien (früher Kontakte zwischen Bauern und Hirten, jetzt als neue kulturelle und wirtschaftliche Makro-Region) und des Sp. (Handels-, Schul- und Prestigesprache) sichtbar wird. Das Glosssar, in dem das FEW benutzt wird, wurde vor der vollständigen Herausgabe aller Bände von Coromines' *Diccionari etimològic i complimentari de la llengua catalana* fertiggestellt. Einige Etymologien könnten jetzt ergänzt werden (z. B. zu *žurdùn*, ‹Himbeere›, siehe Bd. 4, 1984, p. 477 – 482, GERD).

Curt Wittlin

✱

Actes du Premier Congrès International de l'Association Internationale d'Etudes Occitanes, édités par PETER T. RICKETTS, London, (Westfield College) 1987, 572 p. (*Association Internationale d'Etudes Occitanes* 2)

Ce volume contient plus de quarante communications présentées à l'occasion du premier congrès de l'A. I. E. O., tenu à l'Université de Southampton du 4 au 11 août 1984; elles sont carac-

[1] Über dessen Exkursion von 1906 siehe jetzt Antoni Maria Alcover, *Diari de viatges (Dietari de l'excursió filològica)*, Palma de Mallorca (Editorial Moll) 1988.

[2] Es gibt meines Wissens noch keine Studie auf romanischem Gebiet, die folgender Arbeit zu einer Indianersprache Mexikos entspricht: B. Berlin, *Principles of Tzeltal Plant Classification*, New York – London 1974.

térisées par une grande diversité de thèmes qui s'étendent du Moyen Age à l'époque moderne.

Après une courte préface (p. 1 – 2) du président de l'A. I. E. O., Peter T. Ricketts, les Actes s'ouvrent sur cette interrogation: *Où en sont les études de la syntaxe de l'ancien occitan?* de Arne-Johan Henrichsen (p. 3 – 12), qui constate «qu'il n'existe pas un livre de référence satisfaisant pour la syntaxe de l'ancienne langue occitane» (p. 12). Robert Lafont, *Deux littératures d'oc successives? : questions de méthodologie* (p. 13 – 34) n'esquive pas la question du provincialisme ou non des lettres d'oc du passé et du concept unitaire de la langue. Pour l'auteur, il y a urgence à mettre le Moyen Age occitan «en connaissance différentielle interne, à en dialectiser l'image, et finalement à le pluraliser.» (p 31). John Marshall, *Une versification lyrique popularisante en ancien provençal* (p. 35 – 66) remet en cause certaines corrections apportées par les éditeurs de pièces occitanes, en particulier de textes anonymes, au nom du principe d'un isostrophisme strict; des flottements dans le compte des syllabes ont existé dans la relation du texte à la musique: la comparaison de certains contrafacta avec leurs modèles le montrant clairement. Elizabeth Aubrey, *Forme et formule dans les mélodies des troubadours* (p. 69 – 83) s'appuie sur l'exemple de quatre chansons de Jaufre Rudel: *Lai can li jorn son lonc e may* (262, 2), *No sap cantar qui 'l so no 'm di* (262,3), *Can lo rieu de la fontayna* (262, 5) et *Can lo rossinhol el fulhos* (262, 6). Pierrette Berengier, *La politique féminine de Frédéric Mistral* (p. 85 – 93) tente de définir la place de la femme dans la vie de Mistral et dans *Mirèio,* qui serait le «poème de l'émancipation féminine» (p. 85). Dominique Billy, *Lai et Descort: la théorie des genres comme volonté et comme représentation* (p. 95 – 117), accompagné d'une bibliographie. Philippe Blanchet, *Problèmes phonologiques en provençal moderne: alternance vocalique et nasalisation* (p. 119 – 125). Jean-Claude Bouvier, *La tradition orale occitane dans «Verd Paradis» de Max Rouquette* (p. 127 – 137), avec en annexe, un extrait de «Verd Paradis». Geneviève Brunel-Lobrichon, *Le chansonnier provençal conservé à Béziers* (p. 139 – 147), il s'agit d'une copie d'un chansonnier médiéval datant de la fin du XVIIe s. ou du début du XVIIIe s., acquise en 1983 par le CIDO de Béziers qui reproduirait, dans un ordre un peu différent et d'une manière abrégée, le manuscrit provençal I (Paris, Bibl. nat., fr. 854). William Calin, *Lecture de «La Grava sul camin» de Joan Bodon: technique narrative, phénoménologie et les structures du désir* (p. 149 – 156) analyse le premier roman de Joan Bodon, paru en 1956. Maria Grazia Capusso, *Le tre frecce d'amore nella canzone allegorica di Guiraut de Calanson «Celeis cui am de cor e de saber»* (p. 157 – 170) étudie le motif des trois flèches: d'acier, d'or et de plomb. Anna Cornagliotti, *Testi provenzali della Drôme del 1421* (p. 171 – 178), ce sont deux textes brefs (une lettre rédigée à Mirabel-aux-Baronnies ainsi que quelques lignes qui proviendraient de Romans. Peter V. Davies, *Le sentiment de la fatalité chez les premiers troubadours: les quatre traditions* (p. 179 – 204). Dafydd Evans, *Les noms d'oiseaux en oc: tradition et innovation* (p. 205 – 212). Giuliano Gasca Queirazza, *Exercices d'interprétation du texte d'un «sirventes» inédit* (p. 213 – 217), il s'agit de *«N'Arnauz de Brantalon e Guillems de Gap»,* une des 21 pièces contenues dans le fragment de chansonnier provençal, trouvé à Turin, qu'on peut attribuer à un copiste italien de la fin du XIIIe ou du commencement du XIVe siècle. Martin Gosman,*Cerveri de Gérone et la lettre du prêtre Jean: la réception d'un message* (p. 219 – 227) analyse *Lo vers de la terra de Preste Johan* (éd. K. Lewent). Gérard Gouiran, *Bertran de Born et le Comte Geoffroy de Bretagne* (p. 229 – 241). M. Roy Harris, *La localisation de la scripta du «Rituel cathare occitan» (Ms. Lyon, Bibl. Mun., PA 36)* (p. 243 – 250 et carte p. 242): la région occitane qui a le plus influencé la scripta du manuscrit de Lyon comprend l'Ariège et les pays avoisinants, le Sabartès, le pays de Sault, le Donnezan, le Capcir, le Fenouillèdes, le Razès. Ruth Harvey, *«Del trut dullurut N'Aiglina» dans «L'iverns vai e'l temps s'aizina» de Marcabru [PC 293, 31, v. 72]* (p. 251 – 267), en appendice, texte de Dejeanne avec corrections de Lewent et une traduction. Eileen Holt, *Bonaparte-Wyse en Provence: première visite, premières impressions* (p.269 – 274): arrivée de l'Irlandais William Charles Bonaparte-Wyse en Avignon (1859) et première rencontre avec Mistral à Mailla-

ne. Pierre Javanaud, *Y a-t-il un idiome limousin?* (p. 275 – 303) se fonde sur des enquêtes faites entre 1979 et 1981 principalement. Trevor O. Jones, *L'Occitanisme et l'Angleterre: le cas de Claude Duneton* (p. 305 – 310), auteur, entre autre de *Parler croquant,* Claude Duneton, né en 1935 en Corrèze, a trouvé son inspiration dans la langue et la société anglaises. René Jouveau, *Mistral et le Félibrige à travers les lettres de W. Bonaparte-Wyse à J. Roumanille* (p. 311 – 320). Dieter Kattenbusch, *Une micro-enquête sociolinguistique en Languedoc: le cas de Saint-Guilhem-Le-Désert (Hérault)* (p. 321 – 330). Georg Kremnitz, *Fabre d'Olivet reconsidéré* (p. 331 – 340), avec une bibliographie. Philippe Martel, *Dévoluy, ou les infortunes de l'action* (p. 341 – 358). Q. I. M. Mok, *La dérivation occitane est-elle encore productive?* (p. 359 – 366). Wulf Mueller, *Un cas de rayonnement extérieur de la civilisation citadine d'oc au Moyen Age* (p. 367 – 374), contribution d'ordre sociolinguistique et lexical sur la base de deux ouvrages juridiques, l'un grenoblois (la *Somme du Code)* et l'autre fribourgeois (le *Miroir de Souabe).* Ernest Nègre, *Toponymie du châtaignier en France* (p. 375 – 381) recense les très nombreux noms de lieux en occitan, en francoprovençal et en occitan. Linda M. Paterson, *La médecine en Occitanie avant 1250* (p. 383 – 399) cite en appendice ceux qui pratiquèrent, enseignèrent, étudièrent ou écrivirent sur la médecine avant 1250, les ouvrages médicaux écrits par des auteurs actifs en Occitanie et les traductions d'ouvrages médicaux ainsi qu'une bibliographie. Wendy Pfeffer, *«Ben conosc e sai que merces vol so que razos dechai»: l'emploi du proverbe chez Folquet de Marselha* (p. 401 – 408) propose une analyse de quelques chansons du troubadour, non pour identifier les proverbes et sentences, mais pour mettre en valeur la technique littéraire de Folquet de Marselha. Vincent Pollina, *«Canso» mélodique et «canso» métrique: «Era 'm cosselhatz, senhor» de Bernart de Ventadorn* (p. 409 – 422): témoignage des versions mélodiques multiples. Angelica Rieger, *Un «sirventes» féminin – la «trobairitz» Gormonda de Monpeslier* (p. 423 – 455), il s'agit de «Geu m'es a durar» [PC 177, 1], accompagné d'une traduction. Barbara Ronnewinkel, *La chanson contemporaine en Provence* (p.457 – 467), avec une importante bibliographie. Aimo Sakari, *Frédéric Mistral et les pays du Nord* (p. 469 – 477) rapporte les péripéties de l'attribution du Prix Nobel et cite les érudits danois, suédois et finlandais en contact avec l'auteur de *Mirèio.* Arié Serper, *Ancien occitan «son par», «sa par», «ses par»* (p. 479 – 483). Margaret Switten, *Marie de Montpellier: la femme et le pouvoir en Occitanie au douzième siècle* (p. 487 – 491) retrace le destin de Marie, fille de Guillaume VIII de Montpellier et d'Eudoxie Comnène (1181 ou 1182 – 1213). Antoine Tavera, *«Ardimen»: un topos négligé* (p. 493 – 512), le nombre d'occurrences d'*ardimen* approche la centaine, c'est un topos de sens si malléable et fluctuant qu'il n'apparaît guère moins riche de sens que le mystérieux *joy.* Claire Torreilles, *Les trois éditions du dictionnaire languedocien de l'abbé de Sauvages* (p. 513 – 527), l'auteur étudie les versions de 1756, 1785 et 1820 d'un instrument de travail important pour les écrivains de la renaissance qui y font souvent référence. W. C. M. Wuestefeld, *Las Merevilhas de la terra de Ybernia: une traduction occitane et son modèle* (p. 529 – 537), le modèle est une description latine de l'Irlande intitulée *Libellus de descriptione Hiberniae;* le texte occitan fut composé après 1324, probablement vers 1330 et révèle les caractéristiques de la langue rouergate. Une table ronde porte sur le sujet suivant: «Traitement, analyse et cartographie automatiques de l'espace linguistique occitan» et deux interventions, celle de Jean-Philippe Dalbera, *Hiérarchie des traits différentiels et évaluation des distances dans un espace dialectal* (p. 541 – 549) et celle de Dennis Philps, *La relation entre distance linguistique et distance spatiale dans l'«Atlas linguistique de la Gasgogne»* (p. 551 – 569), avec graphiques et cartes, extraits de la thèse de doctorat d'Etat de D. Philps, intitulée *Atlas dialectométrique des Pyrénées centrales* (Univ. de Toulouse II).

Marie-Claire Gérard-Zai

✱

JOSEPH LINSKILL, *Les épîtres de Guiraut Riquier, troubadour du XIIIe siècle,* Liège *(Association Internationale d'Etudes occitanes,* 1), 1985, 363 p.

On sait que l'œuvre de Guiraut Riquier, le «dernier troubadour», comporte deux volets: un ensemble de chansons, conservées dans les chansonniers C et R (BN fonds fr., respectivement 856 et 22543), copiés en Languedoc au début du 14e siècle, et quinze épîtres en vers, données par R seul. L'édition la plus récente des chansons est due à U. Mölk (Heidelberg, 1962); Linskill procure ici la première édition moderne des épîtres (après celle de S. Pfaff dans Mahn, *Die Werke der Troubadours,* 1853).

Conforme à la tradition du genre, le livre fournit, pour chacun de ces quinze textes: si possible, date et lieu de composition; texte du manuscrit, justification des corrections éventuelles et autres notes textuelles, références au manuscrit, à Mahn et au répertoire de I. Frank, des notes «critiques et explicatives» (portant sur la langue, la structure rhétorique et l'histoire), enfin traduction en français. Suivent un index général des noms propres, un relevé des traits grammaticaux discutés, et un glossaire (beaucoup trop bref) dont on voit mal quel principe de choix y préside.

Les textes, dont la versification ne pose pas de problème, sont écrits en distiques d'hexasyllabes (à l'exeption des nos. 1 et 2, en octosyllabes). De dimensions inégales, ils ont entre une centaine et cinq cents vers; mais en cela encore, deux font exception: le no. 11 (dont les 863 vers furent l'objet d'une édition critique par V. Bertolucci-Pizzorusso dans les *Studi mediolatini e volgari,* 14, 1966), *Supplicatio* adressée en 1274 au roi Alphonse X de Castille pour protester contre la confusion couramment faite alors entre troubadours et jongleurs, constitue (avec la *Declaratio* attribuée au roi, qui lui répond) un document d'histoire sociale dont Anglade déjà signalait l'importance; – et le no. 13 (950 vers), fruit d'un concours instauré en 1280 par le comte Henri de Rodez entre quatre troubadours mis au défi de composer un poème commentant la chanson allégorique de Guiraut de Calanson *A lieys qu'eu am de cor e de saber.* (Pillet-Carstens, 243, 2).

Par leur argument, ces épîtres sont assez hétérogènes; le ton général en est didactique et moral. La véritable unité (à laquelle cette édition rend justice) réside dans leur structuration, évidemment inspirée par la rhétorique des *Artes dictandi.*

Paul Zumthor

Studi Francesi 97, 1989, 121 p.

La «Rassegna Bibliografica» che conclude tradizionalmente i vari fascicoli degli *Studi Francesi* offre da anni un prezioso e puntuale servizio agli studiosi. In particolare, le sezioni dedicate ai «Secoli Medievali» e al «Quattrocento» si sono sempre segnalate per l'acribia della redazione e la ricchezza dell'informazione. Non se ne avranno dunque a male i nostri Colleghi torinesi, se siamo costretti a segnalare una spiacevole eccezione alla regola, nel primo fascicolo dell'anno 1989 (p. 121s.), ma la scheda in questione è davvero singolare e rivela lo stato di abbandono in cui versano ai nostri giorni (e ovviamente non solo in Italia) gli studi di Filologia Romanza.

Nel recensire la ristampa fotomeccanica della gloriosa *G. Raynauds Bibliographie des altfranzösischen Liedes* di Hans Spanke, apparsa a Leiden nel 1980, l'autrice non si avvede che l'opera risale al 1955 (ma l'autore era scomparso già nel 1944) e che la sua pubblicazione si deve alle cure di H. Husmann e di A. Bahat. Traducendo le righe iniziali della Prefazione, la signora Frola tiene ad informarci che «della lirica antico romanza [sic, dal tedesco «altromanisch»] esistono due bibliografie» ... che sarebbero poi quella relativa ai manoscritti trobado-

rici di Pillet e Carstens e quella dei manoscritti dei trovieri di Gustave Raynaud. Ovviamente, ciò riguarda l'epoca in cui scriveva Husmann (1955), ma nessuno sembra aver avvertito l'autrice dell'esistenza della *Bibliography of Old French Lyrics* di Robert White Linker, University of Mississipi, 1979 o della *Bibliographie des poètes provençaux des XIVe et XVe siècles,* a cura di François Zufferey, Genève 1981, per non citare che due opere da tempo utilizzate dagli specialisti.

Luciano Rossi

✱

Actes du XVIIIe Congrès International de Linguistique et de Philologie Romanes, vol. VI, éd. p. DIETER KREMER, Tübingen (Max Niemeyer) 1988, 548 p.

Le sixième volume des *Actes contient les travaux des sections IX (Critique textuelle et éditions de textes),* X *(Genres littéraires),* XI *(Littératures médiévales)* et XII *Nouvelles tendances de l'analyse littéraire et stylistique)* du Congrès organisé à Trèves en 1986.

SECTION IX. – Sous la direction de Willem Noomen la section IX s'est penchée sur la situation actuelle de la philologie, et les participants se sont interrogés sur l'avenir de cette discipline réputée conservatrice. Notamment la Table Ronde a posé des problèmes plus généraux, à savoir l'apport de la linguistique (R. Lorenzo, *Ecdótica e lingüística,* p. 10 ss.) et l'utilité de l'ordinateur (A. Dees, *Ecdotique et informatique,* p. 18 ss) pour la philologie. Les réflexions d'A. Dees rejoignent celles de B. Cerquiglini qui, dans une étude parue depuis *(Eloge de la variante,* Paris 1989), pense que l'«écrit électronique, par sa mobilité, reproduit l'œuvre médiévale dans sa variance même» (p. 116); dans une seconde communication (p. 62 ss.) A. Dees applique ses idées aux problèmes que pose la tradition manuscrite du *Cligès* de Chrétien. Les contributions d'A. Dees sont une déclaration de guerre à une démarche fondée sur la recherche des *fautes et innovations communes* pour classer les manuscrits d'une œuvre; sa prise de position n'a pas manqué de susciter des controverses assez vives (p. 73 – 75). Comme les remarques d'A. Dees sur *Cligès,* les autres communications portent sur des sujets précis: les *vidas,* les chansonniers provençaux, Blondel de Nesle, les textes galiciens et portugais. Signalons que Rosa Gómez Casan *(Problemas relativos a la edicíon de un texto con probable transmisión oral intermedia,* p. 28 ss.) pose un problème rarement étudié; celui des traces (des erreurs) que laisse la transmission orale, et plus précisément la dictée dans un texte.

SECTION X. – Dès les premiers mots de son exposé liminaire, le président Pierre Bec rappelle que le concept de *genre* est d'une particulière ambiguïté et peut représenter un «fourre-tout commode» (p. 119). Faut-il partir des désignations des écrits théoriques de l'époque et de celles qui se trouvent dans les textes médiévaux ou faut-il plutôt rechercher les traits communs qui apparentent un certain nombre d'œuvres? La première démarche est défendue par G. Gonfroy *(Les genres lyriques occitans et les traités de poétique: de la classification médiévale à la typologie moderne),* pour qui les genres évoluent au fil des siècles; la démarche sémasiologique de D. Billy s'y rattache dans la mesure où elle part des dénominations médiévales pour comprendre l'évolution du lai (p. 168 – 75). De l'autre côté, F. Nies plaide pour une »histoire structurelle des genres et des ensembles de genres» (p. 159). Mais trouver les traits pertinents permettant de définir un genre pose, notamment pour l'époque médiévale, des problèmes que reflètent les autres communications: K. Ringger (p. 136 ss.) se demande – le titre est suivi d'un point d'interrogation comme celui de K. Klooke *(L'autobiographie, un genre autonome?)!* – si bestiaires et lapidaires peuvent être considérés comme un genre littéraire; J. Leeker (p. 176 ss.) constate que la chronique locale fabuleuse emprunte des traits à la fois à la chanson de geste, au roman et à la mythologie; Cleofé Tato García (p. 190 ss.) relève les définitions en partie contradictoires en ce qui concerne les *cantigas de ultramar,* un problème que posent différents «genres» médiévaux comme, par exemple, le *dit* au XIVe

siècle en France. – Les différents exposés, qui embrassent aussi bien le moyen âge que l'époque moderne, sont situés les uns par rapport aux autres dans l'essai de synthèse de Pierre Bec (p. 262 – 65); il en arrive à la constatation que les *micro-structures* concernaient le moyen âge, les *macro-structures* et les exposés théoriques (roman, épopée, théâtre, etc.) par contre la littérature post-médiévale. Y verra-t-on une opposition née au hasard des communications ou une distinction féconde offrant matière à réflexion?

SECTION XI. – La dispersion des travaux est ici très prononcée, et pas seulement à cause du nombre élevé des contributions. Ainsi que le remarque la présidente Madeleine Tyssens les «échanges» entre textes peuvent être thématiques, lexicaux, formels, ils peuvent s'opérer selon des modalités diverses (p. 270); les travaux oscillent entre une traditionnelle recherche sur les sources et des analyses exploitant la notion plus récente d'intertextualité. Un nombre important des contributions (G. Tavani, M.-L. Meneghetti, N. Messina, A. Tavera, J. Gómez-Monero) envisage des rapports entre textes appartenant à des aires linguistiques différentes (italien, français, occitan, espagnol, etc.), et G. Eckard (*Le Graal discriminant,* p. 395 ss.), se plaçant dans le sillage de G. Dumézil et J. Grisward, mobilise jusqu'au folklore indo-européen. Dans la discussion qui suit, Madeleine Tyssens se demande si ce type de recherches ne «procède [pas] un peu trop souvent par glissement de proche en proche» (p. 403); elle évoque ainsi le problème fondamental d'une réflexion sur les démarches adoptées, problème que pose de façon aigüe le long article d'A. Tavera qui lui-même parle de «l'embrouillamini (!) des quelques collations que j'ai eu le loisir de faire» (p. 333). L'aspect théorique reste marginal dans les travaux de la section, et deux contributions méritent avant tout d'être relevées dans cette perspective: P. F. Dembowski, *Continuation ou restauration? La littérature française du Bas Moyen Age: le cas de «Galïen»* (p. 437 ss.) et H. Lange, *Symbolisme, exégèse, littérature profane: intertextualité et intratextualité dans le «Conte du Graal» de Chrétien de Troyes* (p. 289 ss.). Même si le terme de «restauration» peut paraître malheureux, P. F. Dembowski a le mérite de mettre en question le modèle biologique traditionnel (naissance/floraison/décadence) qui a influencé de manière négative les jugements sur la littérature de «l'automne du moyen âge» (J. Huizinga). – Mme Lange rappelle au préalable les différentes réalités que recouvre la notion d'intertextualité; puis, par une analyse dont la rigueur a été relevée à juste titre (p. 306), elle rattache la parabole du Semeur (proloque du *Conte)* à différents épisodes-clés de la pérégrination de Perceval, dans lesquels on relève les traces de la figurativité du «métatexte biblique qui engendre un des sens profonds de l'œuvre» (p. 302).

SECTION XII. – Dans des travaux qui sont censés présenter les «innovations méthodologiques» (p. 461) des dernières années on pourrait s'attendre à trouver des réflexions théoriques plus poussées que dans les autres sections. Si tel est l'horizon d'attente, le lecteur risque d'être déçu; à l'exception de la contribution de J.-J. Vicensini *(Pour un statut structural du motif,* p. 538 ss.), il s'agit presque exclusivement d'*appliquer* à des cas particuliers différentes démarches (narratologique, ethnologique, psychanalytique, etc.). Ainsi, l'exemple de Philippe de Mézières permet à J. Blanchard *(Politique des point de vue et stratégies discursives,* p. 491 ss.) d'illustrer un phénomène qui prend de l'ampleur avec la seconde moitié du XIVe siècle, celui de l'engagement politique de l'écrivain; M. Bonafin *(Le ambiguità di «Audigier»,* p. 501 ss.) a recours à la psychanalyse freudienne et à l'ethnologie comparée pour expliquer les éléments scatologiques du fabliau; I. Oancea *(Convergences stylistiques romanes,* p. 520 ss.) se penche sur les liens entre la rhétorique et l'opposition savant *vs* populaire dans la Romania; J.-P. Privat *(La sottie: jeu sans je,tu comme enjeu,* p. 527 ss.) plaide pour une lecture à plusieurs niveaux (folklorique, juridique, politique) du théâtre médiéval. – Pendant la Table Ronde le débat se situe à un niveau plus général: le président C. Segre *(Perspectives des voix et perspectives de la vision dans les recherches sur le roman médiéval,* p. 462 ss.) rappelle ce qu'ont apporté les travaux de Propp, Bakhtine, Jakobson, Lévi-Strauss et Greimas pour les études

médiévales; Valeria Bertolucci Pizzorusso *(Présence des instances du locuteur et de l'énonciateur dans les textes médiévaux,* p. 470 ss.) signale les problèmes variés que pose la situation d'énonciation dans les récits médiévaux, souvent caractérisés par l'interférence d'un discours lyrique et d'un discours narratif (*Guillaume de Dole, Flamenca*); D. Maddox (*Vers un modèle de la communauté textuelle au Moyen-Age: les rapports entre auteur et texte, entre texte et lecteur,* p. 480 ss.) se penche sur les problèmes, essentiels à l'époque médiévale, que pose le parcours de la communication: réécriture, mouvance du texte, décalage culturel et réception en sont les aspects les plus importants.

L'impression qui domine à la lecture du volume est celle d'une (trop?) grande variété, et on se demandera parfois pourquoi une communication se trouve dans une section plutôt que dans une autre. Ce foisonnement est à l'image de la diversité et aussi de l'inégalité des recherches actuelles; grâce aux riches bibiliographies qui suivent les articles, l'ouvrage constitue une mise au point permettant une première orientation dans différents domaines.

Jean-Claude Mühlethaler

✱

Distributions spatiales et temporelles; Constellations des Manuscrits. Etudes de variation linguistique offertes à A. Dees à l'occacion de son 60e anniversaire. Ed. par P. van Reenen et Karin van Reenen-Stein. Amsterdam/Philadelphia (J. Benjamins) 1988. 277 p.

Présentée sous deus titres collectifs après la tabula gratulatoria et la liste des publications du jubilaire, les contributions offertes à M. Dees représentent la linguistique historique et générale et la philologie médiévale, deux domaines de recherche où l'influence du maître a été le plus important.

La partie intitulée *Distributions spatiales et temporelles* commence par «Temps apparent et temps réel» par *B. Al.* L'auteur examine, sur la base du corpus d'Orléans mise sur cassette en 1969/1970, la thèse de E. Brunet (1981) selon laquelle le mot fr. s'allonge depuis 1789. Les informants du corpus d'Orléans sont regroupés d'après leur âge. La maturité linguistique étant atteinte dès l'âge de 18 ans, les témoins qui avaient 19 ans en 1970 représentent la langue de 1970, et ceux qui avaient 88 ans en 1970 (et qui avaient 19 ans en 1901) celle de 1901, de même pour les groupes intermédiaires. Superficiellement, l'hypothèse de l'isomorphie entre temps apparent et temps réel semble pouvoir être maintenue, mais l'auteur révèle de grandes divergences entre les données diachroniques et les données synchroniques et conclut en disant que les données diachroniques demeurent indispensables pour toute recherche sérieuse concernant les véritables changements linguistiques.

«The numerical classification of languages, and dialect maps for the past» par *M. Benskin* établit et discute des cartes dialectales illustrant plusieurs langues/dialectes non-romans.

Dans «Prose rimée et ordre des mots dans un fragment des ‹Quatre Livres des Rois›», *R. de Dardel* continue et développe son travail publié dans TLGand 14 – 15, 83 – 93. Il ajoute plusieurs amendements à sa première analyse, dont l'observation que les Quatre Livres des Rois comportent non seulement de la prose rimée, mais aussi de la prose assonancée.

«Computer-Assisted Study of Syntacical Change, the Shift in the Use of the Participle in Biblical and Post-Biblical Hebrew Texts» par *Janet Dyk et E. Talstra* prépare un programme d'ordinateur pour ce champ d'études.

«Analyse diatopique, diachronique et diatextuelle d'un trait scripturaire normand (*ALIORE + S latin > *aillours,* etc.)» par *H. Goebl* comporte une importante discussion sur la dialecticité orale et la dialecticité scripturaire durant le moyen âge. Il constate entre autres que les textes médiévaux ont été rédigés sous l'impulsion d'un substrat dialectal générateur (plan de l'oral) et d'une normativité scripturaire plus ou moins dialectale (plan de l'écrit).

Pour sa recherche l'auteur réunit en synthèse globalisante un secteur aussi large que possible de la production scripturaire de la Normandie médiévale, documentation qu'il soumet à une recherche tridimensionelle (diatopique, diachronique et diatextuelle). L'étude montre que l'influence du substrat dialectal générateur diminue avec le temps et que les scribes acceptent de plus en plus facilement des influences non-régionales (centrales). En plus, il y a une coïncidence stable entre la scripta médiévale et le dialecte moderne sur le plan de la considération synthétique. Enfin la recherche tridimensionnelle qui permet de voir la valeur aussi bien des pièces originales que des pièces de seconde (etc.) main, montre que les documents de seconde (etc.) main sont d'une grande importance pour l'évolution scripturaire.

«Les modèles spatiaux et temporels dans la dialectologie. Comment séparer les tendances régionales et générales des fluctuations systématiques au niveau local» par *A. Goeman* étudie la chute du t final en hollandais.

Dans leur article «Corrélations et groupements dans l'Atlas des formes et constructions des chartes françaises du XIIIe siècle», *O. Huber et Karin van Reenen-Stein* examinent l'interdépendance des régions retenues dans l'Atlas (1980) de M. Dees. Ils constatent que la Wallonie se différencie le plus de son entourage; qu'il y a une frontière bien nette entre l'Ouest et l'Est; que l'Indre-et-Loire se distingue des autres groupements de l'Ouest.

«L'anglo-normand du XIIIe siècle», par *Thera de Jong,* accorde à l'anglo-normand le statut de dialecte: «il est autre qu'un mélange arbitraire de dialectes continentaux, bien qu'il soit influencé par les dialectes continentaux.» Elle ajoute que l'anglo-normand n'a pas été influencé par le francien; tout au contraire, si l'anglo-normand subit l'influence des dialectes continentaux au XIIIe s., il semble surtout s'agir des dial. continentaux de l'ancien empire des Plantagenêt, les traits relevés dans les chartres anglo-normandes étant le plus souvent localisables dans différentes régions de la Normandie et en Maine-et-Loire.

«Le Dit du Cerf amoureux et le problème de son attribution» par *Mei Hwa Khoe* attribue le Dit (provisoirement) à Baudouin de Condé plutôt qu'à son fils Jean. L'auteur arrive à ce résultat après plusieurs études statistiques qui comparent le vocabulaire du Dit à ceux de Baudouin et Jean.

Dans «Stylistic Boundaries and Linguistic Boundaries in Breughel and Vondel», *A. van Leuvensteijn* compare B. et V., deux poètes néerlandais du début du XVIIe s., V. (qui annonce la Renaissance) étant le cadet de B. (représentant la tradition des *rederijkers)* de 14 ans. Le vers de B. correspond bien à la structure syntaxique de l'énoncé, alors que V. a des enjambements.

L'article «Variation in Lexical Frequency» par *W. Martin* montre que le vocabulaire de base est d'une fréquence plus grande que le vocabulaire plus compliqué (plan sémantique: le nom général d'un animal – *cat* – plus fréquent que le nom d'un type particulier de cet animal – *kitten* –; plan mophologique: le mot de base, nom ou verbe – *lion, cheat* – plus fréquent que son dérivé – *lioness, cheater* –).

«Les normes subjectives du francais et les français régionaux: la longueur vocalique depuis le 16e siècle» par *Y.-C. Morin et Louise Dagenais* démontre que les usages régionaux diffèrent entre eux et que c'est probablement cette différence qui explique la disparition de la longueur phonologique dans la norme officielle. L'évolution de la norme officielle s'oppose cependant à celle des dialectes d'oïl qui, à l'exception du picard, ont régulièrement conservé des oppositions de longueur.

Dans son article «Les variations des graphies *o/ou* et *en/an* en ancien français», *P. van Reenen* examine dans quelle mesure la proportion entre la variation externe (d'un texte à l'autre) et la variation interne (à l'intérieur d'un texte) peut contribuer à déterminer les propriétés linguistiques des dialectes du moyen âge. Constatant une différence importante entre la variation *o/ou* et la variation *en/an,* il admet que pour *o/ou* il s'agit d'un son en train d'évoluer de [o] en [u], développement très lent qui a dû comporter un moment où le scribe

hésitait entre les deux notations. Le problème de *en/an* est différent: il n'est pas question d'un changement général concernant le lexique entier. Les deux graphies peuvent bien représenter deux prononciations différentes; et les scribes peuvent utiliser les deux sans les confondre. – Une contribution fort utile qui ne permettra pas de négliger le rôle de la normativité scripturaire ni celui des influences non-régionales (cf. *Goebl, Jong,* ci-dessus).

«Quelques mots régionaux dans le poème de la Vie de Saint Silvestre et de l'Invention de la sainte Croix» par *Gilles Roques* représente la meilleure érudition philologique dans le sens traditionnel. La langue du *scribe* du poème bipartite offre, d'après les analyses d'A. Dees, les plus grandes affinités avec celle de Loches en Indre-et-Loire. L'ordinateur étant incapable d'en situer l'*auteur* géographiquement, G. R. attaque le problème d'une manière traditionnelle, par une analyse du vocabulaire, notamment par l'examen de certains termes régionaux *(desloi, engrejer, grejer, entretenant, fesnier,* la *sordeor, sormise*[1]) d'après la méthode développée à l'occasion de sa thèse. Il conclut que la localisation proposée pour le poème dans l'Atlas 1987 de Dees semble pouvoir s'accorder avec ce que l'on peut déduire du vocabulaire. Il incite les philologues à dialoguer avec l'entreprise d'Amsterdam en constatant la validité des résultats de M. Dees.

«Paralléles phonétiques des deux côtés de la frontière linguistique franco-néerlandaise: la diphtongaison de [ϵ] entravé» par *W. van Hoecke* examine l'interférence linguistique entre deux langues qui se trouvent dans une situation de contiguïté spatiale.

La partie intitulée *Constellations des mss.* commence par deux contributions non-romanes: «The Filiation of Manuscripts of Der naturen bloeme» par *Maaike Hogenhout-Mulder* et ‹Als in den olden wylkoren gescreuen staet›: La filiation des textes juridiques en vieux frison traduits en bas saxon de Groningue» par *H. D. Meijering* et *M. C. H. Dekker.*

Dans «On the tradition of the fourth book of Poggio Braccioloni's ‹De varietate Fortunae›», *Outi Merisalo* esquisse un stemma préalable du texte latin sur la base de 25 mss. et annonce la publication d'un arbre complet qu'elle prépare encore. Elle fait bien d'éliminer les erreurs purement graphiques: «only those variants which might have caused a change in meaning and possibly induced a copyist to emending his text and thus creating a new variant were retained».

«La constellation de Narcisse» par *Lene Schøsler* présente en détail la méthode rigoureuse développée par A. Dees. Elle commence par le relevé des traits distinctifs (oppositions graphiques d'ordre dialectal – sont écartés les traits purement graphiques; oppositions morphologiques; et oppositions lexicales), et poursuit en établissant une structure sous-jacente, non-orientée sur la base d'une analyse de ces niveaux; enfin elle trouve l'orientation pour la constellation préférée. Pour finir elle discute les études antérieures et constate que les résultats obtenus par celle de Thiry-Stassin et Tyssens 1976 »sont fort acceptables»; c'est à dire que, ici encore, les résultats obtenus par la méthode de Dees s'avèrent valides (cf. Roques ci-dessus).

K.-H. Uthemann, «Ordinateur et Stemmatologie. Une constellation contaminée dans une tradition grecque» conclut le recueil.

Nous félicitons M. Dees et les auteurs de ces Mélanges.

Leena Löfstedt

*

[1] Comme *sormise* a été incorporé dans Law French, on devrait le trouver en anglo-normand.

ANTHONIJ DEES, *Atlas des formes linguistiques des textes littéraires de l'ancien français*, avec le concours de M. Dekker, O. Huber et K. van Reenen-Stein, Tübingen 1987 XXXI + 684 p., (Beih. *ZRPh.* 212).

In Verbindung mit dem 1980 veröffentlichten *Atlas des formes et des constructions des chartes françaises du 13e siècle*[1] liegt nun ein komplettes Werk zur Schriftsprache des 13. Jahrhunderts vor dem Betrachter. Während im ersten Band des Sprachatlanten Urkundentexte aus den verschiedenen Regionen des Bereichs der *langue d'oïl* ausgewertet und hinsichtlich dialektaler Merkmale in Form von 282 Sprachkarten präsentiert werden[2], erfolgt im vorliegenden Band eine Präsentation literarischer Texte des gleichen Zeitraums, die in ihren sprachlichen Eigentümlichkeiten zu den Erscheinungen in den Urkundentexten in Beziehung gesetzt werden.

Aufbau und Matrialpräsentation sind in beiden Bänden parallel angelegt. Auf eine etwas ausführlichere Einleitung als es im ersten Band der Fall war (p. VII-XXXI), folgen der Kartenteil, der 517 Karten umfaßt (p. 1 – 517), eine Liste der ausgewerteten Texte, geordnet entsprechend ihrer sprachlich festmachbaren Provenienz (p. 519 – 33), das Inventar der vorgefundenen und in den Karten ausgewerteten Formen (p. 535 – 681) sowie ein Index der modernfranzösischen Entsprechungen dieser Formen (p. 683/84).

Sieht man einmal von der Problematik einer Karbographierung schriftsprachlicher Erzeugnisse und ihrer Merkmale ab, so gibt uns Verf. ein durchaus brauchbares Arbeitsinstrument zur historischen Dialektologie an die Hand. Was uns vor Augen geführt wird, sind Schreib-Usancen, an denen sich regionale Präferenzen ablesen lassen, die durchaus für die Lokalisierung bislang noch nicht festlegbarer literarischer Texte hilfreich sein können. Ein Beweis für diese Möglichkeit: die bislang mehr oder weniger impressionistisch oder über sprachexterne Kriterien geleistete Lokalisierung zahlreicher Texte findet durch die von Verf. angewandte Methode ihre sprachinterne Bestätigung.

In der Einleitung wird eine etwas ausführlichere Präsentation der Anlage, des Ziels sowie der Möglichkeiten der Nutzbarmachung der Atlanten sowie der unlösbaren Probleme vorgelegt, die man sich eigentlich schon im 1. Band gewünscht hätte, wo überwiegend die technischen Auswertungskriterien vorgeführt wurden. Im Rückgriff auf die Aussagekraft der Ergebnisse zur Urkundensprache für die Bestätigung der nicht immer einhelligen Meinung, daß man im 13. Jahrhundert noch keineswegs von einem *français commun* sprechen könne, wird eine intakte dialektale Vielfalt vor Augen geführt, die kaum zentralfranzösischen Einflüssen ausgeliefert ist. Damit wird allerdings nicht der komposite Charakter der Schriftsprache im ausgewählten Zeitraum in Abrede gestellt – im Gegenteil: den schriftsprachlichen Erzeugnissen jener Zeit eignet von Natur aus neben sprachlichen Stabilitätsbereichen immer auch eine Grauzone der sprachlichen Variabilität, die nicht auf einen zentralfranzösischen Einfluß zurückführbar ist, da auch dort das Zusammenspiel Stabilität-Variabilität funktioniert – und welcher Einfluß sollte sich da geltend machen? In der Tendenz ist Verf. hier wohl recht zu geben, doch übersieht er m.E. ein wichtiges Moment, und das ist die noch in keinem Bereich eindeutig festgelegte Orthographie, die in einem gewissen Toleranzrahmen Freiheiten zuläßt, denen in der Gestaltung der ausgewerteten Beispielgruppen im Atlas jedoch durchaus Rech-

[1] A. DEES, *Atlas des formes et des constructions des chartes françaises du 13e siècle*, avec le concours de P. TH. VAN REENEN et de J. A. DE VRIES, Tübingen 1980 (*Beih. ZRPh.* 178).

[2] Zu dem im Grundtenor durchaus positiven Echo, das das Unternehmen Dees' in Fachkreisen gefunden hat cf. u.a. B. CERQUIGLINI, *Rapports* 50 (1980), 131/32; N. L. CORBETT, *RomPhil.* 38 (1985), 505 – 09; H. GOEBL, *ZFSL* 92 (1982), 280 – 83; C. TH. GOSSEN, *VRom.* 41 (1982), 273 – 76; A. MCINTOSH, *Medium Aevum* 50 (1981), 136 – 41; G. ROQUES, *ZRPh.* 97 (1981), 442 – 44; L. SCHØSLER, *RRom.* 16 (1981), 198/99; P. SWIGGERS/W. VAN HOECKE, *Language* 60 (1984), 660/61.

nung getragen wird: Nicht umsonst werden etwa *io, jo* und *jou* einerseits und *ge, gie* und *je* andererseits jeweils zu einer Auswertungsgruppe zusammengefaßt (vgl. Karte 1).

Der Sprachraum der *langue d'oïl* wird im 1. Band des Atlaswerkes in 87 Ortspunkte aufgegliedert, die meist städtische Zentren indizieren und die aufgrund ähnlicher Skriptatendenzen in benachbarten Orten einer Region auf 29 Regionalpunkte reduziert werden (wobei Punkt 29 im vorliegenden 2. Band für England zusätzlich und angesichts der umfassenden literarischen Produktion im anglonormannischen Sprachraum notwendigerweise eingeführt wird). Bezug für die sprachliche Einordnung der literarischen Werke als *témoignages dérivés* sind die an den Urkunden als *témoins primaires* abgelesenen regionalen Schreibmerkmale. Der Annahme des prinzipiell abgeleiteten Status der literarischen Zeugnisse hängt mit deren Traditionsgeschichte zusammen. Häufig läßt sich keine eindeutige regionale Zuordnung des ursprünglichen Textes vornehmen, häufig liegen aufgrund der Manuskripttradition in sprachlicher Hinsicht kontaminierte Texte vor, in denen verschiedene regionale Schichten einander überlagert sind, entsprechend den mehr oder weniger tiefgreifenden Änderungen, die Kopisten an ihrer Vorlage vorgenommen haben. Nicht zu unterschätzen ist dabei die faktisch äußerst unterschiedliche Anzahl der für einzelne Regionen zur Verfügung stehenden Urkunden und literarischen Erzeugnisse, so daß immer eine Marge der Über- bzw. Unterdokumentation mit einzurechnen ist.

Da hinsichtlich der dialektalen Charakteristik von Urkunden und literarischen Erzeugnissen kein 1:1-Verhältns zu erwarten ist, entwickelt Dees ein statistisches Auswahlverfahren, welches es gestattet, in aufwendigen Computerauswertungen den spezifischen Dialektalisierungsgrad der literarischen Texte in Funktion zu dem absolut gesetzten Dialektalisierungsgrad der Urkunden zu bestimmen. Als Vergleichsterme werden 268 an den Urkunden abgelesene dialektale Erscheinungen an den 87 Ortspunkten auf ihre Konkordanz mit den sprachlichen Eigentümlichkeiten der einzelnen literarischen Texte hin verglichen. Letztere werden dann aufgrund diffiziler Abwägungsverfahren im Rahmen einer Wahrscheinlichkeitsoption der Region zugeordnet, in der die meisten Übereinstimmungen mit der an den Urkunden abgelesenen Verschriftung bestehen. Der so errechnete Dialektalisierungskoeffizient wird dann dementsprechend den einzelnen nach Regionen geordneten Texten in aufsteigender Folge zugeordnet. Diese Wahrscheinlichkeitskoeffizienten können dabei, vorbehaltlich ihrer relationalen Gewinnung, ein durchaus hilfreiches Mittel darstellen für eine gezielte Textauswahl für die Behandlung historischer dialektologischer Fragestellungen – natürlich nur, wenn man Vertrauen in die aufgrund der Absolutsetzung der Graphien der Urkundentexte immer auch der Gefahr des Zirkelschlusses ausgesetzten Auswertungsergebnisse hat. Doch soll dies kein Vorbehalt gegen die Seriosität der Auswertungen von Dees sein – die Gefahr, die in solchen relationalen Wahrscheinlichkeitszuordnungen liegt, wird keineswegs verhehlt. Doch bis zum Beweis eines Fehlschlusses können und müssen die beiden Bände zur Sprache des 13. Jahrhunderts als einzigartiges und unentbehrliches Instrumentarium für an ihnen ablesbare Problemstellungen herangezogen werden.

Edeltraud Werner

*

WOLFGANG SETTEKORN, *Sprachnorm und Sprachnormierung in Frankreich. Einführung in die begrifflichen, historischen und materiellen Grundlagen,* Tübingen (Niemeyer) 1988, Typoskript, VI + 142 p. (*Romanistische Arbeitshefte* 30)

Schon im ersten Jahr des Französischunterrichts bekommt ein gewitzter Schüler, der seinen Lehrer z. B. um die Mehrzahl von «grand-mère» befragt, oder wissen will, ob «demi-heure» oder «demie-heure» besser sei, eine erste Ahnung davon, daß hinter der fr. Orthographie und

Grammatik mysteriöse und gefährliche Kräfte walten. Als Student wird er dann die eine oder andere Anekdote zu hören bekommen, die ihn die muffigen Herren der Académie belächeln läßt, ist aber dann bereits dem sozialen Druck, der diese Institution verkörpert, ebenso unterlegen wie alle, deren Muttersprache Fr. ist. Settekorn beschreibt in diesem Arbeitsheft die historischen Vorgänge, die zu dem für die Frankophonie so chrarakteristischen kollektiven Normenbewußtsein geführt haben.

Die ersten vierzig Seiten umgrenzen den institutionalisierten Normbegriff aus soziologischer und sprachwissenschaftlicher Perspektive und werfen dann die Frage auf, wann und wie und von wem der offizielle fr. Sprachstandard eingeführt und durchgesetzt worden ist. Settekorn beginnt mit dem Edikt Franz I. von Villers-Cotterêts von 1539, das das Fr. als einzige Gerichtssprache verordnete, was parallel zu einer politischen, ökonomischen und kulturellen Zentralisierung führte. Der Pariser Königshof bereicherte sich durch den Verkauf von Ämtern und wurde zur Quelle allen sozialen Prestiges, was sich auch im symbolträchtigen sprachlichen Verhalten ausdrückte. Für Vaugelas als «juge des differens de la langue» konnte es sich also nur darum handeln, den Sprachgebrauch elitärer Adelskreise zu beschreiben, den sogar die Universität (oder die Kirche?) und das Gericht nachahmten («L'eloquence de la chaire ny du barreau n'auroit pas les graces qu'elle demande, si elle ne les emprentoit presque toutes de la Cour», zit. 57). Die klassischen alten Autoren verloren ihre Mustergültigkeit gegenüber der «plus saine partie de la Cour», in der «la plus saine partie des Autheurs du temps» zu suchen und zu finden war. Die Académie konnte ihr eigenes Prestige nur aufbauen, indem sie als Institution «von Königs Gnaden» die vom Hof geförderten Autoren in sich aufnahm und Gesellschaftspolitik zu betreiben anfing. Während Vaugelas sich als bloßer Beobachter vorstellte, maßte sich die Académie das Recht an, dank kollektiver Entscheidung ihrer Mitglieder über sprachliche Korrektheit zu befinden. Sie war auf keine guten Autoren als Zitatequellen für Grammatik und Wörterbuch angewiesen und konnte Mustersätze selbst frei erfinden. «Est-ce qu'on attribuera plus d'autorité à un particulier, qu'à toute une Compagnie?» (Pellisson 1652, zit. 87). Ihre Aussagen zur Aussprache von *naviguer/naviger* lassen tief blicken: «L'Académie n'a point de jurisdiction sur les gens de mer pour les empescher de dire *naviguer,* son sentiment est qu'il faut dire *naviger*» (66). Der Académie ist es bestens gelungen, nebst solchen beruflichen Sondergruppen auch das gebildete Publikum mit Warnungen vor sprachlichen «faux-pas» gesellschaftlich zu verunsichern. Was die heutige weltweite Frankophonie zusammenhält, ist sowohl das blinde Vertrauen, daß jede sprachliche Unsicherheit durch eine höhere offizielle Instanz gelöst worden ist, oder gelöst werden wird[1], als auch die Angst, sich mit sprachlichen Blößen den sozialen Sanktionen ebendieser Institutionen auszusetzen. (Es wurde mir hier klar, daß die Vorstellung des «native speakers», der nie fehlgehen kann, wenn er seinem «angeborenen» Sprachgefühl folgt, nur in einem Lande mit Wunschvorstellungen von einer klassenlosen Gesellschaft und universalen Demokratie Fuß fassen konnte). Es ist auch wirklich paradox, daß die fr. Revolution, um ihr Ideal der «liberté, égalité et fraternité» verbreiten zu können, die Freiheit, Dialekte zu sprechen, oder sich den verständnissichernden staatlichen Sprachnormen nicht unterzuordnen, bekämpfen mußte.

Settekorn bringt im Detail kaum Neues, aber sein Überblick, voll prägnanter Formulierungen, ist gewiß nützlich und jedem Studenten der fr. Sprache oder Landeskunde zu empfehlen. Der Leser würde sogar oft gerne noch mehr erfahren, und ist z. B. überrascht, daß auf p. 100

[1] Ein Beispiel: Was entspricht auf Fr. den engl. Bezeichnungen *convenience store* und *small supermarket?* Gemäß den Verfügungen vom 18. Februar 1987, vom Finanz- und vom Erziehungsminister unterzeichnet, ist es jetzt «usage obligatoire», für Selbstbedienungsläden mit 120 bis 400 m² Fläche die Bezeichnung *supérette* zu verwenden, aber bloß «usage recommandé», ein Geschäft mit weniger als 120 m² *bazarette* zu nennen. (Nachdruck des Erlasses in *Meta – Journal des traducteurs* 34.2, 1989, 284 – 301).

– nach Abbé Grégoire und Rivarol – der Faden der chronologischen Darstellung unterbrochen und das Versprechen, ihn «im nächsten Kapitel wieder aufzugreifen», nicht eingehalten wird. (Auch der Hinweis p. 83, es würde in den folgenden Kapiteln für jedes Jh. ein für den Erfolg des sprachnormativen Diskurses in Frankreich entscheidender Faktor untersucht, scheint nicht konsequent durchgeführt worden zu sein.) Die letzten Kapitel beschreiben u. a. die Schaffung des *Haut comité pour la défense et l'expansion de la langue française* im Jahre 1966, und die hochoffiziellen Aktionen zur «Rettung» des Fr. als *patrimoine culturel* aller Frankophonen in all den Krisen, die wegen wachsender Diskrepanz zwischen Zielnorm und chauvinistisch-elitären Wunschvorstellungen einerseits und sprachlich-sozialer und weltpolitischer Realität andererseits immer häufiger werden. Insbesondere geht Settekorn auf die «Vermarktung» und Verkleinbürgerlichung des *bon-usage*-Konzeptes in den Büchern von Maurice Grevisse ein, und auf das Phänomen Bernard Pivot, das in den *Championnats de France d'orthographe* eine ähnliche Kommerzialisierung von Seiten des Fernsehens der «Schadenfreude des Voyeurs über die Fehlleistung anderer» darstellt (129). Daß der Gebrauch von *dictées* als Zuschauersport und Unterhaltung keineswegs die Autorität sprachnormierender Institutionen bedroht, zeigt, wie stark sich die staatsbürgerliche Moral auch heute noch von längst überholten absolutistischen und zentralistischen Machtstrukturen manipulieren läßt. Settekorns Arbeitsheft erleichtert es, die historischen Hintergründe dieser für die Frankophonie so charakteristischen Situation zu erkennen.

Curt Wittlin

ARNULF STEFENELLI, *Lexikalische Archaismen in den Fabeln von La Fontaine,* Passau (Andreas Haller Verlag) 1987, 238 p. (*Passauer Schriften zu Sprache und Literatur* I).

Es dürfte kaum ein schwierigeres Unterfangen geben als den Versuch, nachzuempfinden, was Leute vor Hunderten von Jahren beim Lesen oder Hören gewisser Texte gefühlt haben; oder, genauer gesagt, festzustellen, weshalb ihnen gewisse Worte «altmodisch» vorkamen, oder warum ein Paragraph sie «burlesk» anmutete. Stefenelli geht in seiner mustergültigen Arbeit systematisch und objektiv vor. 280 vermutliche Archaismen hat er in einer großen Anzahl alter Wörterbücher nachgeschlagen und metasprachliche Stellungnahmen der Lexikographen notiert. Die Resultate füllen den Hauptteil der Monographie (22 – 154), von *accoutumance* bis *le vouloir,* gefolgt von einer Liste von «Lexemen, die in der Sekundärliteratur als Archaismen angesprochen werden», es aber, laut Stefenelli, nicht waren (155 – 157) und einer Liste von Archaismen, die LaF. außerhalb seiner Fabeln verwendete (158s.). Zu jedem Lexem werden zuerst die Belegstellen angeführt – ausführlich nur für Fabeln, mit Hinweisen auf die übrigen Werke LaF. – und von ihm verwendete Synonyme; in Kurzform wird auf neuere Sekundärliteratur zum betreffenden Wort in LaF. und im 17. Jh. im Allgemeinen hingewiesen (Bibl., 226 – 233); dann werden zeitgenössische Autoren zitiert oder erwähnt, die sich metasprachlich zum Veralterungsgrad des Wortes geäußert haben. Dem folgen Hinweise auf Parallelismen bei anderen Autoren der zweiten Hälfte des 17. Jh. und Schlußbemerkungen.

Unter *accoutumance,* z. B., erfahren wir, daß LaF. dieses Wort je einmal in den Fabeln und im *Vie d'Esope* brauchte, im Gegensatz zu je zwei Verwendungen von *coutume* und *habitude.* Schon Vaugelas hatte 1647 vermerkt, *accoutumance* «commence à vieillir». Spätere Sprachkritiker wiederholen das, fügen aber oft hinzu, daß es, weil nicht voll synonym mit *coutume,* von mehreren guten Autoren immer noch gebraucht wird oder gebraucht werden sollte. Der *accoutumance*-Paragraph ist nicht charakteristisch für die 280 Artikel in der «lexikologischen Bestandsaufnahme», zeigt aber, daß Stefenelli doch wohl in seiner fleißigen Datensammlung etwas übers Ziel hinausgeschossen ist. Die alten Sprachtheoretiker scheinen sich eher gegen-

seitig zu zitieren als unabhängige Sprachbeobachtungen zu machen. Ohne Statistiken und Hinweise auf Textsorten ist unter diesen Umständen wenig zu gewinnen mit Aussagen wie der folgenden von Féraud in 1787 (22, Anm. 1): «Le mot *(accoutumance)* vieillissait ...», und dann von Littré in 1863 (213, Anm. 11): «Aujourd'hui devenu de nouveau peu usité. Mais il n'est pas perdu et ce serait dommage de le perdre». Eine Beantwortung der Frage, ob LaF. *accoutumance* benutzte, weil er damit gewisse Gefühlsassoziationen hervorrufen wollte, die *coutume* oder *habitude* (Th. Corneille: «me paroist plus doux») nicht enthielten, wird durch die Vermehrung metasprachlicher Aussagen von Zweitpersonen nicht einfacher. Stefenelli ist sich dessen bewußt, und so markiert er *accoutumance* weder als [vx] noch [vt], das heißt «vieux» bzw. «vieillit», sondern als [(vt)], das heißt, als Lexem, das «vermutlich nur auf einen begrenzten Teil der Adressaten archaisch wirkte».

In der «lexikologischen Auswertung» des Corpus (160 – 225) geht Stefenelli auf solche theoretisch-methodischen Probleme näher ein und diskutiert zuerst die Erfassung des Veraltungsgrades gewisser Worte, was wegen gewisser Aspekte der stilistischen Markierung, volksprachlich-mundartlicher Varietäten, morphologischer oder syntagmatischer Sonderfälle (defektive Verben; *se tenir coi*) sehr kompliziert werden kann. Der Fragenkomplex des Einflusses morphologischer Durchsichtigkeit (Wortfamilienbezüge) auf die Vitalität eines Wortes wird nur kurz berührt (169 – 171). S. 178 – 206 der Arbeit sind der «Distribution und Funktion in den Fabeln» gewidmet und untersuchen u. a. die Frequenzentwicklung bei mehrfach gebrauchten Archaismen, ihren Stilwert (Historismen, Evokation des «temps jadis», die Individuencharakterisierung, Ausdruckskraft *(«engeigner ..., trop vieux ..., m'a toujours semblé d'une énergie extreme»),* Parodie, das Wortspiel, die Vermeidung von Wiederholungen *(variatio;* das zweite Wort dient zusätzlich als Glosse des Archaismus) und Reimbedürfnisse. Abschließend (202 – 225) fragt Stefenelli, ob nicht gerade der große Erfolg der Fabeln dazu beigetragen hat, daß bestimmte Archaismen durch die Mithilfe von späteren romantischen Autoren wieder alltagssprachlich geworden sind.

Dies ist eine gelungene Studie, die nicht nur viel zum besseren Verständnis LaF. und seiner Fabeln beiträgt, sondern auch methodisch für die Erforschung der Geschichte des fr. Wortschatzes im Übergang zur Neuzeit von großer Bedeutung ist.

Curt Wittlin

HILDEGARD KLÖDEN, *Zur lexikalischen Dynamik der französischen Schriftsprache vom 17. bis 20. Jahrhundert. Frequenzverschiebungen synonymer Bezeichnungsvarianten,* Passau (Andreas Haller) 1987, 433 p. Typoscript *(Haller-Studien).*

Wenn Humanisten beim ersten Blick in ein philologisches Buch seitenweise Statistiken und Diagramme erblicken, werden sie gleich doppelt skeptisch. Klödens fleißige Arbeit aber, wohl eine Dissertation unter Arnulf Stefenelli, lohnt es, diese Zahlenscheu zu überwinden. Ziel, Grundlagen und Methoden der Arbeit werden überzeugend auf p. 13 – 79 dargestellt. Der ausgewertete Corpus basiert sowohl auf Paul Imbs' *Dictionnaire des féquences. Vocabulaire littéraire des XIXe et XXe siècles* (vor allem Bd. 3, der die Materialien von 1789 – 1964) in fünfzehn Zeitabschnitte aufgliedert; von E. Brunet schon 1981 ausgewertet: siehe *VOX* 42, 1983, p. 277 – 79), als auch auf Materialien zu Texten des 17. und 18. Jahrhunderts, die im Institut National de la langue française in Nancy deponiert sind. Viele weitere Frequenzwörterbücher und Synonymenverzeichnisse wurden zum Vergleich herangezogen (so auf p. 264 – 286 Henmon, Vander Beke, Juilland und Engwall). Mit Hilfe von Hallig-Wartburgs *Begriffssystem* wurden dann aus den sechs semantischen Feldern «temps, relation, mouvement, pensée, sen-

timents, volonté» zweiundsechzig Begriffe ausgesucht und erforscht. (Da oft mehr als ein Synonym pro Begriff herangezogen wurde, werden im Ganzen 149 Wörter besprochen; sie sind p. 267 – 277 und 376 – 386 in Listenform aufgeführt.) Von p. 80 bis 263 werden dann die Frequenzen jedes Wortes in Statistiken und ganzseitigen Diagrammen dargestellt und in einem gut lesbaren Kommentar abgehandelt. An Überraschungen fehlt es dabei nicht, vor allem unter den Wortpaaren *début/commencement* (für Seitenverweise siehe den Wortindex am Ende des Bandes – nach der Bibliographie), *quand/lorsque, parfois/quelquefois, quotidien/journalier, sauf/excepté, grandir/croître, certes/certainement/sûrement/assurément, espoir/espérance, intention/dessein, aide/secours, risque/péril/danger*, usw.

Im dritten Teil des Buches, *Auswertung der Frequenzverschiebungen* (p. 287 – 396), werden dann die in den Einzelkommentaren verstreuten Beobachtungen zusammengezogen und theoretisch ausgewertet. Gilliérons Hypothesen zur «pathologie et thérapeutique verbales» werden dabei erneut bestätigt. Regelmäßigkeit in der Konjugation *(bouger/mouvoir)*, morphologische Motivation *(deuxième/second)*, Kürze *(naguère/récemment)*, Expressivität *(casser/rompre)* und Prestigewert *urgent/pressant)* wirken zum Vorteil eines Wortes im Konkurrenzkampf mit seinen Synonymen, vor allem, wenn diese unter Homonymie *(grandir/croître)* und Polysemie *(étrange/curieux)* leiden. Als wichtiger sprachexterner Faktor der Frequenzverschiebung wird p. 348 ss. u. a. der Naturalismus mit seiner Bevorzugung konkret-anschaulicher bzw. sprechsprachlicher Formen erwähnt. Auf p. 358 ss. werden Zitate aus dem 17./18. Jahrhundert zusammengestellt, die bestimmte Wörter als veraltet oder vulgär verurteilen. Klöden kann nun belegen, daß solche Wörter in der Folge in der Schriftsprache selten wurden, aber im Volksmund häufig blieben. Nach der sozialen Umstrukturierung während der Revolution hat die Literatur diese ausdrucksstarken «Vulgarismen» wieder aufgenommen, parallel zur allgemeinen Wortschatzerweiterung in der *néologie*-Bewegung des 18. Jahrhunderts. Die Auswertung der Frequenzwörterbücher erlaubt auf p. 369 ss. nachzuweisen, daß sich die moderne französische Schriftsprache der gesprochenen Sprache mehr und mehr annähert (da andererseits die Sprache der Massenmedien sich stark an der Schriftsprache orientiert).

Viele solcher Einsichten hätten wohl auch auf anderer Basis gewonnen werden können. Daß es möglich ist, sie aus kalten Konkordanzen und Statistiken zu gewinnen, kommt als angenehme Überraschung. Der Arbeitsaufwand war vielleicht übermäßig hoch, aber die maschinenlesbare diachronische Erfassung des gesamten französischen Wortschatzes steht noch in ihren Anfängen, und was zur Zeit zugänglich ist, ist nicht gerade Benutzer-freundlich. Hersteller von Konkordanzen und Frequenztabellen mögen in Klödens Buch sehen lernen, welche Art Forschungsinteresse sie mit ihren Materialien fördern und erleichtern sollten.

Klöden selbst könnte sich keine bessere Anerkennung ihres mustergültigen Beitrages zur französischen Sprachgeschichte und zur allgemeinen Theorie und Methodik der (zunehmend mechanisierten) Lexikologie und Lexikographie wünschen.

Curt Wittlin

*

PIERRE LÉON/PARTH BHATT/RENÉE BALIGAND. *Structure du français moderne.* Introduction à l'analyse linguistique. Revised Edition, Toronto (Canadian Scholar's Press) 1989, XII + 258 p.

Es gehört schon einiges an Mut dazu, auf rund 250 (wenn auch großformatigen) Seiten ein Programm verwirklichen zu wollen, das sich einerseits vornimmt, «[d']initier à l'analyse linguistique générale», und andererseits den Anspruch erhebt, «de dégager peu à peu la structure de la langue [française]» (p. IX). Und es sei gleich vorweggenommen: Dieses

anspruchsvolle Vorhaben ist recht gut gelungen. Natürlich kann bei dem begrenzten Raume nicht alles so ausdiskutiert werden, wie man sich das aus der Sicht des Spezialisten für die einzelnen Bereiche wünschen würde, und es ist auch klar, daß man in vielen Punkten eine andere Auffassung vertreten kann als die Verfasser und manches anders dargestellt hätte. Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß hier eine ausgezeichnete Einführung für den Studienanfänger vorgelegt wurde, die man gesamthaft nur empfehlen kann. Ich würde es begrüßen, wenn möglichst bald auch eine «europäische» Ausgabe erscheinen würde, denn die kanadische dürfte (u.a. auch aus Kostengründen) für unsere Studenten außer Reichweite bleiben.

Die Darstellung gliedert sich in sechs Hauptkapitel: I. *Introduction* (p. 1–24; Einführung in die allgemeinen Grundlagen der Linguistik); II. *La phonétique et la phonologie* (p. 25–75); III. *La morphologie* (p. 77–127); IV. *La syntaxe* (p. 129–171); V. *La sémantique* (p. 173–200); VI. *La sociolinguistique* (p. 201–228)[1]. Zu jedem Teil gibt es – ähnlich wie in den *Romanistischen Arbeitsheften* – Fragen bzw. Aufgaben ebenso wie bibliographische Referenzen (p. 229–235), die auf die umfangreiche Gesamtbibliographie verweisen (p. 237–258). Diese ist dadurch gekennzeichnet, daß sie fast durchgängig neuere und neuste, in den letzten zwanzig Jahren entstandene Titel verzeichnet. Ein Index fehlt, doch ist das Inhaltsverzeichnis derart ausführlich (p. I–VIII), daß sich dies kaum als Mangel bemerkbar macht. Die ganze Darstellung ist weitestgehend dem Strukturalismus europäischer Prägung verpflichtet; einzig im Syntaxteil kommt die *IC*-Analyse zum Tragen, und im Teil über die Soziolinguistik werden auch Resultate von Labov und seiner Schule berücksichtigt. Überdies rekurrieren die Verfasser für die Semantik auch auf die Sprechakttheorie. Durch diese Optionen (und durch den vollständigen Verzicht auf die generative Transformationsgrammatik) entsteht dann ein äußerst homogenes Ganzes, das die Sprache nicht nur als Struktur, sondern als hochkomplexes Gefüge von Strukturen in den Blick treten läßt und überdies auch den Modalitäten ihrer konkreten Realisierung Rechnung trägt – also genau das, was man von einer modernen strukturalistischen Darstellung erwartet.

Es kann hier nicht darum gehen, den Inhalt dieses erstaunlich vollständigen Werkes auch nur annähernd zusammenzufassen; bei der gedrängten Darstellungsweise der Autoren würde dies auch kaum ein Resümee ergeben, sondern eine fast ebenso lange deutsche Version! Vielmehr sollen hier einige Verbesserungsvorschläge gemacht werden, die sich mir bei der Lektüre aufgedrängt haben.

In Teil I, p. 2/3, muß davor gewarnt werden, den Begriff *langage* bei Saussure mit 'Sprachfähigkeit' gleichzusetzen. Bei Saussure ist der *langage* nichts als eine Addition von *langue* und *parole*, während er für die Sprachfähigkeit ausdrücklich *faculté de langage* verwendet. Ebenso ist es auch nicht statthaft, die Paare *concept/image vocalique* und *signifié/signifiant* einander gleichzusetzen (p. 11): Die ersten beiden Ausdrücke bezeichnen Phänomene der *parole*, die beiden andern solche der *langue*. Bei der Darstellung der Dichotomie *Synchronie/Diachronie* wird nur auf die «punktuelle» Diachronie abgehoben und unterschlagen, daß es für Saussure durchaus so etwas wie eine strukturelle Diachronie gibt[2]. Ist in diesen Punkten Saussure nicht genügend differenziert wiedergegeben, so folgen die Verfasser dem berühmt-berüchtigten Beispiel *bœuf/Ochs* zu getreulich, wenn sie p. 12 zu *cat/chat/Katze/gato/ gatto* anmerken, hier lägen verschieden *signifiants* für ein und

[1] Der Titel dieses Teils fällt gegenüber den anderen etwas aus dem Rahmen. Eine Überschrift wie *Variation linguistique* oder *Architecture de la langue* wäre dem Gegenstand sicher angemessener gewesen.

[2] Vgl. für diese Punkte WUNDERLI, *Saussure-Studien*. Tübingen 1981.

dasselbe *signifié* vor: Da der Bedeutungsumfang sprachlicher Zeichen sich im Rahmen eines einzelsprachlichen Wertsystems konstituiert, muß gerade davon ausgegangen werden, daß trotz einer weitgehenden Überschneidung die Signifikate nicht deckungsgleich sind. – Was das sprachliche «Stratifikationsmodell» (Hierarchie-Ebenen) angeht, so setzen die Verf. p. 18 die folgenden Niveaus an: *phrases – propositions – mots – syllabes – phonèmes – traits*. Ob der Silbe wirklich im sprachlichen System ein Status zukommt, ist umstritten und wohl eher negativ zu beantworten. Erstaunen muß, daß dem Syntagma nicht Rechnung getragen wird, und überdies auch die satzübergreifenden Einheiten Paragraph und Text fehlen. Und wie steht es mit dem Status von Lexemen und Morphemen? Die Ausführungen zur Intonation, zur Wortbildung und zur Syntax in diesem Band hätten eigentlich deutlich machen müssen, daß dieses Modell ungenügend ist. Und der Semantikteil schließlich macht deutlich, daß man mit distinktiven Zügen auch im inhaltlichen Bereich rechnen muß[3]! – Und schließlich noch zu den linguistischen Textverfahren. Hier werden p. 19ss. nur die Kommutation und die Permutation genannt, was doch etwas dürftig ist. Man hätte zumindest erwartet, daß auch auf Verfahren wie Erfragbarkeits-, Negations- und Pronominalisierungstest eingegangen wird; auch ein Hinweis darauf, daß es noch eine Fülle von weiteren Testmöglichkeiten mit begrenzterer Reichweite gibt, hätte nicht schaden können.

Teil II (Phonetik und Phonologie) ist sicher das Glanzstück dieser Einführung, und es gibt eigentlich kaum etwas auszusetzen, es sei denn, daß die Vokale nur artikulatorisch, die Konsonanten dagegen artikulatorisch und auditiv beschrieben werden (p. 25–40). Auf den phonetischen Teil folgt dann eine sorgfältige phonologische Analyse, die absolut korrekt ist, es aber versäumt, darauf hinzuweisen, daß dem Abbau gewisser qualitativer Vokaloppositionen offensichtlich eine Rephonologisierung der Quantität gegenübersteht. Auf dem letzten Stand der Forschung ist das Kapitel über den Akzent und die Intonation, das auch die Darstellung des Insistenzakzents einschließt. Schließlich folgt dann noch eine Darstellung der Probleme um das ə-muet (insbesondere *enchaînement* und *liaison*). Natürlich mußte man mit einem derartigen Kapitel (und zudem mit einem von exzellentem Niveau) rechnen, wenn Pierre Léon ein solches Werk vorlegt; gleichwohl verdient hervorgehoben zu werden, daß dieser Teil praktisch in allen Einführungen fehlt und somit eine Pionierleistung vorliegt; eigentlich schade, daß für die Ausbreitung der Kenntnisse von Léon nicht etwas mehr Raum zur Verfügung stand.

Der morphologische Teil (III.) beginnt mit einer guten Darstellung des nominalen Bereichs, in dem auch systematisch immer wieder auf die Unterschiede zwischen *code oral* und *code écrit* hingewiesen wird. Bei der Darstellung des Genus (p. 87ss.), die schon zu einer längeren Diskussion um das im Fr. fehlende Neutrum führt, hätte man aber auch noch darauf hinweisen können, daß das angebliche Maskulinum gar kein Maskulinum, sondern ein Nicht-Femininum (bzw. eine nicht als Femininum markierte Form) ist: Es ist leicht zu zeigen, daß hier eine private Opposition vorliegt, wobei der nicht-markierte Term («m.») in allen Kollisions- und Neutralisierungsfällen auftritt. Nicht ganz zu überzeugen vermag auch die Strukturdarstellung im pronominalen Bereich[4]: Es fehlt v.a. eine Darstellung der Neutralisierungs- und Inklusionsverhältnisse. – Wenig zu überzeugen vermag dagegen die Darstellung des verbalen Bereichs (p. 101ss.), der viel zu sehr in traditionellen Bahnen verhaftet bleibt und kaum zu einer brauchbaren Strukturanalyse gelangt. Bei der Diskussion der finiten und infiniten Formen werden die beiden Bereiche einfach nebeneinander gestellt, ohne zu versuchen, eine Hierarchisierung aufgrund der Ausdifferenzierungspara-

[3] Für adäquatere Modelle cf. HEGER, *Monem, Wort, Satz und Text*. Tübingen ²1976, WUNDERLI, *Französische Intonationsforschung*. Tübingen 1978.

[4] Cf. hierzu WUNDERLI. *ZFSL* 99 (1989), 130–141.

meter vorzunehmen[5]; bei der Darstellung der Personen gilt das zu den Pronomina Gesagte; beim Konjunktiv wird zwischen obligatorischen und fakultativen Verwendungen unterschieden, obwohl inzwischen bekannt sein müßte, daß es nicht einen einzigen Verwendungstypus gibt, wo die beiden Paradigmen nicht in Konkurrenz zueinander stehen; einfache und zusammengesetzte Verbformen werden einfach als «absolut» und «relativ» deklariert, was aber zu kurz greift und die primäre Aktionsstandsopposition nicht zu erklären vermag; der Aspekt wird (wohl unter guillaumistischem Einfluß) mit dem Aktionsstand vermischt und über *accompli/non-accompli* definiert (als ob ein *passé simple* und ein *plus-que-parfait* in dieser Hinsicht gleichwertig wären); usw. – Etwas arg traditionell ist es auch, wenn die Wortbildung wie im 19. Jh. noch im Rahmen der Morphologie behandelt wird (p. 111ss.). Die Zuordnung der Präfixbildungen zu den Ableitungen ist sicher nicht selbstverständlich, und man hätte zumindest einen Hinweis erwartet, daß es auch heute noch Forscher gibt, die diese Fälle ganz oder teilweise bei den Komposita einordnen. Und was die Rede von «préfixes séparables et inséparables» angeht, so ist sie zumindest aus der Sicht des Deutschen nicht annehmbar, stellen doch z.B. *après/après-guerre* und *umziehen* (→ *er zieht um*) ganz unterschiedliche Phänomene dar. – Was schließlich Kapitel 14 *(La structure du lexique)* angeht, so trägt es einen recht irreführenden Titel: Es geht hier nicht um lexikalische Strukturen, sondern um Fragen der historischen Schichtung, der Entlehnung und Adaptation, sowie um Quantitäts- und Frequenzangaben. Die eigentlich strukturellen Aspekte werden dann aber (teilweise) im semantischen Teil nachgeholt.

Der der Syntax gewidmete Teil IV orientiert sich v.a. an der IC-Analyse und modifiziert deren traditionelle Form z.T. recht geschickt (z.T. wohl auch unter Rückgriff auf Tesnière). Allerdings wird kein Verbzentrismus behauptet; das Subjekt bleibt vielmehr außerhalb der vom Verb dominierten Positionen, und neueste Untersuchungen haben auch gezeigt, daß Tesnières Unterordnung des Subjekts unter den Verbknoten wohl nicht haltbar ist. Neben dieser klugen Entscheidung ist besonders bemerkenswert, daß für den *groupe prépositionnel* (GP) Einsatzmöglichkeiten auf den unterschiedlichsten Ebenen angenommen werden: Satz (P), *groupe verbal* (GV), *groupe nominal* (GN) und *groupe adjectival* (GAdj.). Sehr gut ist auch die Darstellung syntaktischer Ambiguitäten. Diesen Vorzügen stehen allerdings auch gewisse Mängel gegenüber. Einmal ist nicht einzusehen, warum auf den Begriff der Proposition verzichtet wird; die Verf. sprechen in diesem Fall von *phrase*, während für den Satz *phrase globale* verwendet wird. Gut ist dagegen die Feststellung, daß der Satzknoten (Σ) Träger der Modalisierung (und damit auch der an dieser beteiligten Satzintonation [terminale Kontur][6]) ist. – Nicht zu befriedigen vermag die Behandlung des GAdj. bei den *règles de réécriture* (p. 137): Diese Kategorie taucht plötzlich auf der linken Seite auf, ohne vorher in der Ableitungshierarchie auf der rechten Seite generiert worden zu sein. Ebenso fehlen die Regeln GN → N, Adj. und GAdj. → Adj., usw. Dem ganzen mangelt es an Stringenz. – Schließlich kann ich nicht einsehen, warum Adverbialsätze (eingeleitet mit *après que, alors que, parce que* usw.) unter die Koordination fallen sollen (p. 164s.); wenn die Verf. in diesem Punkt eine vollkommen unübliche Position vertreten, dann hätte dies zumindest (selbst oder gerade in einem Handbuch!) begründet werden müssen.

Teil V, der Semantik und Pragmatik gewidmet, vermag v.a. in seinem ersten Teil (Kap. 18/19) nicht so recht zu überzeugen. Dies beginnt schon damit, daß auf das betagte Zeichenmodell von Ogden/Richards zurückgegriffen wird; die grundlegenden Modifika-

[5] Cf. WUNDERLI, *Modus und Tempus*. Tübingen 1976.

[6] Damit schließen sich die Verfasser indirekt meiner Satzdefinition an, cf. WUNDERLI, *Satz, Paragraph, Text – und die Intonation*, in: J.S. PETÖFI, *Text vs Sentence*. Basic Questions of Text Linguistics, vol. 1, Hamburg 1979, p. 319–341.

tionen von Hilty und Heger werden nicht zur Kenntnis genommen[7]. Vollkommen unbefriedigend ist auch die Behandlung der Konnotation, die zu einem Sammeltopf für alles wird, was nicht direkt denotativ interpretiert werden kann; so werden u.a. p. 176 auch Metonymie und Metapher unter die Konnotationsphänomene eingereiht (obwohl p. 188s. dann zumindest die Metapher über Semneutralisierungen erklärt wird), und auch die Lautmalerei (p. 176) soll hierher gehören. Hier wäre es sicher sinnvoller gewesen, im Gefolge von Martin und Braselmann die Konnotation auf den Bereich der Registermarkierung zu beschränken[8] und alle assoziativen Phänomene auszuklammern. Gut dargestellt sind dagegen die Antonymie, die Polysemie und die Homonymie, während die Synonymie unbefriedigend bleibt; auch in diesem Fall drängt sich ein Rückgriff auf Martin auf.

Was Teil VI, wie bereits erwähnt, etwas unglücklich mit «Soziolinguistik» überschrieben, angeht, ist er recht gut geglückt. Wichtig ist vielleicht der Hinweis, daß die Termini *norme* und *usage* im Sinne von Hjelmslev verwendet werden (präskriptiv/deskriptiv), und daß bei der Darstellung der sprachlichen Variationsmöglichkeiten eine Dreiteilung *dialektal/sozial/situationell* zugrundegelegt wird, die im wesentlichen Coserius Unterscheidung *diatopisch/diastratisch/diaphasisch* entspricht[9], wobei allerdings im letzten Punkt auch ein Einfluß von Hallidays Registertheorie zu spüren ist[10]. Außerordentlich gut gelungen ist die knappe Präsentation des Franko-Kanadischen (p. 211), während die Definition des Pidgin (p. 204) vollkommen ungenügend ist: «Struktur von L_1 + Vokabular von L_2» ergeben noch lange kein Pidgin; und auch die Abgrenzung zwischen Kreolsprache und Pidgin (p. 203/204) ist nicht tragfähig. Zum Pidgin gehören zumindest noch der extrem reduktionistische Charakter und der Status einer rein utilitaristischen Verkehrssprache, zum *Créole*, daß es ein zur Muttersprache gewordenes und weiterentwickeltes Pidgin ist.

Dieser kritische Überblick mag den Eindruck erwecken, ich hätte fast nur Vorbehalte gegenüber diesem Werk anzubringen. Dies ist nicht richtig, ja wenn man bedenkt, daß hier fast der gesamte Bereich der französischen und ein erheblicher Teil der allgemeinen Sprachwissenschaft abgedeckt wird, ist die Zahl der Ausstellungen sogar außerordentlich gering. Die gemachten Vorbehalte sollen auch nur Anstoß sein, diese Einführung in einer zukünftigen überarbeiteten Auflage noch besser zu machen; schon heute zögere ich nicht, sie als das beste auf dem Markt befindliche Werk dieser Art zu bezeichnen.

Peter Wunderli

✱

G.A.R.S., *Recherches sur le français parlé,* n° 8 (1986), Université de Provence 1988, 162 p.

Il «Groupe Aixois de Recherches en Syntaxe» pubblica il num. 8 dei suoi quaderni dedicati all' analisi del francese parlato, su cui ad Aix-en-Provence è stato raccolto un vastissimo *corpus* tuttora inedito, che viene elencato nell'appendice del presente volumetto («Inventaire des travaux du G.A.R.S. 1982–1987», p. 149–161) al fine esplicito di renderlo accessibile a tutti

[7] Cf. HEGER, *MWST,* p. 38ss.; G. HILTY, *RF* 75 (1963), 245-253.

[8] Cf. R. MARTIN, *Inférence, antonymie et paraphrase,* Paris 1976; P. BRASELMANN, *Konnotation - Verstehen - Stil.* Frankfurt/M. usw. 1981.

[9] Cf. E. COSERIU, *Einführung in die allgemeine Sprachwissenschaft,* Tübingen 1988, p. 280ss.; id., *Sprachkompetenz.* Tübingen 1989, p. 24ss.

[10] Cf. z.B. M.A.K. HALLIDAY/A. MACINTOSH/P. STREVENS, *The Linguistic Sciences and Language Teaching.* London 1964, p. 91ss.

coloro che si interessano al francese parlato. Questo numero, che intende anche ricordare la scomparsa di Colette Jeanjean, una delle ricercatrici del gruppo, di cui un «Avant-propos» riporta un necrologio e la bibliografia, contiene sette contributi di vario impegno e interesse: S. Branca-Rosoff, *De la répétition à l'écrit,* p. 13 – 37 (che tratta, in chiave più stilistico-letteraria che linguistica, della non-ripetizione come regola in vario modo presente nella tradizione della didattica linguistica, da Vaugelas alla scuola elementare dei giorni nostri); C. Blanche-Benveniste, *La notion de contexte dans l'analyse syntaxique des productions orales: exemples des verbes actifs et passifs,* p. 39 – 57 (che indaga le ripetizioni, «multiformulations», di costrutti verbali attivi, passivi e con il pronome *se* in termini di mezzi grammaticali polivalenti all'interno del contesto); C. Loufrani, *Un corpus de locuteur aphasique: originalité ou régularité?,* p. 59 – 78 (da cui risulta che «le lexique est rarement exprimé dans un rapport univoque mais approché, par ses contours, par ses propriétés ou par ses lapsus, dans les moments les plus difficiles à raconter», p. 75); J. Deulofeu, *Syntaxe de* que *en français parlé et le problème de la subordination,* p. 79 – 104 (vertente sulla discussione di alcuni aspetti della subordinazione mediante *que,* che portano a proporre una distinzione fondamentale tra «constructions régies par le verbe et constructions non régies par le verbe ou ‹associées›», p. 80); Ch. Rouget, *Comment* son *et* le sien *mettent de l'ordre dans la syntaxe nominale,* p. 105 – 117; A. Valli, *À propos de changements dans le système du relatif: état de la question en moyen français,* p. 119 – 136 (che trova che «l'examen de la distribution des relatifs avec antécédent *qui, que, quoi* et *où* dans les textes du moyen français ne confirme a peu près aucune des hypothèses examinées quant à des changements qui auraient affecté le système du relatif», p. 134); N. Pazery, *Les enfants de l'école primaire et le passé simple,* p. 137 – 148 (che riferisce delle opinioni di scolari decenni sul *passé simple,* che viene giudicato molto difficile morfologicamente, ma anche importante per la lingua scritta: «Le passé simple, il est super, extraordinaire et je continuerai à l'employer sans le savoir sans doute», scrive uno scolaro ..., p. 139).

Gaetano Berruto

GABRIELE BECK, *Verb – Satz – Zeit.* Zur temporalen Struktur der Verben im Französischen. Tübingen (Niemeyer) 1987, XII + 193 p. (*Linguistische Arbeiten* 187)

Bei der vorliegenden Untersuchung handelt es sich um eine Stuttgarter Dissertation aus dem Jahre 1985, die bei Christian Rohrer und Klaus Baumgärtner entstanden ist; gegenüber der ursprünglichen Fassung ist sie überarbeitet und deutlich gekürzt worden. Der Verfasserin geht es darum, die Verbklassifikation von Vendler[1] nach temporal-strukturellen Kriterien verfeinernd weiterzuführen und sie auf die Verben des Französischen zu übertragen. Damit ist auch bereits gesagt, daß es um eine semantische Klassifikation geht, wie sie u. a. auch durch die traditionelle Lehre der Aktionsarten vorgenommen wird[2]. Allerdings zeigt sich im Laufe der Arbeit, daß die zugrunde gelegten Definitionen so beschaffen sind, daß sie sich als ungeeignet erweisen, ein solides Klassifikationsraster für die verbalen Semanteme (und auch einzelne der in ihnen enthaltenen Sememe) abzugeben, ja nicht einmal auf der Ebene des Satzes liefern sie verläßliche (und damit auch prognostizierbare) Ergebnisse; in dieser Hinsicht muß der Titel der Arbeit von allem Anfang an als irreführend bezeichnet werden.

[1] Cf. Z. VENDLER, *Verbs and Times, Philosophical Review 66* (1957), 143 – 60; *ib., Linguistics and Philosophy,* Ithaca/New York 1967.

[2] Cf. Kategorien wie *perfektiv/imperfektiv* (mit [perfektiven] Subkategorien wie *inchoativ, terminativ* usw.); für eine etwas andere Auffassung der Aktionsarten bei Beck cf. unten.

Die Arbeit besteht aus fünf Hauptkapiteln, einem «Resümee» und einer Bibliographie. Kap. 1 (p. 1–22) ist eine Einleitung, in der Verf. einen knappen Überblick über die Zielsetzung ihrer Arbeit und ihr Vorgehen gibt und versucht, die Begriffe *Aspekt, Aktionsart* und *«Verbalcharakter»* gegeneinander abzugrenzen. – Kap. 2 (p. 23–76) liefert eine Art *state of the art,* ist aber keineswegs ein umfassender Forschungsbericht. Vielmehr präsentiert Verf. die vier wichtigsten Autoren, die sich in der jüngeren Vergangenheit mit dem Thema befaßt haben – neben Vendler v. a. Godel, François und Wilmet[3]; ihre Ansätze werden sorgfältig miteinander verglichen und durch Ausblicke auf andere Untersuchungen ergänzt. Dabei ergibt sich insbesondere eine enge Verwandtschaft zwischen Vendler und Wilmet, und dies, obwohl letzterer seinen Vorläufer ausdrücklich kritisiert. – In Kap. 3 (p. 77–91) wird (im Vorgriff auf die Materialanalyse) die Tatsache diskutiert, daß die Klassenzugehörigkeit der Verben offensichtlich nicht ein für allemal festgelegt ist; vielmehr spielen Übergänge und Wechsel eine wichtige Rolle, die u. a. auf dem Phänomen der *Reihung* beruhen[4]; dieses ist seinerseits oft (aber auch wieder nicht zwingend) vom Einfluß pluralischer Elemente im Satz abhängig. – In Kap. 4 (p. 92–97) wird dann versucht, die kategorialen Definitionen von Vendler aufgrund der Untersuchungsergebnisse neu zu definieren; dieses kurze Kapitel stellt letztlich nichts anderes als eine Zusammenfassung der bisherigen Diskussion dar. – Kap. 5 (p. 98–168) liefert das empirische Material und seine Interpretation, das der ganzen Diskussion zugrundeliegt; daran schließt ein kurzes «Fazit» an. – Es folgt dann das «Resümee» (p. 169–74), das eigentlich eher eine Konklusion ist, sowie die Bibliographie (p. 175–93). Diese ist hinsichtlich von Aktionsart und Verbalcharakter sicher zufriedenstellend, weist aber bezüglich des Aspekts eindeutige Lücken auf[5].

Wir kommen nun zur inhaltlichen Diskussion im engeren Sinne der Arbeit. Eines der entscheidenden Axiome der Verfasserin ist die Entscheidung, die zur Verbklassifikation verwendeten Kategorien außereinzelsprachlich zu begreifen (p. 3/4); es handelt sich für sie also um konzeptuelle Klassen, die sich nicht aufgrund von einzelsprachlichen Erscheinungen definieren lassen. Diese Entscheidung wird durch einen Hinweis auf Coserius Aussage gestützt, nach der Definitionen nur im konzeptuellen Bereich möglich sind, während einzelsprachliche Phänomene nur Gegenstand einer Beschreibung sein können. Die Legitimität eines derartigen Vorgehens ist selbstverständlich unbestritten; allerdings muß man sich auch von vornherein über seine Konsequenzen im klaren sein: Die (im durchaus positiven Sinn) onomasiologischen Arbeiten der letzten Jahre haben hinreichend deutlich gemacht, daß man dann keine Kongruenz von Klassifikationssystem und sprachlichen Fakten (weder auf System- noch auf Satzebene) erwarten darf; vielmehr ist die fundamentale Inkongruenz schon in der ersten Entscheidung angelegt, und damit ist eigentlich auch schon das Ergebnis der Arbeit vorweggenommen, das nur darin bestehen kann, daß eine erschöpfende Klassifikation der französi-

[3] Cf. R. Godel, *Verbes d'état et verbes d'événement, CFS* 9 (1950), 33–50; J. François, *Aktionsart, Aspekt und Zeitkonstitution,* in: Ch. Schwarze/D. Wunderlich (ed.), *Handbuch der Lexikologie,* Frankfurt 1985, p. 229–49; M. Wilmet, *Aspect grammatical, aspect sémantique, aspect lexical: un problème de limites,* in: J. David/R. Martin, *La notion d'aspect,* Metz/Paris 1980. p. 51–68.

[4] Unter *Reihung* versteht Verf. die Möglichkeit, eine Vielzahl von «Betroffenen» eines Phänomens als Wiederholung desselben zu interpretieren.

[5] Es fehlen hier v. a. die Arbeiten von Hilty, Wilmet, Martin und Wunderli, die – obwohl sie sich z. T. auf das Mittelfranzösische beziehen – in theoretischer Hinsicht von hohem Interesse gewesen wären. Cf. G. Hilty, *Tempus, Aspekt, Modus, VRom.* 24 (1965), 269–301; R. Martin, *Temps et aspect. Essai sur l'emloi des temps narratifs en moyen français,* Paris 1971; M. Wilmet, *Le système de l'indicatif en moyen français.* Etude des «tiroirs» de l'indicatif dans les farces, sotties et moralités françaises des XVe et XVIe siècles, Genève 1970; *ib., Etudes de morpho-syntaxe verbale,* Paris 1976; P. Wunderli, *Modus und Tempus,* Tübingen 1976.

schen Verben auf dieser Basis unmöglich ist. – Wenn das ganze Verfahren eine außereinzelsprachliche Grundlegung erfahren soll, dann bleibt weiter auch schwer zu verstehen, warum zur Lösung der Einordnungsprobleme auf den Einfluß der Valenzen (und weiter auf deren pluralische oder nicht-pluralische Besetzung) zurückgegriffen wird (p. 4/5 und passim), handelt es sich hierbei doch um durchaus als einzelsprachlich einzustufende Erscheinungen (zumindest bei dem zugrundegelegten Ansatz von Busse/Dubost). In der Auseinandersetzung mit Vendler lehnt doch die Verfasserin den Test mit der *continuous form* gerade mit dem Argument der Einzelsprachlichkeit ab (p. 43)[6]!

Im Rahmen der Einleitung wird auch der Begriff der Verbalhandlung definiert, die *nicht* handlungstheoretisch gefaßt ist, sondern – gewissermaßen in vorwissenschaftlichem Verständnis – alles umfaßt, was ein Verb zum Ausdruck bringen kann (p. 5). Die weiteren Unterscheidungen werden dann aufgrund des zeitlichen Verlaufs des «Geschehens» vorgenommen, für dessen verschiedene Spielarten der Begriff des *Verbal-* bzw. *Zeitcharakters* eingeführt wird, der von den Begriffen des Aspekts und der Aktionsart unterschieden werden soll. Unter Aspekt versteht Verf. eine morphologische Erscheinung des Verbalsystems; er würde sich dadurch deutlich von allen lexiesemantischen Differenzierungen unterscheiden (p. 7). Gegen diese in der Literatur sehr verbreitete Auffassung ist kaum etwas einzuwenden[7], und auch wenn Beck im Anschluß an Isačenko darauf hinweist, daß Aspektkategorien immer paarig aufträten und in den romanischen Sprachen nur rudimentär realisiert seien, wird sich kaum Widerspruch erheben. Die Aktionsart wird im Anschluß an Klein, Comrie, Agrell usw. als lexiesemantische Kategorie aufgefaßt, in der Kriterien wie unterschiedlicher Zeitverlauf, +/– Resultativität, +/– Agentivität usw. zum Tragen kämen (p. 9ss.). Auch dagegen würde ich keine Einwände erheben. Problematisch wird die Angelegenheit nach meiner Meinung in dem Moment, wo Beck im Anschluß an Isačenko die Auffassung vertritt, von Aktionsart könne man nur bei abgeleiteten Verben sprechen (z. B. dt. *blühen*/vs./*verblühen, er-/aufblühen;* fr. *écrire, crier, tousser*/vs./*écrivailler, criailler, toussoter),* während einfache Verben an der Aktionsartdifferenzierung nicht teilhätten. Überdies träten die Aktionsarten immer unpaarig auf. Beim Zeitcharakter schließlich würde es sich um gewisse allgemeine semantische Züge wie *dekursiv/frequentativ, +/– determinativ, +/– durativ, +/– perfektiv* handeln, die rekursiv in einer gewissen Anzahl von Verben auftreten (p. 14ss.). Hier muß nun sicher die Kritik einsetzen[8]. Es ist sicher nicht statthaft, die Aktionsarten als «unpaarig» zu betrachten; nach guter strukturalistischer Praxis lassen sich Unterschiede nur über Oppositionen fassen, d. h. man muß in jedem Fall die Ableitung im Vergleich mit dem Basisverb analysieren und damit diesem auch eine Aktionsart zuweisen (und sollte sie nur in der Neutralisierung sämtlicher positiv markierter Aktionsarten bestehen!). Dann läßt sich aber auch nicht übersehen, daß die im Bereich der Aktionsart und des Zeitcharakters einge-

[6] Zudem wäre zu bemängeln, daß der Valenzbegriff viel zu eng und traditionell gefaßt ist. E. Werner wird demnächst für das Französische zeigen (ähnlich wie es Heringer für das Deutsche getan hat), daß vieles, was traditionellerweise als Zirkumstant eingestuft wird, den Status eines (fakultativen) Aktanten hat; ein wichtiger Test in dieser Hinsicht sind die Pronominalisierungen mit *y* und *en*. Ansatzweise fehlen derartige Einsichten auch bei Beck nicht (cf. z. B. p. 162/63), doch zieht Verf. daraus nicht die notwendigen Konsequenzen.

[7] Beck stützt sich für die Aspektdiskussion v. a. auf die Untersuchungen von Kittredge, Klein, Isačenko, Schenker und Agrell; die Arbeiten von Koschmieder und Pollak figurieren in der Bibliographie, werden aber – soweit ich sehe – nirgends ausgewertet. Darüber hinaus wären aber auch die bereits in N 5 erwähnten Studien von Martin, Wilmet, Hilty, Wunderli usw. zu diesen Problemen zu berücksichtigen gewesen.

[8] Ich verzichte hier darauf zu untersuchen, ob *écrivailler* wirklich in eine Reihe mit *criailler* und *toussoter* gestellt werden darf.

setzten Unterscheidungskriterien weitestgehend identisch sind (wenn sie auch z. T. mit unterschiedlichen Etiketten versehen werden [was bei der Heterogenität der linguistischen Terminologien nicht schwer fällt]). Die Unterscheidung von Aktionsart und Zeitcharakter erweist sich in dem Moment als Scheinproblem, wo man sich nicht mehr darauf versteift, wo immer möglich die Analyse auf der Ebene der Lexeme durchzuführen, sondern prinzipiell auf derjenigen der verbalen «Wörter» (Vokabeln, Lexien[9]) argumentiert. Ein derartiges Vorgehen brächte auch den großen Vorteil mit sich, daß so die entsprechenden Substantive automatisch ausgegrenzt sind, während man sie bei Becks Vorgehen eigentlich in die Untersuchung mit einbeziehen müßte (was aber zu größeren Problemen führen würde).

Im folgenden werden dann die vier Verbklassen von Vendler *(activities, accomplishments, states, achievements)* präsentiert und einer vergleichenden Diskussion mit den Ansätzen von Godel, François und Wilmet unterzogen, wobei v. a. der letztere Vendler besonders nahe steht (p. 23). Ich verzichte hier darauf, auf die Vendlerschen Kategorien näher einzugehen, weil diese von Beck p. 92ss. durchaus sinnvoll neu definiert werden. Verf. schließt dabei die nichttemporale Kategorie der Agentivität ebenso wie den Test mit der *continuous form* aus – die Agentivität, weil sie keinen temporalen Charakter hat, die *continuous form,* weil sie ein einzelsprachliches (englisches) Phänomen darstellt. Die vier Klassen lassen sich dann folgendermaßen fassen:

– *states:* Verbalhandlungen, die von der Zeit losgelöst sind, d. h. im Präsens den Sprechzeitpunkt nicht zwingend implizieren, und deren Verlauf *a priori* weder begrenzt noch strukturiert ist (z. B. *il écrit* ‹er schreibt = er ist Schriftsteller› setzt keineswegs voraus, daß der Betreffende im Moment der Äußerung gerade am Schreiben ist; ähnlich *il est méchant* ‹hat einen schlechten Charakter›, *il est malade* ‹hat ein chronisches Leiden› usw.);

– *achievements:* «zeitgebundene» Handlungen mit punktuellem Charakter, d. h. ohne zeitliche Ausdehnung (z. B. *gagner [un match], atteindre [un but], partir* etc.);

– *accomplishments:* «zeitgebundene» Handlungen, die durch einen Verlauf mit positiver zeitlicher Ausdehnung gekennzeichnet sind und deren Abschluß bereits vorgegeben ist (z. B. *écrire une lettre, manger sa soupe, boire un verre de vin* etc.);

– *activities:* «zeitgebundene» Handlungen, die durch einen Verlauf mit positiver zeitlicher Ausdehnung gekennzeichnet sind, deren Abschluß aber nicht vorgegeben ist (z. B. *dormir, faire des reproches, avoir peur* usw.).

Allerdings muß Verf. feststellen, daß es zwischen diesen Klassen durchaus Übergänge gibt bzw. daß das Phänomen des Klassenwechsels recht verbreitet ist (v. a. p. 77ss.). Diese Erscheinung wird von dem Prinzip der «Kompositionalität» abhängig gemacht, in dessen Rahmen Faktoren wirksam werden können wie: +/– Objekt, +/– Plural, *mass-nouns* in bestimmten Valenzpositionen, usw. So würde z. B. in *il écrit* die «Zeitgebundenheit» fehlen, in *il écrit une lettre* dagegen wäre sie gegeben, ganz abgesehen davon, daß im zweiten Fall auch noch ein Abschluß impliziert wäre. Ähnliches würde für *il entend bien* und *il entend un opéra* gelten[10]. Phänomene dieser Art führen dann zur Einsicht, daß die Verben den vier o. g. Klassen nicht fest zugeordnet werden können. Dazu kommt weiter, daß Verf. feststellen muß, daß die erwähnten «Beeinflussungsfaktoren» keineswegs regelmäßig wirksam werden (p. 78ss., 161ss.). Trotzdem sucht Beck aber weiter nach sprachlichen Erklärungsmöglichkeiten für die Verbklassifikation und faßt vorerst einmal die Satzebene ins Auge (p. 82ss). Als theoretisches

[9] Auch *avoir peur, prendre la fuite, entrer en grève* usw. sind bezüglich Aktionsart bzw. Zeitcharakter markiert!

[10] *Il entend un opéra* ist allerdings nicht akzeptabel; es müßte *il écoute un opéra* heißen! Brauchbare Ersatzbelege wären dagegen *entendre un bruit/un train/la mer* usw. – Auch sonst sind die von Beck angeführten Beispiele oft äußerst fragwürdig und lassen erkennen, daß sie von einer Verf. mit mangelhaften Französischkenntnissen selbst konstruiert worden sind.

Instrument soll hier der Begriff der *Reihung* eingesetzt werden, der – z. B. aufgrund der Verwendung eines Plurals als Subjekt oder Objekt – die Auflösung einer Verbalhandlung in rekursive Phänomene, Abschnitte bzw. Teilgeschehen usw. gestatten würde. Der Versuch ist sicher interessant, führt aber letztlich auch nicht zu dem von Verf. gewünschten Ergebnis: Sie muß vielmehr feststellen, daß die Zuordnung zu den einzelnen Klassen weder am Verb noch an den Sätzen festzumachen ist, sondern vielmehr von der Interpretation der Sätze abhängt (p. 83s., 162s.). Das heißt letztlich nichts anderes, als daß wir es mit einem Problem der Referenz bzw. der Kenntnis von Welt zu tun haben, was Beck letztlich auch nicht entgeht (cf. p. 164). Dies wird auch im Resümee nochmals deutlich hervorgehoben:

> Es ist genau genommen weder der Satz noch das Verb, sondern gerade die *Aussage,* das *Ausgesagte,* das mit [+/– Atemporalität] zu kennzeichnen ist, und es ist der *bezeichnete* Sachverhalt, das *bezeichnete* Geschehen, dem die Merkmale [+/– Punktualität] oder [+/– Abschluß] zukommen (p. 171)[11].

Gleichwohl wird weiter krampfhaft versucht, in den sprachlichen Bereich und v. a. auf die Satzebene zurückzufinden (p. 92, 103s. u. passim), was sich z. B. darin äußert, daß ständig von «Merkmalen» die Rede ist (z. B. p. 94 u. passim); in Wirklichkeit handelt es sich aber weder um konstante Erscheinungen der Lexie noch um solche des Satzes; die ganze Analyse liegt nicht auf der Ebene der *langue,* sondern vielmehr in dem Bereich, den Saussure als *linguistique de la parole* bezeichnete!

Was die empirische Untersuchung (p. 98ss.) angeht, so beschränkt sie sich auf Verben, die nach Juilland et al. unter den 400 häufigsten Wörtern des Fr. figurieren und die gleichzeitig auch im *Français fondamental* verzeichnet sind[12]. Diese Auswahlkriterien führen dann zu einer Liste von 26 Verben, die sich zwischen *aimer* und *garder* situieren. Zur Beschaffung von Belegmaterial wird in erster Linie auf den *Trésor de la langue française (TLF)* zurückgegriffen, wobei bei Bedarf auch noch der *Grand Robert* und die Untersuchungen von Mira Rothemberg und Busse/Dubost herangezogen werden[13]; dazu kommt in begrenztem Umfange noch etwas eigenes Material. Als letzte Einschränkung ist in Rechnung zu stellen, daß nur Aussagesätze *qua* Hauptsätze in die Untersuchung mit einbezogen werden, da alle anderen Satztypen zu weiteren und z. T. sehr schwierigen Problemen geführt hätten (p. 103). Was so zusammenkommt ist letztlich ein außerordentlich bescheidenes Korpus, das auch von Verf. selbst als ungenügend erkannt wird. Überdies – und dies hätte man schon im vornherein wissen können – erweist sich das Wörterbuchmaterial in zahlreichen Fällen als vollkommen ungenügend, da der fehlende weitere Kontext keine eindeutige Zuordnung zu einer der vier Kategorien erlaubt. Da zudem schon die ganze theoretische Diskussion unter Vorgriff auf dieses Material geführt worden ist, kann es auch nicht erstaunen, daß sich keine neuen Erkenntnisse ergeben: Die «empirische Untersuchung» ist eigentlich nichts anderes als ein Beleganhang für den Theorieteil.

Es bleibt noch die Frage nach der abschließenden Beurteilung dieser Arbeit. Sicher kann man ihr eine beeindruckende Ehrlichkeit und Redlichkeit bescheinigen, die nichts zu vertuschen und zu beschönigen versucht; das kritische Bewußtsein der Verfasserin ist scharf, ihr methodisches Vorgehen im Kern sauber. All dies entkräftet aber die vorgetragenen Einwände nicht. Anlage und Präsentation sind eher ungeschickt, und v. a. fehlt der Verfasserin die Fä-

[11] Vgl. auch p. 174.

[12] Cf. A. Juilland et al., *Frequency Dictionary of French Words,* The Hague 1970; Ministère de l'Education Nationale (éd.), *Le français fondamental (1er degré),* Paris 1974.

[13] Cf. M. Rothemberg, *Les verbes à la fois transitifs et intransitifs en français contemporain,* Paris 1974; W. Busse/J.-P. Dubost, *Französisches Verblexikon.* Die Konstruktion der Verben im Französischen, Stuttgart²1983.

higkeit, aus ihren Ergebnissen die nötigen Konsequenzen zu ziehen und diese auch durchzuhalten: Da sie sich zum Ziel gesetzt hatte, die vier Kategorien auf der Ebene des Verblexems oder allenfalls auf derjenigen des Satzes anzusiedeln, kehrt sie immer wieder zur letzteren zurück, obwohl sie zur Einsicht vorgestoßen ist, daß die Probleme auf der pragmatischen Ebene liegen. Die Untersuchung ist somit als Dokument eines Mißerfolgs einzustufen, ja sie konnte bei den gemachten Vorgaben nicht anders enden; das gewählte Erfassungsraster leistet für die Klassifikation der französischen Verben kaum etwas und kann höchstens als brauchbares *tertium comparationis* für den intersprachlichen Vergleich gelten.

Peter Wunderli

OLOF ERIKSSON, *L'attribut de localisation et les nexus locatifs en français moderne*, Göteborg 1980, III + 310 p. (*Romanica Gothoburgensia* XVII).

Im Mittelpunkt dieser Doktorarbeit stehen sog. lokative Nexus, das sind Subjekts-Prädikats-Verbindungen, deren Prädikat ein lokales Präpositionalsyntagma ist: z. B. *sa main: sur mon épaule me réveille.* Im Normalfall handelt es sich dabei um Konstruktionen, die sich mit Hilfe einer Kopulakonstruktion paraphrasieren lassen, in der das Präpositionalsyntagma Prädikatsnomen (*attribut*) wäre. Die notwendige Abgrenzung gegen «normale» Subordinationsphänomene (z. B. *la maison de mon frère* ...) wird nur kurz angesprochen. Ziel der Arbeit ist es, in der zeitgenössischen französischen Literatursprache anzutreffende *nexus locatifs* zu klassifizieren. Das Korpus umfaßt 7000 Belegstellen, die ausnahmslos zur Illustration der herausgestellten Typen dienen. Statistische Analysen sind nicht intendiert.

Die Arbeit beginnt nach dem Inhaltsverzeichnis und einem kurzen Vorwort mit einer guten und kritischen Aufarbeitung des Forschungsstandes zum *attribut de localisation*, in der vor allem dem Status von *être* einerseits als Kopula und andererseits als *verbe existentiel*, also als intransitives Vollverb, nachgegangen wird (p. 7 – 64). Der Forschungsüberblick mündet ein in eine Analyse der Kopulaergänzungen, die traditionell in zwei Klassen unterteilt werden, die komplementär distribuiert sind: 1. das *complément d'attribut* (Typ: *Pierre est intelligent/peintre*) und 2. das *complément circonstanciel* als Präpositionalergänzung, zu dem auch das *attribut de localisation* (Typ: *Pierre est dans le jardin*) zählt. Verf. präzisiert die Terminologie allerdings – und zurecht – dahingehend, daß er den Begriff des *complément circonstanciel* reserviert für die fakultativen Verbergänzungen des Typs *il chante dans la salle des bains.* Im Zusammenhang mit den Kopulakonstruktionen verwendet er ausnahmslos den Begriff *attribut.* Nach der terminologischen Vorabklärung erfolgt in einem zweiten umfassenden Teil eine von einer rudimentären semantischen Nutzwertanalyse begleitete syntaktische Analyse der lokativen Nexus (p. 65 – 288). Leider erfolgt neben einem pauschalen Hinweis darauf, daß der Begriff des Nexus von Otto Jespersen stammt[1], aber in einer modifizierten Bedeutung übernommen wird, keinerlei Bezug mehr zu diesem. Und Togeby, bei dem der Nexus einen zentralen Platz einnimmt[2], wird in diesem Zusammenhang gar nicht genannt. – Die Systematisierung erfolgt einerseits entsprechend dem formalen Status des Nexus (Satzwert [d. h. Haupt- oder Teilsatzstatus: z. B. *Des pas dans l'escalier*...; *Dans sa chambre, elle allait directement à l'armoire*] und Satzgliedwert [z. B. *Dix jours de lit* < *dix jours au lit*] sowie Wert als adnominale determinative Ergänzung [nicht als *attribut*]), und andererseits entsprechend der syntak-

[1] Cf. O. JESPERSEN, *Analytic Syntax*, Kopenhagen 1937.
[2] Cf. K. TOGEBY, *Structure immanente de la langue française*, Paris [2]1965.

tischen Funktion des durch das lokale Präpositionalsyntagma betroffenen Substantivs. Abgeschlossen wird die Arbeit durch eine knappe «Remarque finale» (p. 289/90), hinter der man zu Unrecht ein Fazit vermutet, durch die Anmerkungen (p. 290 – 98), durch eine Bibliographie (p. 300 – 10) und durch eine Auflistung der behandelten Haupttypen mit je einem Beispielsatz (p. 312/13).

Die Arbeit zeichnet sich zweifelsohne durch eine große Akribie bei der Beispielklassifizierung wie auch bei der Interpretation aus, wobei allerdings selten einsichtig wird, weshalb der Behandlung von nicht lokativen Nexus ein derart breiter Platz eingeräumt wird, wenn es dann doch nicht zu einer interpretativen Gegenüberstellung zu den eigentlich anvisierten lokativen Nexus kommt. Zudem scheint mir das angelegte Systematisierungsraster ‹formaler Status› und ‹syntaktische Funktion des den Nexus dominierenden Substantivs› ungeeignet, zu für die Themenstellung aussagekräftigen Ergebnissen zu gelangen, die über die reine Auflistung hinausgehen. Eine Einbettung in ein syntaxtheoretisches Bezugsraster unterbleibt, so daß die herausgestellten Aspekte mehr oder weniger im luftleeren Raum verpuffen. Man muß es leider sagen: Ein interessantes Kapitel der Syntax wurde durch den freiwilligen Verzicht auf methodische und methodologische Reflexionen (p. 4/5) verschenkt.

Edeltraud Werner

✱

DANIELLE CORBIN, *Morphologie dérivationnelle et structuration du lexique*, Tübingen (Niemeyer) 1987, 937 p., zwei Bd. (*Linguistische Arbeiten* 193 – 194).

Eine neunhundert Seiten starke Studie, die schon im ersten Abschnitt gleich vier amerikanische Generativisten zitiert, die das betroffene Forschungsgebiet als fundamental aber äußerst schwierig, neu aber bisher unbearbeitet beschreiben, stimmt mich von Anfang an besonders kritisch. Wenn ich dann beim Durchblättern des Buches häufig zu lesen bekomme, es handle sich nur um vorläufige Arbeitshypothesen, erinnert mich das fatal an das Torso von Chomsky-Halles, *The Sound Pattern of English,* das, wie sich herausgestellt hat, nicht den Anfang, sondern das Ende der abstrakten generativen Grammatik mit Universalansprüchen darstellte. Und die über den Text verstreuten 37 Theoreme, p. 798 – 801 rekapituliert, lassen mich an Raymundus Lullus denken, der, frustriert, die 23 Buchstaben seines ersten heuristisch-kombinatorischen (generativen?) Alphabets seiner Prinzipienlehre auf 9 reduziert hat. Jedem Forscher aber sei das Recht zugestanden, neue Fachausdrücke zu verwenden («principe d'Adjacence», «Applicateur d'idiosyncrasies», «Archi-affixe», «Argument-linking principle», «Output» usw.; cf. *Index thématique* 805 – 814) und neue formelhafte Darstellungsweisen vorzuschlagen[1].

Nach diesen eher negativen ersten Eindrücken hatte es Corbin nicht leicht, mich zu überzeugen, daß sie auf dem rechten Weg zu einer solideren und theoretisch besser zusammenhängenden fr. Wortbildungslehre ist. Aber eine sorgfältige Nachvollziehung ihres Gedankenganges läßt mich ahnen, daß hier ein Meilenstein der Romanistik vorliegt.

[1] Daß Corbins Schreibweise dem Stammbaumformat der Generativisten vorzuziehen ist, sei am Beispiel der vier homophonen *anti-alcoolique* dargestellt (473; A = Adj., N = Subst., ° = regelmäßig aber nicht belegt):

1 $[(\text{anti})_{af}\ [[\text{alcool}]_N\ (\text{ique})_{af}]_A]_A$ (‹opposé à ce qui est alcoolique›, cf. «antimoral»);
2 $[(\text{anti})_{af}\ [[\text{alcool}]_N\ (\text{ique})_{af}]_N]_A$ (‹qui est contre les alcooliques›, cf.«antisémite»);
3 $[(\text{anti})_{af}\ [\text{alcool}]_N]_N\ (\text{ique})_{af}]_A$ (‹relatif à l'°antialcool› cf. «antiatomique»);
4 $[(\text{anti})_{af}\ [\text{alcool}]_N]_A\ (\text{ique})_{af}]_A$ («qui est contre l'alcool», cf. «antichar»).

Die Hintergründe dieser Arbeit erklären einige ihrer Idiosynkrasien (ein Lieblingswort der Autorin, vermutlich unter engl. Einfluß). Geplant als *thèse d'État* unter J.-C. Chevalier (Hg. von *Grammaire transformationelle: syntaxe et lexique,* 1976), wurde sie während der Unterrichtszeit an der Universität Lille III ausgearbeitet. Corbin hat vermutlich mehrere Seminare benutzt, zusammen mit den Studenten Wörterbücher zu exzerpieren, während sie in ihren Vorlesungen über Morphologie neuere, vor allem engl. Sekundärliteratur besprach und Formulierungen ihrer eigenen Ideen ausprobierte. Ihr pädagogisches Talent, sowie ihre Ausbildung in Philosophie und Logik, zeigen sich darin, wie sie in ihrer Theoriebildung vom Erfassen und der hierarchischen Einstufung eines Problems zu verschiedenen Lösungsvorschlägen mit Gegenbeispielen fortschreitet, um mit einem Teiltheorem zu schließen.

Die Vorarbeit an Wörterbüchern hat Materialien geliefert, die Danielle Corbin und ihr Gatte Pierre einzeln oder gemeinsam vor allem in einer Reihe von sechs Artikeln über «Le monde étrange des dictionnaires» (cf. Bibl., 914 – 937) verwertet haben und die nun auch mehrere Exkurse im zweiten Band füllen. Das Fazit wird in den Kap. 1 bis 3 gezogen: Die Art und Weise, wie Wörterbücher zusammengesetzte Wörter behandeln, läßt auf keine theoretische Basis schließen. Der Forscher ist voll berechtigt, seinem eigenen Sprachgefühl mehr zu trauen als dem der Lexikographen. Daß dieser Schluß weniger revolutionär ist als er klingt, zeigen vor allem die Exkurse 1 und 2 (587 – 598). Corbin untersucht, ob Wörterbücher Adverbien mit dem Suffix *-ment* den betroffenen Adjektiven einfach unterordnen, oder ob sie ihnen einen separaten Eintrag zugestehen und kann hinter solchen «dégroupements et regroupements» keine Logik entdecken. Im Exkurs 5 (613 – 632) werden alle Wörter mit dem Präfix *dé-,* die im Petit Robert von 1977 neu auftauchen, untersucht, und es wird festgestellt, daß die Strukturanalysen der Lexikographen mangelhaft, unvollständig, widersprüchlich, redundant und theoretisch inkoheränt sind. Exkurs 3 (599 – 606) zeigt die überraschenden Resultate einer Umfrage, ob bestimmte Ausdrücke in Wörterbüchern zu finden seien oder nicht[2]. Exkurse 6 bis 9 sind Wörtern mit dem Präfix *anti-* gewidmet; zuerst (633 – 636) solchen, die auch ein Suffix aufweisen und in der traditionellen Wortbildungslehre von Darmesteter bis Togeby – zweien der wenigen in diesem Buch zitierten älteren oder traditionellen Forscher – als parasynthetische Kombinationen erklärt werden, was Corbin p. 121 – 139 überzeugend als überflüssig zurückweist[3]. Im Exkurs 8 (637 – 650) werden alle Wörter mit der Vorsilbe *anti-* aus sieben Wörterbüchern zusammengetragen, mit Angaben darüber, wie sie dort analysiert werden.

Aus Exkurs 9 (651 – 655) möchte ich ein für Corbins Wortbildungsregeln typisches Beispiel zitieren. Wörter mit der Vorsilbe *anti-* können aufgrund von vier verschiedenen WBR gedeutet werden, die folgende Wortarten und Bedeutungswechsel erzeugen:

anti 1: $N_1 \rightarrow N_2$: «N_2 situé devant N_1» («antichambre»);
anti 2: $N_1 \rightarrow N_2$: «N_2 opposé de/à N_1 («antihéros»/«anticommunisme»);
anti 3: $A_1 \rightarrow A_2$: «A_2 contraire à ce qui est A_1 » («antimoral»);
anti 4: $N \rightarrow A$: «Qui s'oppose à N» («antigel»).

Exkurs 10 (661 – 713) studiert Wörter mit dem Sufix *-et(te),* die auf den ersten Blick von Verben abgeleitet scheinen. Exkurse 11 und 12 (715 – 721, 723 – 727), die ebenfalls Materialien

[2] Z. B. «Marie a décidé de *décirer* le buffet pour le vernir», und «Dépêchez-vous de *désangler* le patient et de le ranimer». *décirer* findet sich in einem Wörterbuch, *désangler* nicht, aber weniger als 10% der Befragten haben das richtig vermutet. Meiner Meinung nach sind hier audio-visuelle Kräfte am Werke, die Corbin nicht genügend beachtet. *décirer* erinnert «phonetisch» zu sehr an *désirer* (wird also beim Sprechen nicht aber beim Schreiben vermieden), *désangler* hingegen «optisch» zu sehr an *sang* (wird also besser in mündlicher als in schriftlicher Kommunikation verstanden).

[3] *analphabète* z. B. wird als parasynthetisch erklärt, da es weder ein *analphabet* noch ein *alphabète* gibt. Aber genau so wie «immortaliser» ‹rendre immortel› bedeutet, kann «alphabétiser» als ‹rendre alphabète› gedeutet werden.

einer Magisterarbeit einer Studentin verwerten, listen die analysierten, auf *-et(te)* endenden Formen auf. Hier überzeugt vor allem die Hypothese, daß das Segment *-er-* in Formen wie «chaufferette», «couperet», eine Variante von *-eur* darstellt (cf. «doucereux»). «chauffeur» könnte ja nicht nur ‹Mann, der heizt› bedeuten, sondern auch ‹Gerät mit dem man heizen kann›, und folglich «chauffeurette», ‹kleines Heizgerät›. Dieses Segment *-er-* unterliegt auch Formen wie «allumette», ‹kleiner «allumeur»›. Ableitungen mit lokativer Bedeutung weisen auf einen Synkretismus von *-eur* und *-oir* hin, und so wäre «couchette» weniger als Diminutiv zu «couche», ‹Ort wo man schläft› (cf. «trôner» → «trône») zu erklären, denn als Kürzung von «couch-oir-ette».

Der wichtige 14. Exkurs (738 – 779, Anm. 780) führt 175 Typen von systematischen Phonemvariationen an, mit vielen Beispielen (zusammen mit allen anderen im Buch behandelten Wörtern und Affixen im *Index léxical* 815 – 905 verzeichnet; insgesamt über 8000 Eintragungen), die ahnen lassen, daß es ein wahnwitziges Unterfangen wäre, sie alle mit vollständigen generativen Regeln beschreiben zu wollen. Dies trifft vor allem in den Fällen zu, wo zunächst die Aussprache rekonstruiert werden muß, was erlaubt «cruel – cruauté» (d.h. «crualté») neben «clef – clavier» als Beispiel der Alternanz /E/ ~ /a/ zu stellen (746). Diese Listen sind wohl eher eine gut strukturierte Bestandsaufnahme und können nur beschränkt der Hypothese dienen, allen diesen Wortpaaren wie «men(er) – man(ade)», «éperon – espéron(ade)», «genou – génu(flexion)», «chev(eu) – cap(illaire)» usw. unterlägen im Lexikon des «native speaker» Grundformen, die solche Ableitungen dank glaubwürdiger Regeln vollständig generieren können.

Corbin würde sich zu Recht dagegen verwahren, zu diesem Extrem zur Chomsky-Schule gezählt zu werden und würde darauf aufmerksam machen, daß sie in Bd. 1 manche generativ-transformationelle Regeln zur grammatischen Flexion[4] und zur Wortbildungslehre – was für viele, aber nicht für Corbin, das gleiche ist, obwohl auch ihr eine die Flexion und die Derivation integrierende Morphologie als Zukunftsziel vorschwebt – zurückgewiesen hat. So lehnt sie z.B. das Merkmal [± gelehrt] ab (90 – 95, 328 – 331), sowie die Opposition (± Erbwort) (oder [± lat.] bzw. [± gr.]), die ja wirklich in synchronischer Betrachtungsweise befremdend wirken, da ein Prinzip der «intuition de non-autonomie» ebenso schwer zu postulieren wäre wie die Annahme einer «intuition de néologie» (204). Dies sind aber Reaktionen gegen generativistische Theorien im Detail (besonders gegen Allen, Aronoff, Booj, Halle, Jackendoff, Lieber und Selkirk; cf. z.B. 153 – 170), während Corbin deren Grundprinzip (inhärente sprachliche Kompetenz), Darstellungsform (Freude am abstrakten Theoretisieren) und Endziel («elegante» Regeln, die entscheiden, ob ein Wort generiert werden kann, oder einen separaten Eintrag im Lexikon des Sprechers benötigt) nicht in Frage stellt. Der Leser wäre durchaus gewillt, Corbins Gedankengängen zu folgen, ohne so oft darauf aufmerksam gemacht zu werden, in welcher Weise sich ihre Theoreme von denen einer bestimmten Gruppe anderer Forscher unterscheiden. Ältere Studien im allgemeinen, und deutsche Arbeiten im besonderen, bleiben unbeachtet, und man hofft vergebens auf Hinweise auf Parallelerscheinungen in anderen romanischen Sprachen[5]. Dies ist kaum ein Hauptkriterium bei der Bewertung dieses Buches, aber man fühlt doch, daß es besser gewesen wäre, sich z.B. mehr mit allgemeinen sprachpsychologischen Beobachtungen auseinanderzusetzen als mit Theorien, die am Eng. ausprobiert worden sind (z.B. die Right-hand Head Rule (RHR) innerhalb der $\bar{X}$ Theorie: «mot^0/radical^{-1}/racine^{-2}»). Das Prinzip der Analogie wird verschwiegen, unterliegt aber doch

[4] Ohne Kommentar sei hier auf F. Drijkoningen, *The Syntax of Verbal Affixation (Linguistische Arbeiten* 231, Tübingen 1988) hingewiesen.

[5] Sp. Beispiele können nun leicht in Silvia Faitelson-Weisers *Dictionnaire inverse et analyse statistique de la langue espagnole* (Québec 1987) gefunden werden. Faitelson bereitet größere Arbeiten zur Wortbildung im Sp. vor.

Corbins Gebrauch von *cf.* (wie z. B. im zitierten Fall von *«alphabétiser» cf. «immortaliser»)* und, wenn ich es recht verstehe, ihren Prinzipien «de copie», «de blocage» und «de perméabilité», sowie dem «sélectionneur». Analogien, obwohl auf synchronischer Ebene operierend, sind für Generativisten offenbar zu unberechenbar, von Gebrauchsfrequenzen und individuellen semantischen Assoziationen abhängig, und als Kraft *von außen* einer Theorie der Wortschöpfung *von innen* abwegig.

Diese Bemerkungen beruhen auf subjektiven ersten Eindrücken, die dieser gut durchdachten und mit viel sprachlichem Fingerspitzengefühl illustrierten Arbeit nicht gerecht werden können. Es ist hier aber nicht möglich, die beiden Bände im Detail vorzustellen und auf originelle und durchaus überzeugende neue Einsichten in die Systematik der Wortbildungslehre hinzuweisen.

Teil 1 der Arbeit (9 – 139 – Anm. am Anfang von Bd. 2 –: «Contre une morphologie de l'évidence»), in dem die Intuition des Sprechers (auch die von Kindern, cf. Exkurs 4, 607 – 611) in der Erstellung des Corpus Wörterbüchern vorgezogen wird, schließt mit folgenden Forderungen an eine neue Wortbildungslehre: 1. Sie soll nicht mechanistisch, linear und kombinatorisch («concaténatoire») sein, sondern vertikal strukturiert, aber zyklisch anwendbar; 2. Ihre Regeln sollen nicht bloß beschreiben, sondern müssen zukünftige Ableitungen voraussagen können; 3. Zusammengesetzte Wörter dürfen nicht nur oberflächlich als Aneinanderreihung von Segmenten beschrieben werden; 4. Phonologische, morphologische, semantische und syntaktische Aspekte, die bestimmten Wortbildungen entgegenwirken, müssen verdeutlicht werden; 5. – 6. Wortbildungsregeln und Beschreibungen von Affixen müssen deren Einfluß auf Wortartwechsel mit in Betracht ziehen; 7. Wechselbeziehungen zwischen morphologischer und semantischer Analyse müssen herausgearbeitet werden; 8. Die Definition von «mot construit» muß möglichst präzis gefaßt werden.

Teil 2 trägt den Titel «Principes d'une morphologie stratifiée» (141 – 412) und erörtert vor allem die Frage, was regelmäßig, und folglich vorhersagbar und wiederholbar ist. Viele Ausnahmen weisen nur oberflächliche Unregelmäßigkeiten auf, und Lücken im Basis-Lexikon sind mehr zufällig als systemisch. Einzelne Formen, die in ihrer Bildung oder Bedeutung «idiosynkratisch» erscheinen, lassen sich in einem beschränkten Rahmen durch sekundäre Regeln gruppieren. (Diesen ist Kap. 3 gewidmet: «Les sous-régularités partiellement prédictibles», 283 – 383; Kap. 4 fragt dann: «Que reste-t-il des idiosyncrasies»?, 385 – 411.) Das Ideal des Morphologen ist dabei, daß die Bedeutung eines zusammengesetzten Wortes aus den einzelnen Segmenten ersichtlich sein soll, und daß der Sinn eines zu bildenden Wortes die Affixe vorausbestimmen sollte. Dabei muß man zwischen zusammengesetzten und komplexen aber nicht zusammengesetzten Wörtern unterscheiden («maisonnette»/«omelette»), Polysemie in Ausgangsformen und Homonymie der Affixe als relativ häufig akzeptieren[6] und nicht selbständig vorkommende Basen miteinbeziehen («carcère» als Teilsynonym von «prison», aus «carcéral» und «incarcérer»; siehe auch Exkurse 13 – 14, 729 – 736). Die nur in wenigen (aber mindestens zwei) Fällen zu beobachtenden Regelmäßigkeiten betreffen vor allem Ableitungen mit Lautverschiebungen, d. h. einfache Phonemvarianten oder komplizierte Substitutionen, und sind nur sehr schwer zu kategorisieren. Komposita mit mehr als einem Phonemwechsel in PR 1 und PR 2 zu trennen, nach dem Kriterium, ob alle oder nicht alle sich auch anderswo finden, scheint mir nicht sehr fruchtbar. So ist «païen – pagan(isme)» PR 1, weil der Ablaut /E/ ~ /a/ sich auch z. B. in «mère – mar(âtre)» findet und der Wechsel /i/,/j/ ~ /k/,/g/,/ž/ auch in «naï(ade) – nag(er)»; «roche – rup(estre)» aber ist PR 2, da zwar /o/ ~ /y/ häufig

[6] Z. B. «gâter»: 1. ‹etwas verderben›, 2. ‹jemanden verwöhnen›; «gâterie» also nicht nur (2.) ‹action de gâter quelqu'un›, sondern auch (1.) ‹action de mettre en mauvais état quelque chose›. // «V-*erie*»$_1$: ‹ACTION de V(erbe)›; «N-*erie*»$_2$ ‹Lieu où on (+ Verbe) N›; z. B. «gâterie» (1), «parfumerie» (179).

[«gorge – (in)gurg(iter)»], aber /ʃ/ ~ /p/ einmalig ist. Die Einführung der Markierung [+A], [A+], [+T] und [T+] andererseits überzeugt: bestimmte Segmente sind Lautänderungen unterzogen ([+A], für «allomorphie»), andere verursachen sie ([A+]), und andere Segmente unterliegen oder bewirken einen Silbenausfall[7].

Teil 3, «Pour un modèle lexical stratifié» (413 – 508) ist nicht so sehr eine Zusammenfassung als vielmehr eine teilweise Umformulierung einzelner Prinzipien im Hinblick auf eine moderne, erschöpfende und kohärente Wortbildungslehre und eine neue Lexikographie, die auch Affixe anführen und beschreiben muß und die interne Strukturen von zusammengesetzten und nicht konstruierten Komposita logisch nachzeichnen soll[8].

Corbin kann mit ihren Materialsammlungen des zweiten Bandes jedermann unmittelbar etwas bieten. Die Ausführungen im ersten Band verlangen aber vom Leser eine positive Einstellung zur ahistorischen und unpsychologischen Generativistik, was die Verf. dank ihrem selbständigen Denken und undogmatischen Vorgehen erleichtert. Der unmittelbare praktische Ertrag für die Lexikographie und (pädagogische) Grammatik ist vorläufig noch gering, aber das Ziel, das sich Corbin gesteckt hat, die Forschung zur synchronen fr. Wortbildungslehre auf eine theoretisch anspruchsvollere Basis zu stellen, ist erreicht worden.

Curt Wittlin

✱

ROHR, KERSTIN INGEBURG, *Geldbezeichnungen im Neufranzösischen unter besonderer Berücksichtigung des Argot,* Tübingen (Niemeyer) 1987, XII + 441 p. *(Beiheft zur ZRPh.* 214).

Ziel der vorliegenden Arbeit von Kerstin Ingeburg Rohr ist die Darstellung der Geldbezeichnungen im Neufranzösischen. Hierbei wird *Argot* und *Volkssprache* als denjenigen diastratischen Registern, die – im Gegensatz zur *Gemeinsprache* – «Bezeichnungen für ‹Geld› an-[bieten], die die Eigenschaft der Realität Geld oder ihr Verhältnis zum Menschen, also das Vorstellungs- und Gefühlsmäßige, in befriedigender Weise auszudrücken vermögen» (p. VII), besondere Bedeutung beigemessen.

Grundsätzlich gilt für die Darstellung, daß sie nach onomasiologischen Gesichtspunkten erfolgt und diachron ausgerichtet ist. Rohr äußert sich zu diesen theoretischen Grundlagen ihrer Arbeit allerdings nur in überaus knapper Form in ihrer Einleitung, ohne sie genauer darzulegen.

Der onomasiologische Ansatz impliziert für die Verfasserin, daß die einzelnen Bezeichnungen für Geld einer semantischen Analyse nur in ausgesprochen geringem Maße unterzogen werden. So werden als Hinweise auf die Bedeutung in vielen Fällen lediglich *argent/monnaie* o. ä., bzw. Wertangaben wie *pièce/billet de X Francs/centimes* angeboten. Rohr begründet

[7] (z. B. $[[[\text{gloire}]_N\ (\text{eux})_{af}]_A\ (\text{ifi})_{af}]_V$
[+A] [A+]
[+T] [T+]

Das heißt: 1. Die Adj.-Endung *-eux* monophtongiert *gloire* zu *glor;* 2. die Verb-Endung *-ifier* verursacht den Ausfall von *-eux-*.

[8] Für ein Beispiel für die vorgeschlagene Schreibweise siehe p. 457:

1. $[[\text{roi}]_N\ \text{aume}\ ]_N$ // 2. $[\ \text{carpe}\ (\text{ette})_{af}\ ]_N$ // 3. $[\ \text{ca}\ [\text{bosse}]_N\ ]_V$ // 4. $[[\text{chant}]_V\ (\text{eur})_{af}\ ]_N$ // 5. $[[\text{maison}]_N\ (\text{ette})_{af}\ ]_N$ // 6. $[(\text{dé})_{af}\ [\text{cous}]_V\ ]_V$ // 7. $[[\text{vol}]_V\ ]_N$

1 – 3 sind selbständige Lemmata im Lexikon, da sie nicht regelmäßig abgeleitet werden können; 4 – 7 sind Ableitungen von Grundformen.

diese Vorgehensweise mit der Annahme, daß «der Begriff ‹Geld› [...] quantitativen Charakter [besitzt] und [...] sich allenfalls in ‹Geld im allgemeinen›, ‹Geldmünzen und -scheine› und ‹gewisse Geldsummen› unterteilen [läßt]» (p. VIII). Bleibt die Frage, inwiefern eine solche – nicht näher begründete – These vertretbar ist und eine weitergehende Inhaltsanalyse der Lexeme nicht doch möglich wäre und die Untersuchung wesentlich hätte bereichern können.

Zur diachronischen Ausrichtung ist zu sagen, daß Rohr selbst den Schwerpunkt im 19. und 20. Jahrhundert ansetzt, da frühere Epochen sich einer Analyse insofern in hohem Maße entziehen, als Argotwörter erst seit dem 19. Jahrhundert schriftlich fixiert sind. Die Epoche ‹Neufranzösisch› wird hier also offenbar über das Vorhandensein schriftlicher Belege für Argotwörter definiert, ohne daß weitere explizite Begründungen für diese Periodisierung gegeben würden. – Eingang in Rohrs Untersuchung finden jedoch auch sechs mittelfranzösische Argotwörter, worauf sie in ihrer Einleitung zwar hinweist (cf. p. VII), jedoch ohne die Aufnahme dieser Bezeichnungen, für die sie jeweils einen Beleg aus dem 15. oder 16. Jahrhundert anbietet und die demnach im Neufranzösischen nicht mehr existieren, zu begründen.

Den ersten Teil der Untersuchung (p. 1–265) stellt eine alphabetisch angeordnete Auflistung von ca. 700 Bezeichnungen für Geld dar. Unter dem jeweiligen ‹Lemma› finden sich neben den bereits erwähnten Kurzhinweisen zur Bedeutung zunächst der Erstbeleg und die Informationen des *FEW* sowie der etymologischen Wörterbücher von Dauzat/Dubois/Mitterand und Gamillscheg. Hinzugezogen werden nach Angaben Rohrs (cf. p. XI) des weiteren bekannte Wörterbücher des Französischen: der *Trésor de la Langue Française,* der *Grand Larousse de la Langue Française,* der *Grand Robert* und der *Petit Robert.* Ob diese Wörterbücher im Rahmen des Analyse der einzelnen Bezeichnungen de facto konsultiert worden sind, erscheint fraglich, denn sie werden unter der jeweiligen Bezeichnung nur in äußerst seltenen Fällen aufgeführt. Rohrs Aussage: «Wird eines dieser Wörterbücher nicht aufgeführt, so ist die Geldbezeichnung nicht regestriert [sic]» (p. XI) läßt sich bereits mittels einer stichprobenartigen Überprüfung der Aufnahme von als relativ frequent einzustufenden Bezeichnungen im *Petit Robert* unschwer widerlegen. So finden sich im *Petit Robert* 1977 (diese Auflage wird von Rohr angegeben) durchaus Lemmata wie *brique* ‹un million de francs›, *fric* ‹argent›, *galette* ‹argent›, *mitraille* ‹menue monnaie de métal›, *pognon* ‹argent›, *rond* ‹sou› und *sac* ‹argent/somme de mille francs anciens›, Rohr jedoch verzichtet in allen genannten Fällen auf das Aufführen des *Petit Robert.*

Den zweiten Teil der Angaben zu den Bezeichnungen stellen überaus zahlreiche Belege aus literarischen Quellen, Argotwörterbüchern sowie Arbeiten zum Argot dar. Da diese Belege chronologisch geordnet sind, geben sie in überzeugender Weise Auskunft über ‹Leben› und ‹Kurzlebigkeit› der Bezeichnungen (cf. p. X). Hinzu kommen in einer Reihe von Fällen Hinweise auf (graphische) Varianten der Bezeichnung, Wendungen und verwandte Wörter – so z. B. *être au fric* ‹être riche› und *friqué* ‹riche› s. v. *fric* –, die in anderen Fällen, wie z. B. bei *être raide (comme un passe-lacet)* in der Bedeutung ‹désargenté, fauché› (*Petit Robert* 1977, s. v. *raide),* erstaunlicherweise jedoch fehlen. Den Abschluß bilden Informationen zu Bildung und Etymologie der jeweiligen Bezeichnung. Diese Informationen sind besonders begrüßenswert, da sie gerade im Bereich des Argot schwer zu erfassen sind.

Den zweiten Teil der Untersuchung bildet eine Kategorisierung der Geldbezeichnungen entsprechend den zugrundeliegenden Wortbildungsverfahren sowie den ‹Bildspendern› für die jeweiligen Bezeichnungen. In den ersten, relativ kurz gehaltenen Ausführungen zu Wortbildungsverfahren (p. 266–289) unterteilt Rohr in die großen Kategorien Suffixbildungen, sog. ‹Largonji›, Kürzungen, Anagramme, die sie als argottypische Deformierungen des Signifikanten auffaßt, Wortkreuzungen, ‹spaßhafte Umbildungen› und die ‹dérivation synonymique›. Erläuterungen zu diesen Kategorien finden sich nur in den Bereichen der Suffixbildung, der ‹Largonji› – wenngleich in diesem Fall lediglich in Form einer Definition – und der ‹dérivation synonymique›, sie illustriert jedoch alle durch mehr oder weniger reichhaltiges Beispielmaterial.

Weitaus ausführlicher sind die Analysen der ‹Bildspender› für die Geldbezeichnungen (p. 290 – 361), die interessante Auskünfte über die Vielfalt der genutzten Möglichkeiten zur Gewinnung neuer Bezeichnungen für Geld geben.

Den Abschluß der Arbeit Rohrs bilden schließlich eine zusammenfassende Darstellung der Geldbezeichnungen im *FEW* (p. 362 – 404), Bibliographie (p. 405 – 424) sowie ein Register (p. 425 – 441).

Abgesehen von der eingangs bereits angesprochenen detaillierteren semantischen Analyse, durch die diese Arbeit hätte gewinnen können, fehlt in dieser Untersuchung v. a. der Versuch einer Abgrenzung der als *Argot* und *Volkssprache* bezeichneten Register. In der nur äußerst knappen Einleitung (p. VII – XII) nimmt die Auseinandersetzung mit den Registern einen überaus geringen Stellenwert ein. Die Charakterisierung des *Argot* als «der untersten diastratischen Schicht» (p. X), «mit Geheimcharakter [...], der sich im Hang zur Unkenntlichmachung und zur ständigen Innovation des Wortschatzes äußert» (p. X), dürfte als für eine solche Untersuchung, deren vorrangiger Gegenstand der *Argot* ist, nicht ausreichend angesehen werden. Dies gilt um so mehr, als das Verhältnis *Argot* – *Volkssprache* grundsätzlich ungeklärt bleibt, da letzteres Register nicht definiert wird. Auch für die einzelnen Wortanalysen gilt, daß Versuche einer expliziten Zuordnung der Bezeichnungen zu diastratischen/diaphasischen Registern sowie mögliche Hinweise auf die Frequenz fehlen. Hier hätte ein konsequentes Konsultieren der Wörterbücher des Französischen sicherlich erste Hinweise auf Registerzuordnungen liefern können, sei es durch Nichtaufnahme bestimmter Lexeme im Gegensatz zu Aufnahme und Markierung bestimmter anderer Lexeme. So stehen in Rohrs Untersuchung beispielsweise *gnopo* [sic] – im zweiten Teil der Untersuchung in der Form *gnonpo* (p. 279) – als Anagramm von *pognon* und *mitraille* sozusagen ‹gleichberechtigt› nebeneinander. Ein Vergleich wiederum mit dem *Petit Robert* jedoch ergibt die Nichtaufnahme des erstgenannten Lexems, bei *mitraille* allerdings eine Zuordnung zum *français familier*.

Ebenfalls zu erwarten wäre eine Auseinandersetzung mit der Frage, inwiefern literarische Texte als Quellen zur Ermittlung von Argotwörtern geeignet sind – selbst wenn es sich um Kriminalromane mit wahrscheinlich authentischem Argot handelt –, und welche Probleme sich aus dieser Materialbasis ergeben, wenn man in Betracht zieht, daß der Argot vorrangig als Register der gesprochenen Sprache zu sehen ist.

Trotz dieser Einwände ist die Untersuchung Rohrs ein interessanter und umfangreicher Beitrag zur Darstellung der Bezeichnungsvielfalt in einem derjenigen Sachgebiete, in denen die Abweichungen des Argot von der ‹gemeinsprachlichen Mitte› besonders groß sind.

Christiane Beinke

BÁRDOSI, VILMOS, *De fil en aiguille*. Budapest (Tankönyvkiadó) 1986. 222 p.

Cet ouvrage, qui s'adresse en priorité à un public scolaire de langue hongroise, n'en présente pas moins un intérêt exceptionnel pour les francistes germanophones. En effet, à l'exception de la préface (dont l'auteur a effectué une traduction française ronéotypée), de certains exercices et des deux derniers index, le livre est entièrement rédigé en français.

Soucieux d'amener l'apprenant à un maniement plus souple et plus rigoureux des idiotismes, l'auteur a pris à tâche de répertorier les locutions françaises les plus courantes, en tentant de les rendre plus facilement assimilables au moyen d'une classification par idées. Les expressions consignées dans ce recueil se répartissent en trois grands groupes: 1° locutions verbales (ex.: *prendre la clé des champs);* 2° locutions adverbiales (ex.: *à brûle-pourpoint);* 3° comparaisons figées (ex.: *être paresseux comme une couleuvre).* Les locutions dites substanti-

vales (ex.: *grosse légume)* ont été délibérément écartées afin de conserver au recueil des dimensions raisonnables.

Établi sur un plan d'ensemble fermement tracé, *De fil en aiguille* s'articule en quatre parties principales: 1⁰ un dictionnaire thématique des locutions françaises; 2⁰ une batterie d'exercices de contrôle et de production; 3⁰ le corrigé des exercices proposés; 4⁰ trois index.

Le dictionnaire thématique, qui comporte un bon millier de locutions, est divisé en vingt-cinq chapitres, chacun de ces chapitres étant lui-même divisé en sous-chapitres.

Un tableau récapitulatif (p. 20 – 21) permet un survol rapide des sujets traités, qui sont au nombre de treize: l'homme dans son aspect physique, la vie humaine, les plaisirs de la table, l'homme au travail et après le travail, l'homme dans sa façon d'agir et son comportement, l'homme confronté aux difficultés de la vie, les rapports humains, les paroles, l'homme et son intellect, les états d'âme, l'homme et les déplacements, l'homme et l'économie, l'homme et l'univers. Chacun de ces sujets est présenté systématiquement sous plusieurs aspects. Ainsi, le chapitre intitulé «Les paroles» s'articule autour de quatre concepts-clés, à savoir le silence, la conversation, la grossièreté, le cri.

Venons en maintenant à la microstructure du dictionnaire. Chaque locution (en caractères gras) est suivie d'une définition succincte. Le cas échéant, les définitions sont assorties de commentaires étymologiques ou de brèves indications sémantiques ou syntaxiques. Les commentaires étymologiques sont réunis à la fin de chaque chapitre, tandis que les indications sémantiques et syntaxiques sont placées après les définitions. Cf. p. ex. les articles *mettre (tout) dans le même sac* et *mélanger les torchons et les serviettes* (p. 70).

Dans la deuxième partie de l'ouvrage M. Bárdosi a donné libre cours à son imagination. On y trouve une gamme variée d'exercices qui feront la joie des enseignants et de leurs étudiants. Il y en a pour tous les goûts: des devinettes, des charades, des rébus, des mots croisés, des exercices de substitution, de traduction, de conversation dirigée, et j'en passe.

Les corrigés et les index appellent peu de remarques. Les corrigés rendront de bons services aux étudiants isolés travaillant par leurs propres moyens, tandis que les index répondront surtout aux besoins des traducteurs ayant le français et le hongrois dans leur combinaison de langues.

Dans l'ensemble, l'ouvrage sous recension présente un très haut niveau de fiabilité. Quelques ombres au tableau cependant:

(1) Les locutions recensées par M. Bárdosi sont parfois désuètes ou livresques. Citons, à titre d'illustration, *jeter son bonnet par-dessus les moulins* (p. 30), *faire du bruit dans Landerneau* (p. 53), *scier le dos à qn* (p. 47). L'expression *jeter son bonnet par-dessus les moulins* ne s'emploie plus qu'en parlant de certains personnages historiques (Madame de Staël, par exemple), tandis que les idiotismes *faire du bruit dans Landerneau* et *scier le dos à qn* sont aujourd'hui rarissimes, même dans la langue littéraire.

(2) On peut regretter l'omission d'un certain nombre de locutions courantes telles que *corriger le tir, prendre du galon* ou *faire son miel de qc.* Exemples:

> C'est là une situation qui conduit les économistes, jusque-là pessimistes, à corriger le tir pour ne pas se trouver en porte à faux. *(Le Monde* 5/6. 6. 1988, p. 13)
>
> Efficace, elle prit vite du galon dans la hiérarchie des services secrets est-allemands et fut promue «agent documentaliste». (*Le Figaro* 21. 3. 1988, p. 4)
>
> Rude partie en perspective. Car l'opposition, inévitablement, fait son miel des difficultés actuelles. (*L'Express* 30. 10. 1987, p. 17)

(3) Dans certains cas il y aurait avantage pour l'auteur à ajouter quelques indications sémantiques ou syntaxiques afin d'obvier aux erreurs. Ainsi, à l'article *avoir des doigts de fée* (p. 36), il faudrait signaler que la locution en question s'emploie uniquement en parlant d'une femme; et à l'article *mettre un bémol* (p. 51) il y aurait intérêt à faire observer que *mettre un bémol* est souvent suivi d'un syntagme prépositionnel. Exemple:

Depuis quelque temps, en dépit de la tension dans les territoires occupés, la presse a mis un bémol à ces attaques et s'attache à rappeler par des séries historiques le rôle éminent joué par les juifs allemands dans la marche du pays vers la démocratie. (*Le Monde* 19. 10. 1988, p. 6)

(4) Çà et là, il faudrait signaler des variantes. On peut citer comme exemples les articles *ne pas être né d'hier/de la dernière pluie* (p. 34) et *faire des gorges chaudes de qc./qn* (p. 47). Dans la locution *ne pas être né de la dernière pluie* on peut remplacer *né* par *tombé,* et dans l'expression *faire des gorges chaudes de qc./qn* on peut supprimer l'article *des.* Exemples:

Mais Cosima n'est pas tombée de la dernière pluie. (André Cœuroy, *Wagner et l'esprit romantique,* Paris [Gallimard], 1965, p. 240)

On ne sait ce qu'en pensa Wagner: il y a gros à parier qu'il fit gorges chaudes de cette salade où figurent en bonne place ses deux bêtes noires, Berlioz et Meyerbeer. (*ib.,* p. 224)

(5) Les définitions élaborées par M. Bárdosi ne sont pas toujours irréprochables. Deux exemples illustreront ce point:

(i) *rentrer dans sa coquille* fuir la société (p. 44)

On peut rentrer dans sa coquille sans pour autant fuir la société. Témoin l'extrait suivant tiré du *Monde* du 20 octobre 1988, p. 4:

Au lendemain de la guerre, les intellectuels s'enivrèrent de la parole retrouvée, cherchant non seulement une adéquation entre leur œuvre et les soucis de l'heure, mais aussi à compenser, par un engagement politique, leur mauvaise conscience. Ils formèrent ce que l'éminent historien des idées Masao Maruyama nomma la *«communauté du repentir»*. Puis, avec le retour du consensus par la croissance économique, une société de plus en plus *«embourgeoisée»,* lasse des interrogations existentielles et des évocations d'un passé douloureux, commença un lent reflux, et les intellectuels rentrèrent dans leur coquille. C'est en réaction contre cette époque anti-héroïque et au nom d'une japonicité défunte que l'écrivain Mishima s'éventra en 1970.

A l'évidence, ce serait une erreur de croire que les intellectuels japonais sont devenus insociables. En fait, ils se sont recroquevillés frileusement sur leur œuvre, renonçant ainsi à dénoncer les tares de la société japonaise de l'après-guerre. *Rentrer dans sa coquille* signifie donc «se renfermer dans l'inaction, renoncer à agir ouvertement, par crainte de s'exposer à un risque».

(ii) *mettre les petits plats dans les grands* se donner du mal pour servir un repas de qualité à ses invités (p. 27)

Il convient de signaler que la locution en question s'emploie fréquemment au figuré. Cf. l'extrait suivant tiré du *Monde* du 19 octobre 1988, p. 6:

La République démocratique allemande a mis les petits plats dans les grands pour accueillir M. Edgar Bronfman, président du Congrès juif mondial. Le successeur de Nahum Goldmann à la tête de la principale organisation des juifs de la Diaspora a rencontré, lundi 17 octobre, à Berlin, le chef du parti et de l'Etat est-allemand, M. Erich Honecker, qui lui a remis la grand-croix de l'amitié entre les peuples.

En l'occurrence, *mettre les petits plats dans les grands* signifie «recevoir qn avec des égards particuliers, se mettre en frais pour plaire à son invité».

En conclusion, on peut dire que le positif l'emporte largement sur le négatif. L'ouvrage de M. Bárdosi facilitera grandement l'enseignement du français en milieu scolaire et universitaire.

John D. Gallagher

*

Atlas linguistique de la Wallonie. Tableau géographique des parlers de la Belgique romane d'après l'enquête de † Jean Haust et des enquêtes complémentaires. Tome 9. *La ferme, la culture et l'élevage (Ire partie): Ferme et prairies.* 164 notices, 51 cartes. Par † ÉLISÉE LEGROS, achevé et édité par MARIE-THÉRÈSE COUNET, Liège (Vaillant-Carmanne) 1987, 406 p.

Après une interruption de onze ans, voici un nouveau chef d'œuvre, digne de ceux auxquels les dialectologues wallons nous ont habitués dès le premier volume[1]. Si les précieux matériaux collectés par Jean Haust entre 1924 et 1946 et qui illustrent des aspects essentiels de la vie de tous les jours, du savoir-faire traditionnel, voire de la civilisation millénaire d'un pays charnière de notre continent, si cette irremplaçable documentation de première main n'est pas publiée de manière plus expéditive, cela tient avant tout à des raisons d'ordre financier[2].

A quoi s'ajoutent les exigences d'une présentation ambitieuse, nous offrant, à côté de la transcription phonétique du lexème aux différents points du réseau, une interprétation minutieuse qui ne nous laisse jamais sur notre faim, des cartes rendues claires au moyen de symboles bien pensés et bien dessinés[3] ainsi qu'une soixantaine de figures provenant du Musée de la Vie Wallonne, à Liège. Un index bienvenu le complète (p. 383 – 402), index qui mérite d'autant plus d'être signalé qu'il manque dans la plupart des atlas français[4].

Malgré le souci de précision, omniprésent, il en résulte un ouvrage de haute lisibilité grâce à ses divers types de caractères, astucieusement imprimé, mais qui, par sa densité même, ne cesse de demander l'effort soutenu du lecteur, bien récompensé cependant.

Dans le premier des quatre volumes (9 à 12) consacrés à l'agriculture et à la vie rurale en général, Mme Counet a entièrement revu et complété les notices rédigées jadis par É. Legros et en a elle-même ajouté un certain nombre.

Le volume renferme le vocabulaire concernant les membres de l'exploitation agricole, les bâtiments de ferme et ses dépendances, le chariot et l'attelage ainsi que l'entretien et l'exploitation des prairies. Malgré le long travail de classement et d'exploitation, il ne paraît pas en résulter la moindre perte d'information. Aucun détail, à ce qu'il semble, n'a été négligé, qu'il soit de nature linguistique, folklorique ou bibliographique. L'étymologisation se fait par le biais de renvois au *FEW.*

L'introduction (p. 7 – 17) donne le détail de toutes les nombreuses difficultés de l'entreprise et de tous les scrupules des auteurs, avec une modestie qui n'est pas sans rappeler celle de la préface des *Tableaux phonétiques romands,* autre ouvrage dialectologique de longue haleine devenu classique[5].

[1] Cf. le compte rendu de KARL JABERG, dans *VRom.* 13 (1953/54), 387 – 393. – Les quatre autres volumes ont paru en 1953 (t. 1), 1969 (t. 2), 1955 (t. 3) et 1976 (t. 4).

[2] Cf. la notice précédant la page de titre (p. 4).

[3] Cf. l'atlas, excellent du reste, de HANS RAMGE, *Hessischer Flurnamenatlas,* Darmstadt 1987, dont les symboles dessinés par le plotter manquent de netteté et nécessitent de ce fait une étude attentive de la part du lecteur ainsi qu'une re-typification simplifiée en format réduit de la part de l'éditeur.

[4] On en doit un à l'initiative de l'Association bourguignonne de dialectologie et d'onomastique: GÉRARD TAVERDET, *Index de l'Atlas linguistique et ethnographique de Bourgogne,* Dijon 1988, 217 p. – En ce qui concerne l'Atlas franc-comtois de COLETTE DONDAINE, le Centre de Dialectologie de l'Université de Neuchâtel vient d'établir son propre index: DOMINIQUE DESTRAZ, *Index des cartes de l'ALFC,* 1987.

[5] LOUIS GAUCHAT, JULES JEANJAQUET, ERNEST TAPPOLET, *Tableaux phonétiques des patois suisses romands. Relevés comparatifs d'environ 500 mots dans 62 patois-types,* Neuchâtel 1925, p. X – XVII. Cf. les études récentes de HANS GOEBL, «Coup d'œil dialectométrique sur les *Tableaux phonétiques des patois suisses romands (TPPSR)*», *VRom.* 44 (1985), 189 – 233, «Encore un coup d'œil ...», *VRom.* 46 (1987), 91 – 125.

Les matériaux dialectaux étant par définition d'une approche difficile voire rébarbative, on ne s'étonnera pas des rectifications qu'É. Legros a pu apporter au travail de son maître (p. 10 – 11). Une exégèse fiable dans le domaine est en effet l'œuvre de plusieurs générations de chercheurs. D'où l'importance d'une première clarification de la part des enquêteurs qui, à force de manier la matière patoise pendant des années, sont arrivés à un niveau de compréhension supérieur qu'un non-initié tenterait en vain d'acquérir[6].

Mme Counet met bien en évidence l'étonnante variété de types lexicaux que l'enquête Haust a révélée pour les dialectes belgo-romans. Ainsi le tas de foin y est désigné par 45 mots différents, le concept ‹grande exploitastion rurale› par 28, la barre du tombereau par 24 (p. 16).

Chaque notice du corps de l'ouvrage (p. 18 – 379) s'ouvre sur un bref commentaire du libellé, contenant notamment la description de l'objet dont on demandait le nom, l'appréciation de la question posée et une première évaluation des résultats obtenus. Suit l'énumération des variantes phonétiques de tous les types lexicaux pourvue de notes détaillées, regroupées à la fin. Un dernier paragraphe intitulé ‹additions› enregistre les termes en rapport avec la notion traitée.

En ce qui concerne les techniques paysannes, on arrive parfois à de véritables monographies. Qu'on lise par ex. le chapitre dédié aux instruments de serrage d'un chargement de foin (p. 157 – 163), avec croquis et photo, ou le magistral exposé sur les parties de la faux, avec terminologie richissime (p. 335 – 342).

Ainsi la Belgique romane devient de plus en plus – avec la Suisse romande – le domaine le mieux étudié de la Galloromania, ceci également pour la période médiévale (Remacle) et post-médiévale (Lechanteur) ainsi que pour l'onomastique (Herbillon).

C'est à deux titres que le vol. 9 de l'atlas wallon constitue un témoignage important de la culture européenne. Il nous permet d'une part d'accéder à un chapitre capital de la civilisation wallonne. Il représente en même temps un monument d'érudition dialectologique, de cette science née dans les milieux urbains du XIXe siècle qui manifestaient par là leur intérêt pour les choses de la campagne.

Wulf Müller

✱

HANS-JOSEPH NIEDEREHE, LOTHAR WOLF (Hg.), *Français du Canada – Français de France: Actes du Colloque de Trèves, Sept. 1985,* Tübingen (Niemeyer) 1987, 382 p. (*Canadiana Romanica* 1).

Die kanadische Romanistik hat Kurt Baldinger und Georges Straka viel zu verdanken. Beide sind in diesem gelungenen Band vertreten: Baldinger mit seiner Eröffnungsrede (p. 7 – 9) und in seinen Diskussionsbeiträgen am Ende beinahe jeden Vortrages; Straka mit einer Untersuchung von *Expressions québécoises dans un roman parisien* (p. 277 – 289; es handelt sich um Claude Mauriacs *Dîner en ville*) und seiner Schlußansprache (p. 356 – 372; die p. 366 erwähnte Karte ist auf p. 290 zu finden). Hans-Josef Niederehe und Lothar Wolf, eine Generation jünger, helfen nun der Kanadianistik in Europa weiter in ihren Kanada-Instituten an den Universitäten Trier und Augsburg, ihrer Unterstützung der Sprache und Literaturabteilung der 1980 gegründeten Gesellschaft für Kanada-Studien, ihrer Organisation des Trierer Kollo-

[6] Il est vrai qu'on soutient souvent le contraire, à tort à mon sens. Cf. *Les dialectes romans de France à la lumière des atlas régionaux,* Paris 1973, p. 477.

quiums, und nun mit der sorgfältigen Herausgabe (obwohl in Typoskript) der dort präsentierten fünfzehn Vorträge. Wolf selbst ist in diesem Band nur mit einer kurzen Einführung vertreten (p. 11 – 18); Niederehe aber beschreibt p. 189 – 200 *La situation linguistique de la France à l'aube de la colonisation du Canada.* Seine Schlußfolgerung, die Emigranten «laissaient dans l'Ancien Monde les variantes [locales du français] classées comme ‹vulgaires›» ist nicht neu, mußte aber im Hinblick auf Philippe Barbauds Buch, *Le choc des patois en Nouvelle-France* (Silléry, Québec, 1984), wiederholt werden.

Das Thema des Kolloquiums ladete mehrere Teilnehmer dazu ein, Materialien aus Gaston Dulongs zehnbändigem *Atlas linguistique de l'Est du Canada* von 1980 (da er keine Karten enthält oft zitiert als *Le parler populaire du Québec et de ses régions voisines)* mit Angaben neuer französischer regionaler Sprachatlanten zu vergleichen. So erläutert Brigitte Horiot p. 19 – 36 *L'apport de l'ALO à l'étude du vocabulaire québécois.* Die fünf Karten betreffen *miette,* ‹Brosame›, *alise,* ‹teigig›, *moque,* ‹feuerfeste Tasse›, *beurtons,* ‹Funken›, und *souzille,* ‹Kissenüberzug›. – Marie-Rose Simoni-Aurembou diskutiert die Frage, *Une géographie linguistique est-elle possible au Canada français?* (p. 37 – 63), anhand von Bezeichnungen für Stachelbeeren und rote oder schwarze Johannesbeeren. Das Beispiel scheint mir für die im Titel aufgeworfene Frage wenig geeignet, da Québec offenbar nur den Namen *gadelle* kennt, diesen aber mit den verschiedensten Adjektiven determiniert *(rouge, noire, blanche, jaune, sauvage, verte, poilue, piquante).* – Pierrette Dubuisson und Guylaine Trigaud arbeiten auf sichererem Grund in *Quelques aspects du lexique de la vie humaine dans l'Atlas linguistique de l'Est du Canada et l'Atlas linguistique du Centre (de la France)* (p. 65 – 108). Siebzehn Wörter werden besprochen und mit Karten illustriert, darunter *drol,* ‹Knabe›, *armé,* ‹Vetter väterlicher Seite›, *marbr,* ‹Billardkugel›, *katẽ,* ‹Puppe›, *sublé,* ‹pfeiffen›, *us,* ‹Augsbrauen›, *rèsté,* ‹wohnen›. Dieses letzte Beispiel zeigt wohl eher, daß nicht in allen Fällen von Übereinstimmung eines Regionalismus in Québec und Frankreich auf einen Zusammenhang geschlossen werden darf, da *rester* gewiß unabhängig in verschiedenen Gebieten aus der Bedeutung ‹bleiben› die von ‹übernachten› und ‹wohnen› weiterentwickeln konnte, in Québec zusätzlich beeinflußt von Engl. *to stay.* – Jean Paul Chauveau erläutert seinen Vortrag über *Saint-Pierre et Miquelon entre le Canada et la France* (p. 109 – 128) mit Karten, die die Verbreitung in Frankreich von *froe de bois,* ‹Sägmehl›, *doche,* ‹Sauerampfel›, *mousse crapaudine,* ‹Lungenflechte›, *dimanche,* ‹(fehlerhafte) Lücke›, ‹Stelle ohne Farbe, Gras›, usw., und *le ... -ici* statt *ce ... -ci.* – Gaston Dulong, *ALEC ou la géographie linguistique au service des régionalismes* (p. 129 – 138), bringt Listen von Beispielen, die zeigen, wie in Québec Isoglossen nord-süd quer über den Saint-Laurent Strom verlaufen. – Claude Poirier, *Le français «régional»: méthodologies et terminologies* (p. 139 – 176), kämpft für den «pluralisme en matière de normes» – den Willy Bal 1977 schon für Belgien verlangte – und eine neue Einstellung, die in Regionalismen eher «traits nationaux du français du Québec, de Belgique, de France, etc.» sieht. – René Lepelley bringt in *Emplois de «ça prend» exprimant le besoin, en France et au Canada* (p. 177 – 187) Beispiele, wie in Kanada *ça prend* die Bedeutung ‹es benötigt›, ‹man braucht›, angenommen hat. Auf Parallelen mit Engl. *it takes* wird erst im allerletzten Paragraphen hingewiesen. – Pierre Rézeau notiert in *Le français de Québec à travers la presse écrite* (p. 201 – 275) alles, was ihm als Franzosen in fünf Québeker Tageszeitungen aufgefallen ist (und er mit Angaben des *Grand Robert* und des *Trésor de la langue française* verglichen hat). Die Liste ist erstaunlich lang, wobei allerdings die Mischung von «statalismes» wie *péquiste, cégep, gallon,* usw., und kommerziellen Namen wie *gyproc* («équivalent de *placoplâtre* en France») mit echten Regionalismen wie *un dépanneur,* ‹auch Nachts geöffneter Spezereiladen› (ursprünglich einer Tankstelle angeschlossen), oder *le fun,* ‹Heidenspaß›, usw., die Perspektiven verwischt. – Pierre Martel geht in *Les écarts négatifs du français québécois parlé* (p. 291 – 306) der schwierigen Frage nach, weshalb gewisse französische Ausdrücke in Québec nicht oder wenig bekannt sind. – Annagret Bollée, *Créole français et français nord-améri-*

cain (p. 319 – 333), zeigt, wie der Vergleich von Kreol- und Québec Französisch gegenseitige Aufhellungen ermöglicht und sprachwissenschaftliche Verallgemeinerungen erlaubt. *Papier,* ‹Zeitung›, auf den Seychellen zeigt, daß québécois *papier,* ‹id.›, nicht aus Engl. *paper* entlehnt ist. Haiti *nik,* ‹nur›, geht wie québécois *ninque* auf *rien que* zurück. – Patrice Brasseur, *Pour un atlas linguistique des côtes de l'Atlantique* (p. 335 – 347), gibt erste Angaben über ein Projekt, das mit einem Atlas über französisch-sprechende Küstenorte Nordamerikas ergänzt werden sollte.

Dem inhaltsreichen Aktenband nach zu schließen, war das Trierer Kolloquium über *Français du Canada – Français de France* ein großer Erfolg. Man hätte dabei sein sollen!

Curt Wittlin

✱

Ahornblätter. Marburger Vorträge über Kanada, Marburg 1987, 131 p. (*Schriften der Universitätsbibliothek Marburg* 34).

LOTHAR WOLF et al., *Französische Sprache in Kanada,* München (Verlag Ernst Vögel) 1987, XI + 417 p. (*Schriften der Philosophischen Fakultät der Universität Augsburg* 32).

Diese beiden Publikationen haben das gemeinsam, daß sie als Sammelbände nicht den Anspruch erheben dürfen, ihr Thema monographisch voll auszuarbeiten. *Ahornblätter* (hier kurz *Ahorn*)[1] gruppiert vier öffentliche Vorträge, die 1986 und 1987 in der Universitätsbibliothek Marburg gehalten wurden. Der Band *Französische Sprache in Kanada* (hier kurz FSK), ein Produkt der Gesellschaft für Kanada-Studien und der Universität Augsburg, bietet zwei kürzere und zwei längere Arbeiten, einen Vortrag und Nachdrucke von Gesetzestexten. Beide Bände enthalten Arbeiten, die den philologisch orientierten Romanisten wohl nur am Rande interessieren (A. Pletsch, «Kanada – Entwicklungsprobleme eines jungen Pionierlandes», *Ahorn* 7 – 44; Theo Schiller, «Einkommenssicherungsprogramme in Kanada», *Ahorn* 77 – 108; F. Abel, «Der Französischunterricht und die frankophonen Minderheiten in den überwiegend anglophonen Provinzen und Territorien Kanadas», FSK 137 – 267, ein Überblick über Lehrpläne und Schulorganisationen, mit Statistiken; der Anhang in FSK 323 – 398, mit Faksimile von sieben Gesetzen Kanadas oder Quebecs, in fr. Fassung). Zwei Beiträge besprechen kurz das gleiche Thema: O. Jänicke, «Das Französische in Kanada», *Ahorn* 45 – 75, und N. Weinhold, «Zur Aussprache des kanadischen Französisch», FSK 291 – 296. Zwei weitere Arbeiten ergänzen sich: Weinhold, «Arbeiten und Forschungsprojekte zum kanadischen Französisch», FSK 297 – 322 (besonders zum *Trésor de la langue française au Québec),* und John McKee, (Kultursekretär der kanadischen Botschaft in Bonn), «Zweisprachigkeit, Übersetzung und Terminologie in Kanada», *Ahorn* 109 – 131 (zum Bundes-Übersetzerdienst und dessen Terminologie-Datenbank TERMINUM).

Der Hauptteil von FSK sind Wolfs vier Kapitel «Zur Grundlegung der französischen Sprache in Kanada» (1 – 37), «Bewahrung der Sprache und Wahrung der Identität» (39 – 93), «Das neue Selbstverständnis» (95 – 123), und «Zur Frage des vorbildlichen Sprachgebrauchs» (125 – 135). G. Gendrons Vortrag von 1983, «Un tour d'horizon québécois: évolution et situation actuelle du fait français au Canada» (269 – 290) kann bestens als Einführung zu Wolf gelten.

[1] Das Ahornblatt taucht schon um 1868 auf den Wappen von Ontario und Quebec auf und erscheint seit 1965 auf der neuen kanadischen Fahne. Bestimmte Ahornarten wachsen auch im Westen Kanadas, aber nur der bloß im Osten verbreitete Zuckerahorn hat Symbolwert (cf. die «cabanes à sucre»). Dies zeigt, wie die Bundesregierung in Ottawa – auf der engl.-fr. Sprachgrenze – die botanische und sprachliche Realität von Ontario und Quebec dem Rest des Landes als «nationale» Werte aufzwingt.

Wolf benutzt leider etwas veraltete Statistiken, was oft einen falschen Eindruck vermittelt. So sagt er p. 58, daß der Anteil an Frankophonen in Saskatchewan von 2,9% im Jahre 1901 auf 6,2% im Jahre 1951 anstieg. S. 184 schreibt dann Abel, daß dieser Anteil zwischen 1971 und 1981 von 3,4% auf 2,6% gesunken ist. Die Sprachenfrage in Kanada ist sehr unbeständig, mit häufigen neuen Entscheiden der Obergerichte der Provinzen oder des Bundes. Wolf ist sich dessen bewußt und er schrieb seinen einführenden Überblick so, daß er noch lange nützlich bleiben wird.

Wie weit die kanadische Zweisprachigkeit fortgeschritten ist, sieht man schon daran, daß Wolf und Abel beinahe ausschließlich fr. Dokumente als Quellen benutzen konnten, die sie als Romanisten vermutlich engl. Texten vorzogen, auch wenn diese die Originalfassungen darstellten. Sie profitierten also von der offiziellen kanadischen Sprachenpolitik, die es den Bürgern ermöglichen will, vom Kindergarten bis zum Altersheim in ihrer Muttersprache zu verkehren, wo immer sie in Kanada wohnen. Der große Kontrast zwischen diesem kanadischen Modell und der schweizerischen oder sp. offiziellen Sprachideologie wird von den Autoren dieser Bände nicht genügend herausgestellt. Die außerparlamentarische Arbeitsgruppe, die Wolf, FSK 95, «Commission royale d'enquête sur le bilinguisme et biculturalisme» und McKee, *Ahorn* 114, «Royal Commission on Bilingualism and Biculturalism» nennen, hat nach einer Studienreise in die Schweiz die Anwendbarkeit des helvetischen Prinzips der sprachlichen Territorialität für das viel größere Kanada abgelehnt. Ähnlich der sp. Verfassung *eine* Sprache, Englisch, als einzige offizielle Bundessprache zu erklären, und dem Fr. nur in der «autonomen Region» Quebec ko-offiziellen Wert zuzugestehen, wäre in Kanada politisch unmöglich. So entschied sich die Regierung für die institutionelle Zweisprachigkeit, mit theoretischer Symmetrie in der Stellung des Fr. in anglophonen Provinzen und des Engl. in Quebec. Damit ist allerdings weder der nur noch zu etwa 2,5% Fr. sprechende Westen des Landes einverstanden noch Quebec, das jetzt beabsichtigt, eine einsprachige Nation in einem zweisprachigen Staate zu werden.

Der Romanist, der etwas Kanadistik betreiben will, kommt nicht umhin, sich von der sozial-politischen Geschichte und Gegenwartssituation Kanadas ein Bild zu machen. Diese beiden neuen Publikationen aus Deutschland können dazu gute Dienste leisten.

Curt Wittlin

La «Geste Francor» di Venezia. Edizione integrale del Codice XIII del Fondo francese della Marciana. Introduzione, note, glossario, indice dei nomi a cura di ALDO ROSELLINI, Brescia (La Scuola) 1986. 850 p. (*Pubblicazioni del Centro di Linguistica dell'Università. Saggi e Monografie* 6).

Rosellini verwirklicht endlich ein Desideratum, das seit Beginn dieses Jahrhunderts von Pio Rajna gefordert wurde[1]: die Herausgabe des aus der ersten Hälfte des 14. Jhs. stammenden Textes[2] der Marciana in Venedig, der leider offenbar am Anfang amputiert zu sein scheint.

[1] PIO RAJNA, *La* Gesta Francor *di Venezia (Codice Marciano XIII della Serie francese). Facsimile in fototipia* ... , Milano-Roma 1925; die Einleitung datiert von 1914. In dieser schreibt Rajna anläßlich Joachim Reinholds Plan (siehe, u.a., *ZRPh.* 35, 1911, 1–30, 129–52, 555–607, 683–714; 36, 1912, 1–32, 512), p. 20: «Il disegno era ragionevolissimo; ed è da meravigliarsi che si venisse così tardi nel proposito di attuarlo, mentre l'importanza generale della compilazione era riconosciuta fino dall'apparizione dell'*Histoire poétique* del Paris, e presto si era riconosciuto altresì che essa costituiva un tutto e non era già, come s'era creduto dal Guessard, un semplice aggregato di elementi autonomi» (ap. Rosellini, p. 31).

[2] Rosellini, p. 23.

Wie er sich heute präsentiert, enthält er auf den f°s 1^r a – 7^r b den ersten Teil des *Bovo d'Antona* (vv. 1 – 1164); f°s 7^r b – 16^v b *Berta da li pè grandi;* f°s 16^v b – 31^r a den zweiten Teil und Schluß des *Bovo d'Antona;* f°s 31^r a – 51^v b die *Enfances de Charlemagne,* der hier Karleto genannt wird; f°s 51^v b – 54^r b *Berta e Milon;* f°s 54^r b – 62^r a die *Enfances Ogier;* f°s 62^r a – 64^v b *Rolandin*; f°s 64^v b – 76^r b die *Chevalerie Ogier,* und die f°s 76^r b – 95^r b *Macario,* alles in allem 17067 Verse[3]. Mit anderen Worten, der Cod. Marc. XIII erweist sich als eine Art von zyklischem Roman, in welchem die erwähnten französischen Epen nur scheinbar disparat sind und in Wirklichkeit eine klare Einheit darstellen: «L'abile autore è riuscito ad innestare su di una seria vicenda di intrighi dei Maganzesi contro la casa reale di Francia elementi popolareschi (e talvolta comici), familiari e privati»[4].

Rosellini zitiert (p. 62 – 63) zu recht Antonio Viscardi, *Letteratura franco-italiana* (Modena 1941), p. 24 – 26:

> «Un po' a sè veramente, sembrano stare le vicende di Bovo e di Uggeri; ma tutto il resto della vasta e complessa narrazione riguarda, veramente, la storia dei *Reali* di Francia: e, precisiamolo, la storia famigliare, *privata,* vien quasi fatto di dire. Non le grandi imprese carolingie, non le grandi guerre combattute in difesa della Fede e dell'Impero sollecitano l'interesse del narratore marciano: ma il matrimonio di Pipino con Berta d'Ungheria e il sostituirsi di una contessa di Maganza all'autentica regina e l'usurpazione del regno per parte dei figli della falsa Berta, e la persecuzione di Carlo fanciullo per parte dei fratellastri usurpatori e gli amori della sorellastra di Carlo con Milone, e il tentativo di un maganzese di sedurre la moglie di Carlo Magno. Nell'ambito, appunto, di vicende tutte private, intime, famigliari, si svolge tutta la terribile lotta tra il lignaggio reale et la sozza stirpe dei Maganzesi, C'è anche fragor d'armi e di lotte, nel racconto marciano: ma si tratta sempre di lotte legate a quelle vicende famigliari e private, non di lotte combattute in nome di quegli ideali di cui Carlo, nell'epopea francese, è l'augusto campione. Tutta la narrazione è dominata da spiriti non già eroici, bensì novellistici: tutta la vicenda si svolge attraverso sostituzioni di persona e agnezioni; attraverso curiosi, straordinari cambiamenti di condizioni per cui Milone, cavaliere, diventa boscaiolo; e Varocher boscaiolo – difensore della regina Biancofiore profuga dalle corte di Carlo per le male arti di Macario traditore – diventa cavaliere; e Carlo fanciullo – assurti, attraverso il delitto, i suoi fratellastri al trono – è ridotto all'ufficio di servo di cucina. La materia stessa, come si vede, che troviamo trattata nelle novelle della seconda giornata del *Decamerone.*
>
> Novellistico, specialmente l'andamento dell'ultimo poema del Marc. XIII: dove vediamo Biancofiore convinta d'adulterio perché un sozzo nano s'insinua fraudolentemente nel talamo regio, inconsapevole l'innocente regina; e la verità e la giustizia son fatte trionfare dal fedele levriero di Alberis, che vince in singolar tenzone il traditore Macario.
>
> L'interesse del narratore si rivolge dunque costantemente a particolari aspetti del mondo epico francese, che egli considera da un suo punto di vista, in rapporto alle sue esigenze, alle sue curiosità: esigenze essenzialmente borghesi. In altre parole la ‹compilazione› marciana, anche se si considera solo la *materia* di cui risulta, riflette, abbastanza netta e precisa, la personalità del suo autore: perciò, appunto, essa ci appare veramente come opera organica, unitaria. Intesa in questo senso l'*unità* dell'opera – che non è, dunque, solo unità di composizione, di struttura – è il sogno, la dimostrazione più evidente della sostanziale originalità dell'opera stessa.»

Diese Beurteilung von Marciana XIII durch Viscardi ist so vollkommen, daß ihr nichts beizufügen bleibt, außer daß die Episoden *Berta e Milon* (Vv. 9028 – 9496) und *Rolandin* (Vv. 10908 – 11382) überhaupt nur in dieser Handschrift erscheinen, wie auch, abgesehen von einigen Fragmenten[5], in *Macaire;* zudem weicht die Fassung der *Chevalerie Ogier* in der Marciana sosehr von den französischen Handschriften ab, daß Mario Eusebi, obwohl auf einem

[3] Rosellini, p. 16 – 17.

[4] Rosellini, p. 62.

[5] In der Königlichen Bibliothek in Brüssel, cf. AUGUSTE SCHELER, «Fragments uniques d'un roman du XIIIme siècle sur la reine Sebile, restitués, complétés et annotés d'après le manuscrit ori-

italienischen Manuskript der ersten Hälfte basierend (das jedoch auf ein französisches zurückgeht), eine davon völlig unabhängige Ausgabe veranstalten konnte[6].

Rossellinis Textausgabe folgt der klassischen Dreiteilung «Introduzione» (Il codice, La lingua, La versificazione, La narrazione, Il titolo, Criteri di edizione), «La *Geste Francor* di Venezia» (Bovo d'Antona [1. Teil], Vv. 1 – 1164; Berta da li pè grandi, Vv. 1165 – 2913; Bovo d'Antona [2. Teil und Ende], Vv. 2914 – 5491; Karleto, Vv. 5492 – 9027; Berta e Milon, Vv. 9028 – 9496; Enfances Ogier, Vv. 9497 – 10907; Rolandin, Vv. 10908 – 11382; Chevalerie Ogier, Vv. 11383 – 13500; Macaire, Vv. 13501 – 17067); die einzelnen Teile sind jeweils durch einige Übergangsverse verbunden, bevor Titel wie «Qui commença la cha[n]çon coment/Li Danois alò à Marmore» die neue Chanson ankündigen. Anschließend folgt der kritische Apparat («Note»; «Glossario»; «Indice dei nomi»). Einzig überraschend ist, daß die sehr ausführliche Bibliographie (384 Titel, deren Nummern leider nicht immer mit denjenigen der Einleitung übereinstimmen[7]), welche Rosselinis Publikation *Codici Marciani di epopea carolingia (Ricerche bibliografiche),* Udine 1979, ersetzt, sich mitten im Buch befindet (p. 163 – 193), wo sie niemand erwartet. Jedoch ist sie so vollständig, daß wir außer der bereits erwähnten Absenz von Eusebis Ausgabe der *Chevalerie Ogier* (cf. N 6) darin nur noch die Publikation von Jacques Horrent, *Les versions françaises et étrangères des Enfances de Charlemagne,* Bruxelles 1979 *(Académie Royale de Belgique, Mémoires de la Classe des Lettres,* Collection in-8°, 2e série, 64, fasc. 1), vermissen.

Ganz hervorragend ist das Kapitel «La Lingua» (p. 34 – 58), das von nun an unbedingt zu den Meisterwerken des Studiums des Frankoitalienischen zu zählen ist. In diesem Zusammenhang ist hervorzuheben, daß Rosellini diese Frage auch theoretisch anpackt, wie das folgende Zitat sehr schön zeigt (p. 46): «L'atto dello scrivere, il momento letterario, presuppone – a livello dei procedimenti morfologici – una situazione di acuto contrasto tra un modello letterario preesistente (nel nostro caso le canzoni di gesta francesi) e il linguaggio comunicativo di cui lo scrittore fa uso in vista esclusivamente della comprensione del testo da parte del suo uditorio. A tale scopo egli terrà presente – non importa se consapevolmente o no – la funzione primaria del linguaggio, che risponde alle esigenze della intercomunicazione corrente, e in base ad essa gli si offriranno mille possibilità di ‹adattamento›,di volgarizzazione di un testo altrimenti inaccessibile.»

Weiter unten gelangt Rosellini zur wichtigen Feststellung, daß der Text der Handschrift Marciana XIII (p. 56) «presenta, dall'inizio alla fine, una contaminazione linguistica senza

ginal récemment acquis par la Bibliothèque royale de Bruxelles», *Bulletin de l'Académie royale des sciences, des lettres et des beaux-arts de Belgique,* 44e année, 2e sér., 39 (1875), 404 – 425; dazu kommen die in England wiedergefundenen Fragmente, die von Alfred T. Baker und Mario Roques unter dem Titel «Nouveaux fragments de la chanson de la Reine Sibille» in *Romania* 44 (1915), 1 – 13, publiziert wurden, sowie die von Paul Aebischer publizierten «Fragments de la *Chanson de la Reine Sebile* et du roman de *Florence de Rome* conservés aux Archives cantonales de Sion» in *ZRPh.* 66 (1950), 385 – 408. Cf. auch die leider bis heute unpublizierte Dissertation von José Ignacio Chicoy-Daban, die 1975 unter der Leitung von Erich von Richthofen entstand: *The* Queen Sebile *Legend: A Comparative Study of the Spanish and Foreign Versions,* die in den Kapiteln II – V eine detaillierte Kollation der meisten Versionen von *Macaire* in den europäischen Literaturen enthält, cf. *Olifant* 3 (1975/76), 73 – 74.

[6] *La Chevalerie d'Ogier de Danemarche,* ed. Mario Eusebi, Milano-Varese, 1963 *(Testi e Documenti di Letteratura Moderna* 6). Dennoch bleibt unverständlich, warum Rosellini Eusebis's Ausgabe nicht in seiner sehr detaillierten Bibliographie (S. 162 – 193) aufführt.

[7] Besonders störend ist, daß im Kapitel über «La Lingua» ständig auf Nr. 382 «A. Limentani, *Venezia e il pericolo turco nell'*Entrée d'Espagne», *CN* 40 (1980), 165 – 181, hingewiesen wird, während Rosellini sicher Nr. 381 meint, nämlich seinen eigenen Aufsatz «Il cosidetto francoveneto: retrospettive et prospettive», in *Filologia moderna* 4 (Università degli Studi di Udine, 1980), 221 – 261.

soluzione di continuità; una lingua stratificata, polimorfa, mista», weil es sich um ein Werk handelt, das wenigstens zum Teil (p. 56 – 57) «viene priviligiato un solo registro linguistico: la non eccesiva dissimiglianza fra dialetti dell'Italia settentrionale e dialetti francesi, che induce ad acquisire la capacità di mettere per iscritto più ‹alla francese›, per così dire, il proprio vernacolo e per nobilitarlo e per ‹universalizzarlo›. Ne nasce quindi un *dialetto francese* (un dialetto *culturale)* o, se vogliamo, una nuova varietà di francese più o meno dissimigliante da quelle referibili alla Francia, con più o meno notevoli apporti dialettali dell'area lombarda, i quali pongono fra di loro problemi di scambio, di contaminazioni o addirittura di commistioni, senza dire poi dell'aporto cospicuo dell'italiano letterario, reso a nostro avviso possibile in quanto il testo che ci è pervenuto è un testimone del periodo in cui la tradizione fiorentina riesce ad espandersi oltre confini che erano stati gelosamente custoditi dalla cosciente tradizione del dialetto veneto (in genere).»

Wir haben das Phänomen des Frankoitalienischen nie besser definiert gefunden, besonders da diese sprachlichen Feststellungen auch von sozialen Beobachtungen begleitet sind, wovon die folgende hier zitiert werden möge (p. 57): «... il canterino ha inteso, innanzitutto, *farsi comprendere* dal suo pubblico, badando quindi più alla diffusione della sua canzone che alla motivazione e trasparenza linguistica della sua opera. In altre parole, il canterino compie prima di tutto una funzione eminentemente sociale (nel senso etimologico del termine), che è poi la funzione stessa della sua lingua – che è una lingua o dialetto culturale – (fenomeno spiegabile a livello della ‹langue› individuale, propria di ciascuno scrittore), strumento di contatto e di comunicazione, fattore culturale per eccellenza attraverso il quale far conoscere un tipo di cultura francese alle popolazioni dell'Italia settentrionale.»

Auch der folgende Satz verdient hervorgehoben zu werden, nämlich daß (p. 57) «la lingua va vista come fenomeno sociale e strumento di comunicazione – e non come organismo a sé stante –: non meraviglia, quindi, che essa sia *mista,* che in essa convergano elementi di diversa natura, di origine eterogenea, risultato dell'interazione d'influenze variabili». Diese Überlegungen verdienen wahrlich von jedem, der sich mit dem Frankoitalienischen beschäftigt, in Betracht gezogen zu werden.

Nach diesem ganz ausgezeichneten Kapitel folgt in der Einleitung eine Liste der Assonanzen (p. 58 – 62) und vor allem ein Kapitel «La narrazione» (p. 62 – 159), das eindeutig zu lange geraten ist: nicht nur wird jedes Epos viel zu ausführlich zusammengefaßt, mit zahlreichen, zum Teil recht langen Zitaten, sondern es wird überhaupt keine literarische Analyse angestrebt, nicht einmal mit Hinweisen auf Parallelen in den französischen Texten oder auf Abweichungen des frankoitalienischen Textes in bezug auf diese; noch wird zumindest in Fußnoten auf einschlägige literarische Studien zu den verschiedenen Epen aufmerksam gemacht, geschweige diese diskutiert. Statt soviel Platz auf diese Zusammenfassungen zu verschwenden, wäre eine solche vergleichende Studie viel willkommener gewesen.

Die Einleitung wird beschlossen durch eine kurze Diskussion (p. 159) des Titels «Gesta Francor», der vom Herausgeber stammt, denn die Handschrift selbst hat keinen, sowie die «Criteri di Edizione» (p. 159 – 162: «Dovendo operare una scelta, mi sono costantemente orientato verso la forma italiana», p. 161). Der Textausgabe folgen ausführliche «Note» (p. 745 – 785), wo leider nur in Abkürzungen (z. B. «M.» [Mussafia?] oder «R.» [Reinhold?]), die nirgends aufgelöst sind, wertvolle Hinweise auf wissenschaftliche Literatur gegeben wird. Ein detailliertes «Glossario» (p. 787 – 833)[8] und ein «Indice dei nomi» beschließen diese für die Geschichte der französischen Epik an sich so bedeutende Ausgabe von Marciana XIII.

Hans-Erich Keller

✱

[8] Auch hier gibt der Herausgeber dem Benützer seines Werkes ein Rätsel auf: was bedeuten die Asterisken vor sehr zahlreichen Wörtern?

JEAN CHARLES PAYEN (Hrsg.), *La légende arthurienne et la Normandie (Hommage à René Bansard),* Condé-sur-Noireau (Editions Charles Corlet) 1983, p. 239, Illstr.

Fast ebenso sagenhaft wie die in dem vorliegenden Sammelband umworbene Gralslegende und der literarische Stoff von König Artus mit seiner Tafelrunde muten die äußeren Umstände an, die den Anlaß zu den hier präsentierten Studien gaben. Und man staunt vorerst nicht wenig beim Anblick von photographischen Wiedergaben einiger Örtlichkeiten, die vor bald tausend Jahren in den Artusromanen eine wichtige Rolle spielten, mindestens deren reale Vorbilder sein konnten. Sie alle befinden sich in der Umgebung von Domfront im heutigen französischen Passais (südliche Normandie).

In der geistreichen und liebenswürdigen Einleitung zur Freundesehrung, die dieses Buch darstellt, zeichnet J. Ch. Payen den Forschungsweg des 1971 verstorbenen Forschers aus Leidenschaft, als den man René Bansard bezeichnen muß. René Bansard hatte aufgrund verlokkender Indizien in seiner engeren Heimat, dem Passais zwischen Basse-Normandie und Maine, nach topographischen und anderen realen Spuren des Artusromans gesucht, vor allem nach dem Herkunftsort des Romanhelden Lancelot. Der schriftliche Nachlaß des während einer Erkundungsfahrt im Gelände tödlich verunfallten René Bansard wurde in der Bibliothèque Universitaire de Caen deponiert. Der immense Stoß von Notizen, das «Dossier Bansard», bildete die Fundgrube, aus der die Mitarbeiter von «La légende arthurienne en Normandie» mehr oder weniger schöpften. Die «Société des amis de René Bansard», die Ende 1980 zur Gesellschaft «Présence et recherche du Graal» wurde und die gleichnamige Zeitschrift herausgibt, führt denn auch Bansards Arbeiten fort. Diese konzentrieren sich weitgehend darauf, eine normannische, ja wikingisch-skandinavische Prägung der matière de Bretagne nachzuweisen, Domfront mit der nahe gelegenen Abtei Lonlay, zeitweilige Residenzstadt Aliénors von Aquitanien und Heinrichs II. Plantagenêt, als Artus-Stadt par excellence auszuweisen.

Vorausgesetzt wird, daß die Literatur um König Artus und seine Tafelrunde – auch in der Dichtung Chrétiens de Troyes – in einem territorialen Volks- und Brauchtum verwurzelt sei und daß historische Personen das Modell für die literarischen Helden der Artusepik, insbesondere Lancelots du Lac, abgegeben hätten. René Bansard und wohl auch seine wissenschaftlichen Nachfahren sind fest überzeugt, daß sich das Domfrontin mit seinen hagiographischen und historischen Quellen als Ursprungsland der Artusepik identifizieren lasse. Die Abtei Lonlay bildete durch seine Tochtergründung Stogursey und deren Verbindung zur Gemeinschaft von Glastonbury das Bindeglied zur Outre-Manche.

Ganz kurz nun ein Hinweis auf die einzelnen Beiträge. Zuerst wird durch G. Bertin (p. 23 – 31) die eigenwillige Forschertätigkeit Bansards in ihrem Verdienst gewürdigt. Danach stellt Abbé P. Flamant, Archivar der Diözese Séez, die im Passais nachweisbaren und liturgisch geehrten frühchristlichen Einsiedler, zehn Eremiten aus dem 6. bis 12. Jh. in alphabetischer Reihenfolge zusammen. In ihnen wäre das reale Muster für die in der Gralsdichtung öfter vorkommenden Einsiedlergestalten zu suchen. Unter dem Titel «Héroisme et sainteté. Interférences entre deux types de l'idéal au Moyen Age» (p. 45 – 71) behandelt A. Moissan das interessante Phänomen der Kontamination zwischen Heldenepos und Heiligenvita im Hinblick speziell auf die Normandie. Er vermag zu bestätigen, daß der Held und Ritter in der ma. volkssprachlichen Epik, vor allem der Kreuzzugsritter, dem frühchristlichen Martyrer gleichgestellt wird. Die wichtigsten Belege bieten die Erzählung von *Amis et Amile,* die Lieder von Ogier dem Dänen, von Wilhelm von Aquitanien und dessen Neffen Vivien, auch die Romandichtungen *Guillaume d'Angleterre* und *La Mort le roi Artu.* Anschließend (p. 73 – 94) unternimmt es P. Bouet ein Bild der Normannen des 11. und 12. Jhs. anhand der ma. Historiographie zu geben. Er verwertet hauptsächlich die *Gesta Normannorum ducum* des Wilhelm von Jumièges, die *Gesta Guillelmi ducis Normannorum et regis Anglorum* des Wilhelm von Poitiers und die *Historia Ecclesiastica* des Orderic Vital. Facit: Domfront und die umliegenden strategisch wichtigen befestigten Punkte der südlichen Normandie standen unter der Kon-

trolle der normannischen Macht zu der Zeit, da sich die matière de Bretagne konsolidierte (Anfang 11. – Anfang 12. Jh.). So hielt sich etwa Geoffrey von Monmouth, der 1135 die *Historia Regum Britanniae,* die *Vita Merlini* und die *Prophetiae Merlini* in Verse umsetzte in der Gegend von Domfront auf, eben als Domfront ein kulturelles Zentrum zu werden begann. Ende 11. Jh. jedenfalls waren die Beziehungen geknüpft, welche sich zur Zeit der Aliénor von Aquitanien und Heinrichs II. literarisch wirksam erzeigen sollten.

Über die Abtei Lonlay (Orne), deren Archiv im Laufe des 16. Jhs. leider mehrmals ausbrannte, gibt die Untersuchung von L. Musset so weit als möglich Auskunft (p. 95 – 104), während M. Rayle über das Priorat Stogursey (Somerset) auf archäologisch-kunsthistorischer Basis berichtet (p. 105 – 126). Unbestreitbar war Stogursey ein Zeugnis anglo-normannischer Kunst. Gleichzeitig, vermutlich nicht ohne Beziehung zu Stogursey, hütete man in der Abtei Glastonbury unter Abt Heinrich von Blois das Grab König Arthurs.

Weil René Bansard den Einsiedler und Kirchenparton Saint-Frambourg mit dem Artusritter Lancelot du Lac in Beziehung brachte, d. h. den Einsiedler als historisch-realistisches Vorbild für die literarische Gestalt Lancelots nahm, geht R. Molina in ihrem Beitrag (p. 127 – 149) dieser Beziehung nach. Sie untersucht den Reliquienschatz der königlichen Kapelle Saint-Frambourg in Senlis auf dessen arthurische Bedeutung hin. Passionsreliquien, darunter die für die Gralslegende so wichtige Lanze (nicht die Gralsschüssel) bilden den Hauptbestand. Daraus wird mit größter Wahrscheinlichkeit auf eine frühe Präsenz der Gralserzählung in Nordfrankreich geschlossen, so daß eine Vorform der Gralserzählung Robert de Boron zu Ohren gekommen wäre. In diesem Zusamenhang wird mit Recht auf die früh literarisch tätige Abtei von Perseigne hingewiesen und auf den dortigen Mönch Hélinand, der eventuell mit Hélinand von Froidmont identisch ist. A.-E. Poëssel versucht in seinem Beitrag «Sur une piste ‹normande› du cycle arthurien» (p. 151 – 161) die Hypothese Bansards zu erhärten, wonach die Gestalt und vor allem der Name König Arthurs nebst anderen Personen- und Ortsnamen auf den normannischen Norden verwiese. Poëssel leitet daraus die Übernahme normannisch-ritterlicher Gebräuche und Zeremonien durch Arthur und seine Gefolgschaft ab. Die Lokalisierung des wunderbaren Quellbrunns, von dem die Abenteuerfahrt Ivains ihren Ausgang nimmt, wagt G. Susong in seiner Untersuchung (p. 163 – 174). Er beschreibt nach eigenem Augenschein – mit Fotographien als Beleg – Wald, Fels, Kapelle, Bassin, Wasser und Tanne von Ivains Quelle, wie sie sich in der Nähe von Domfront befindet. Im Anhang dazu handelt er auf dem Hintergrund von Volkserzählungen und hagiographischen Berichten, wiederum mit Bildmaterial, von der ein Gewitter auslösenden Quelle, von der gefährlichen Brükke im bzw. unter dem reißenden Wasser und vom Motiv des Ritters auf dem Karren, alles Elemente, die Chrétiens «Chevalier de la Charrette» beeinflußt haben könnten.

In das Gebiet der arthurischen Heraldik führt mit großer Kompetenz M. Pastoureau durch seine Studie «L'Héraldique arthurienne: une héraldique normande?» (p. 181 – 189) ein. Die Wappen der Helden Arthur, Lancelot, Perceval, Keu, Tristan und Gauvain, insgesamt 64 in der Artusdichtung des 12. und 13. Jhs. vorkommende literarische Wappen werden mit dem Wappen historischer normannischer Geschlechter verglichen. Grosso modo kommt die sorgfältige Untersuchung zu dem Ergebnis, daß die Wappen in der Artusdichtung generell zu wenig detailliert beschrieben werden, um sich mit Sicherheit historisch identifizieren zu lassen. Immerhin kann eine deutliche Verwandtschaft der arthurischen mit der normannischen Heraldik festgestellt werden. Ungefähr ein Drittel aller im Artusroman vorkommenden Wappen sind von realen normannischen Wappen inspiriert, wenn auch nicht kopiert. Zuletzt befaßt sich M. Le Bossé (p. 191 – 201) mit dem Wort und mit dem Gegenstand ‹Gral›. Er schrickt nicht davor zurück, in den Bereich der mündlichen Überlieferung und der schwer faßbaren esoterischen Tradition vorzudringen. Im Ergebnis möchte er den Ursprung des Grals bzw. des Gralskelches oder der Gralsschüssel wie auch der Lanze in vorchristlichen druidischen Überlieferungen sehen.

Einige Proben aus dem «Dossier Bansard» (p. 205 – 237) bilden den Abschluß des Gedenkbandes. Alle Mitarbeiter sind im Gefolge Bansards ernsthaft und unter fachmännischer Anwendung unterschiedlicher wissenschaftlicher Methoden auf der Suche nach realen Spuren der literarisch-fiktiven Artus- und Gralslegende. Daß beim Versuch, so weit zurückliegende Tatsachen und Ereignisse zu erhellen bei der Knappheit an verläßlichen Dokumenten manche Überlegungen und Schlüsse spekulativ und diskutabel bleiben, ist verständlich, wie auch die Hypothesen Bansards und seiner Forscherfreunde sich von unterschiedlicher Tragweite erweisen.

Louise Gnädinger

JEAN-LUC LECLANCHE (ed.), *Le Conte de Floire et de Blancheflor*, Paris (Champion) 1980, 149 p. (*CFMA* 105)

Mit der von J.-L. Leclanche besorgten Edition liegt eine moderne Ausgabe von *Floire et Blancheflor* vor, die von den vier heute bekannten Manuskripten das Ms. A der *Bibliothèque Nationale* (Signatur fr. 375) zugrundelegt. Anders als die meisten seiner Vorgänger[1] beschränkt sich Leclanche jedoch nicht auf die ausschließliche Wiedergabe der zugrundegelegten Version, sondern nimmt über den Vergleich mit den anderen drei Manuskripten (B: B.N. fr. 1447; C: B.N. fr. 12562 und V: Vatikan, Palatinus lat. 1971) eine Reihe von Substitutionen vor, die teils inhaltliche Modifizierungen bzw. Verbesserungen, teils eine Restitution des Versmaßes im Auge haben, wenn die Kriterien auch nicht immer ganz einsichtig sind. Ergänzt werden zusätzlich in A fehlende Zeilen oder Passagen, wie etwa auch die Schachspielepisode, anhand der anderen Handschriften. Alle diese Eingriffe werden mit dem Hinweis auf die privilegierte Lesung in einem Anhang (p. 107 – 11) kenntlich gemacht. Hier kommt Leclanche zweifelsohne die im Rahmen seiner Doktorarbeit geleistete Vorarbeit einer synoptischen Gegenüberstellung von A, B und V zugute[2].

Die Anlage der Edition entspricht den Prinzipien der Reihe. In einer Einleitung wird knapp eingegangen auf die folgenden Aspekte: vorhandene Manuskripte sowie die bis zum Publikationszeitpunkt vorliegenden Editionen; Klassifizierung der Manuskripte mit der Begründung für die Auswahl der zugrundegelegten Handschrift; Versnumerierung der Edition; Sprache und Herkunft des Autors der Erzählung über eine Transzendierung der sprachlichen Eigenheiten von A/B/V; Datierung der ursprünglichen Version; Quellen, Komposition und Stil, Versmaß sowie Sprache und graphische Eigentümlichkeiten des Schreibers von Ms. A (p. 5 – 17). Es folgen die Edition (p. 19 – 106), die Liste der verworfenen Lesungen (p. 107 – 11), ein selektiver Variantenapparat (p. 113 – 18) und ein Apparat mit inhaltlich kommentierenden Anmerkungen sowie Hinweisen auf teils umfassendere Abweichungen in anderen Überlieferungen, sprachlichen Erläuterungen sowie Hinweise auf die Gründe für Emmendationen (p. 118 – 38). Abgeschlossen wird der Band durch einen Index der Eigennamen (p. 139 – 41) sowie einem Glossar (p. 143 – 48). Eine eigenständige Bibliographie fehlt.

Die Edition macht einen sorgfältigen Eindruck. Die Eingriffe in den Text des zugrundegelegten Manuskripts sind plausibel, wenn dadurch auch eine Edition entsteht, für die es so kein originales Manuskript gibt. Dennoch seien einige kritische Anmerkungen gestattet:

[1] I. BEKKER (1844), E. DU MÉRIL (1856), W. WIRTZ (1937) und E. KRÜGER (1938). – Genaue bibliographische Angaben finden sich in der Edition p. 5.

[2] J.-L. LECLANCHE, *Contribution à l'étude de la transmission des plus anciennes œuvres romanesques françaises.* Un cas privilégié: Floire et Blancheflor, Lille 1980 (Thèse dactylographiée Paris-Sorbonne).

– P. 9: Für die Fixierung der Sprache des Textautors wird explizit Bezug genommen auf einen Vergleich der Handschriften ABV. Dann ist es umso verwunderlicher, daß sprachliche Charakteristika als für den Autor besonders typisch angesehen werden, die nicht aus der Hs. A, sondern aus einer anderen Version, in erster Linie V, entnommen sind. Dies betrifft die Belege zu den Reimen entgegen dem Barth'schen Gesetz, die Palatalisierung von vorkonsonantischem *l* sowie die Entwicklung von $\bar{E}$ > ei, alles graphische Eigentümlichkeiten, die aus der Edition selbst nicht abgelesen werden können. Zudem: was stünde dem Versuch im Wege, die Graphie *ei* in V auf den als anglonormannisch erkannten Kopisten dieser Handschrift zurückzuführen? Im Bemühen um die Plausibilisierung der pikardischen Herkunft desjenigen, der die Erzählung erstmals schriftlich fixiert hat, sucht der Hrsg. allzu krampfhaft nach sprachlichen Spuren, unbesehen der Tatsache, daß es auch noch andere Erklärungen für die eine oder andere Graphie gibt.
– ib.: Problematisch scheint mir ferner die Restitution der korrekten Zweikasusflexion in den Fällen, wo eine der Versionen eine normkonforme Form enthält und die Beibehaltung der nicht korrekten Form in allen anderen Fällen. Hier geht die philologische Restaurierungsarbeit m. E. unnötig weit.

Doch diese Vorbehalte gegenüber den Eingriffen des Herausgebers, die immer explizit gemacht sind, vermögen den Wert des Bändchens für den akademischen Unterricht nicht zu schmälern, zudem es auch, sozusagen als Abfallprodukt, hervorragendes Material für eine fundierte Editionskritik unter dem Gesichtspunkt der Problematik der Edition von mittelalterlichen Handschriften schlechthin an die Hand gibt.

Edeltraud Werner

Le Roman de Tristan en prose. Tome I: *Des aventures de Lancelot à la fin de la «Folie Tristan».* Edité par PHILIPPE MÉNARD, Genève (Droz) 1987, 311 p. (*Textes Littéraires Français* 353).

Im Gegensatz zu anderen Bearbeitungen des Tristan-Stoffes ist der *Tristan en prose* bis zum heutigen Tage in seinen weitesten Teilen unediert geblieben – und dies, obwohl dieses Werk, wie Ménard treffend feststellt, «... un des plus grands romans de chevalerie du XIIIe siècle» (p. 7) ist. Herausgegeben wurden bislang nur die ersten Episoden des Romans (von R. L. Curtis[1] auf der Basis der allerdings äußerst unvollständigen Handschrift 404 der Stadtbibliothek von Carpentras ediert) und die Geschichte der zwei Gefangenschaften Tristans (von J. Blanchard[2] nach dem Manuskript 772 der Bibliothèque Nastionale, Paris, ediert). Der eklatante Widerspruch zwischen der allgemein anerkannten hohen Qualität des *Tristan en prose*[3] und dem nur äußerst zögernd und außerdem sehr spät einsetzenden Bemühen, den Text zu edieren, findet seine Erklärung in der außerordentlich großen Zahl von 82 Manuskripten bzw. Manuskriptfragmenten sowie in der ungewöhnlichen Länge des Textes, der in den vollständig

[1] R. L. CURTIS (éd.), *Le Roman de «Tristan en prose»,* t. I. München 1963; t. II, Leiden 1973; t. III, Cambridge 1985.

[2] J. BLANCHARD (éd.), *Le «Roman de Tristan en prose». Les deux captivités de Tristan,* Paris 1976.

[3] Seit den Zeiten von Gaston Paris und Joseph Bédier hat der *Tristan en prose* immer wieder die Aufmerksamkeit der Mediävisten gefunden. Als auch heute noch unverzichtbares Standardwerk ist zu nennen: E. LÖSETH, *Le «Roman en prose de Tristan», le «Roman de Palamède» et la Compilation de Rusticien de Pise. Analyse critique d'après les manuscrits de Paris,* Paris 1891 (Neuausgabe New York 1970).

erhaltenen Handschriften mehr als 500 Folios einnimmt. Die Fülle des Materials muß für jeden Editor einfach prohibitiv wirken.

So ist es dann nicht nur begrüßens-, sondern mehr als bewundernswert, daß Ménard sich vornimmt, eine «édition complète de toute la partie inédite du *Tristan en prose*» (p. 13) zu erstellen, und mit dem hier anzuzeigenden Band, dem noch weitere folgen sollen, den ersten Teil seiner Arbeit vorlegt. «édition complète» darf allerdings nicht so verstanden werden, daß hier eine textkritische Edition unter Bearbeitung aller bis heute bekannten Handschriften vorgelegt wird; zur Bewältigung einer solchen Aufgabe wäre ein einzelner Philologe nicht in der Lage. Mit Ménard kann man sagen: «Il faudrait plusieurs vies humaines pour embrasser dans le détail tous les changements et les remaniements de l'œuvre» (p. 13). «édition complète» heißt, daß eine Version des *Tristan en prose* vollständig wiedergegeben wird auf der Basis eines «manuscrit complet de bonne qualité permettant de lire en son entier le roman» (p. 9). Ein solches Manuskript ist, wie Ménard nach jahrelanger Beschäftigung mit der Materie überzeugend nachweisen kann (p. 9 ss.), die Handschrift 2542 der Nationalblibliothek Wien, eine Handschrift, die, da sie auf den Anfang des 14. Jh. zu datieren ist[4], «un des plus anciens manuscrits complets de l'œuvre» (p. 11) bildet und «un texte de bonne qualité» (p. 11) enthält.

Ménard hat sich allerdings nicht damit begnügt, dieses Manuskript ‹tale quale› zu transkribieren, sondern 25 weitere Handschriften (cf. die Auflistung p. 17 – 18) ausgewertet und mit deren Hilfe Fehler des Basismanuskripts, die allerdings nur äußerst selten vorzufinden sind, korrigiert. Es ist somit, wie der Editor selbst auch deutlich hervorhebt, (p. 13), keine textkritische Edition im üblichen Sinn entstanden, jedoch eine einwandfreie und fehlerlose Edition einer Version des Romans. Inhaltlich setzt Ménards Ausgabe genau dort an, wo die von Curtis endet; der in diesem Band edierte Stoff reicht von der Schilderung der Abenteuer Lancelots bis zur Heilung Tristans vom Wahnsinn.

Der Edition geht eine 50 Seiten umfassende Einleitung voran (p. 7 – 56), in der Ménard eingehend über die von ihm angewandte Methode (p. 9 – 18) und die «tradition manuscrite» (p. 18 – 32) informiert, die Sprache des Basismanuskripts ausführlich beschreibt (p. 32 – 42), eine «Analyse sommaire du texte» (p. 42 – 45) gibt und schließlich die Frage nach dem «Intérêt littéraire» des Textes abhandelt (p. 45 – 52). Am Ende des Bandes findet sich ein Verzeichnis wichtiger Varianten (p. 279 – 281), ein Kommentar zu sprachlichen und inhaltlichen Problemen (p. 283 – 293), ein «Index des noms propres» (p. 285 – 297) sowie ein mit großer Akribie erstelltes Glossar (p. 299 – 310).

Jeder Mediävist wird dem Editor für dessen große Leistung dankbar sein. Man kann nur hoffen, daß die angekündigten Fortsetzungen bald folgen werden.

Arnold Arens

La Complainte de l'amant trespassé de dueil; L'Inventaire des biens demourez du decés de l'amant trespassé de *dueil de Pierre de Hauteville,* éd.p. Rose M. Bidler, *Le Moyen Français* 18 (1986) 112 p.

L'édition de la *Complainte* et de *L'Inventaire* fait suite à celle de *La Confession et Testament de l'amant trespassé de deuil,* édité par Rose M. Bidler en 1982 (Montréal, CERES, «Inedita & rara», 1). Les textes sont complémentaires: on trouve dans l'*Inventaire* un renvoi explicite –

[4] Die von R. L. Curtis in ihrer Ausgabe, t. I, p. 15 und dann nochmals in dem Artikel «Pour une édition définitive du ‹Tristan en prose›», *Cahiers de Civilisation Médiévale* 24 (1981), 93 vorgetragene These, diese Handschrift sei im 15. Jh. entstanden, ist unzutreffend.

avec citation du premier vers (v. 552) – au «testament»; qu'il ne soit pas question dans cette strophe (CXXXVIII) de «confession» suggère que celle-ci est une partie constitutive de la forme (littéraire) du *Testament,* et qu'il n'est donc pas nécessaire de l'évoquer dans le titre.

La *Complainte* et l'*Inventaire* ne figurent que dans deux des quatre manuscrits où sont transcrits la *Confession et Testament,* manuscrits que l'éditrice renonce à (re)décrire. Pour l'édition de la *Complainte* et de l'*Inventaire* Rose M. Bidler a dû choisir un nouveau manuscrit de base, le Reg. 1363 (f. 1 – 84) de la Cité du Vatican (avec les variantes du ms. Reg. 1720) à la place du ms. 3523 de la Bibliothèque de l'Arsenal à Paris, qui contient la *Confession et Testament,* l'œuvre de François Villon et plus de trente poèmes se rattachant au cycle de la *belle dame sans merci.* C'est dans cette même tradition que s'insère l'œuvre attribuée parfois – mais l'éditrice ne peut fournir aucune preuve supplémentaire et décisive – à Pierre de Hauteville (1376 – 1448), Prince de la Cour d'Amour. Les textes qu'il a mis à profit sont les éléments de datation les plus sûrs; Rose M. Bidler a surtout exploité les vers 429ss. de l'*Inventaire,* déjà cités dans l'introduction de l'édition du *Testament* (p. 12 – 13). On regrettera qu'aucune note n'accompagne cette liste d'œuvres allant du *Roman de la Rose* et *Lancelot du Lac* à l'*Amoureux rendu cordelier* et au *Passe Temps Michault* (de Michault Taillevent, poète de la cour de Bourgogne); pour les étudiants, pour tous ceux qui ne sont pas des spécialistes de la fin du moyen âge, il ne suffit pas de constater que les textes les plus récents sont antérieurs à 1441, mais il faudrait identifier *chaque* œuvre évoquée en indiquant si elle est éditée – ceci d'autant plus que la bibliographie en fin de la *Confession et Testament* (p. 140 – 147) ne suffit pas pour le faire. On saura par contre gré à Rose M. Bidler de fournir un bon glossaire qui prête une attention particulière au *realia* si importants dans l'*Inventaire,* poème qui conduit le lecteur à travers une maison médiévale, de la partie utilitaire (cave, étable, bûcher) à l'espace social représenté par la «grant sale sur la court» (v. 57), puis à l'espace privé de l'amant avec, en haut, la chambre noire (v. 109ss) où il est mort et la «chambre verte de plaisance» (v. 300), lieu du culte amoureux. On ne trouve pas dans le glossaire simplement le terme correspondant en français moderne, mais souvent une description de l'objet et des citations tirées de textes médiévaux, ce qui permet à la fois une compréhension correcte (= contemporaine) de l'œuvre et une vérification de la solution proposée.

Tout en plaidant pour la paternité de Pierre de Hauteville pour les trois textes, Rose M. Bidler conserve quelques doutes à ce sujet (p. 11: «ou éventuellement quelqu'un de son entourage»); notamment l'*Inventaire,* présupposant une autre instance d'énonciation puisque l'amant est décédé, lui semble faire figure à part. Rédigé en quatrains octosyllabiques rimant abab, il peut pourtant être considéré comme un version simplifiée du schéma métrique de la *Confession et Testament* avec ses sizains octosyllabiques rimant aabaab. La bipartition de la strophe se retrouve, de façon marquée, dans les seizains décasyllabiques (aaabaaab/ bbbabbba) de la *Complainte,* où la première moitié de la strophe se présente comme une amplification du schéma métrique rencontré dans la *Confession;* en même temps il s'agit d'une forme qu'on rencontre déjà chez Guillaume de Machaut, Jean Froissart et Christine de Pizan[1]. Un autre indice pour l'unité de l'œuvre pourrait être la tendance de recourir çà et là à des proverbes ou locutions proverbiales, si le phénomène n'était pas courant dans la littérature de l'époque. Il est dommage que Rose M. Bidler ne fournisse pas une liste des sentences et proverbes, l'œuvre de Pierre de Hauteville ne figurant pas dans le corpus étudié par J. W. Hassell, *Middle French Proverbs, Sentences and Proverbial Phrases,* Toronto 1982. L'éditrice en relève, il est vrai, certains dans le glossaire; mais comme elle s'intéresse aux seuls énoncés métaphoriques (»faire des chasteaulx en Espaigne»; «avoir la puce en l'oreille»), on n'y trou-

[1] Cf. M. Tietz, «Die französische Lyrik des 14. und 15. Jahrhunderts», in: *Die französische Lyrik,* hg. von D. Janik, Darmstadt (Wiss. Buchgesellschaft) 1987, p. 165ss., pour qui la complainte s'est développée à partir d'une structure métrique très simple, la rime plate.

vera pas des sentences du type «Tel vit en joie qui meurt en grant tristesse« (*Complainte,* v. 288) ou «Tel monte hault qui descendra» (*Inventaire,* v. 184; cf. J.W. Hassel, n° M176).

A Rose M. Bidler revient le mérite d'avoir rendue accessible l'œuvre d'un poète qui se situe entre Alain Chartier et François Villon; nous disposons ainsi d'un nouveau jalon dans l'histoire littéraire du XVe siècle. Il est seulement dommage qu'une édition soignée n'ait pas été complétée par quelques éléments qui en aurait fait un instrument de travail parfait – mais peut-être a-t-il fallu se plier aux exigences de la maison d'édition.

Jean-Claude Mühlethaler

*

GOTTFRIED, EGERT, *Die sprachliche Stellung des Katalanischen auf Grund seiner Lautentwicklung,* Frankfurt am Main (Haag Herchen) 1985.

El volver sobre un tema largamente debatido, como es la ubicación lingüística del catalán en el seno de las lenguas romances, pasa naturalmente por una revisión de los parámetros y el tipo de factores explicativos habitualmente utilizados. G. Egert apunta – creemos – a datos fundamentales de diferenciación lingüística. Se manejan dos niveles de estudio realmente extremos en sus manifestaciones aparentes como serían, por una parte, la prehistoria y la historia política del dominio lingüístico catalán y, por otra, el cambio fonético sufrido por este romance en sus estadios antiguo y actual. Ello confiere necesaria heterogeneidad a la obra, pero permite a un tiempo contemplar desde perspectivas diferentes un mismo problema, lo que no deja de arrojar a veces luz inesperada sobre los hechos.

Resulta destacable el valor asignado a las lenguas o dialectos romances fronterizos respecto al dominio catalán, así como la consideración de las hablas dialectales en el seno de este último. Se consigue encontrar de esta forma un «tertium comparationis» para los distintos fenómenos fonéticos abordados que haga más realista el contraste lingüístico y lo que por medio de este contraste se pretende. Parafraseamos seguidamente las apreciaciones del autor.

Desde el punto de vista arqueológico e histórico, parece existir una unidad en el dominio lingüístico catalán y fronteras que, aunque vacilantes, permiten diferenciarlo claramente. La identidad de este espacio cultural nada tiene que ver, sin embargo, con el aislamiento, sino que es en buena parte desde los orígenes producto de influencias provenientes tanto del norte centroeuropeo como del sur peninsular. Los pirineos, sobre los que se asienta un sustrato primitivo con rasgos característicos, han sido en este sentido antes un motivo de encuentro que de separación cultural. En el período de gestación de las lenguas romances el dominio lingüístico del catalán (central) se encuentra claramente vinculado a las regiones del sur de Francia configurando con ellas una unidad política bien diferenciada, tanto bajo los visigodos como bajo los francos. Tras el conflicto albigense (a comienzos del s. XIII) se ve propiciada, sin embargo, la vocación mediterránea y la orientación hacia empresas peninsulares como la reconquista. De forma sumaria se da cuenta de la historia subsiguiente: período de florecimiento bajo la Corona de Aragón en los siglos XIII y XIV, decadencia social y política a finales del siglo XIV y en el XV, tensas relaciones con la monarquía bajo Austrias y Borbones, Renaixença. Se singulariza de esta forma una historia política.

Por lo que se refiere al otro capítulo, la evolución fonética comparada, se someten a contraste datos provenientes de gramáticas históricas del catalán, languedociano, aragonés, gascón y castellano. Existen, antes de nada, desarrollos del catalán que lo diferencian de los romances limítrofes. Así, por ejemplo, tratamientos como:

ẹ́ > ẹ / ẹ > ẹ́
e (< lat. ē, ĕ, ĭ, ae) > ẹ
ult > olt
l- > ll-
...

Al comparar con el languedociano se observa una base común notable particularmente en el período antiguo. Aunque en la actualidad las divergencias son mayores, se conservan en hablas dialectales catalanas restos de los antiguos tratamientos fonéticos comunes. Muchos de estos tratamientos comunes – se puntualiza – son compartidos por otros dialectos peninsulares con la salvedad del castellano. Insiste el autor en que la comparación directa con este último no es el proceder más oportuno a la hora de decidir el carácter galorromance o iberorromance del catalán. De hecho, en el dominio fonético, pocos rasgos comunes se observan para castellano y catalán que no sean (ya en los orígenes) panrománicos. Merecen consideración algunos rasgos que comparte el catalán con el aragonés y el gascón y que no aparecen en las otras dos lenguas sometidas a contraste por el autor. No se piensa, sin embargo, que ello justifique la defensa de un dominio lingüístico romance-pirenaico. Los rasgos comunes más característicos son del dominio léxico (pruebas aportadas por G. Rohlfs). Ello hablaría, eso sí, de un sustrato común prerromance.

El estudio de las variedades dialectales catalanas permite, como era de esperar, una matización de las transiciones a dominios lingüísticos fronterizos. Se argumenta así a favor de la consideración del catalán como lengua puente. Señala, con todo, el autor que el antiguo dialecto catalán occidental muestra puntos de contacto característicos con el languedociano.

La conclusión final se presenta en los siguientes términos: si ponemos entre paréntesis al castellano como base de comparación, no hay problema para considerar al catalán lengua iberorromance, a la que debe reconocerse una estrecha relación con el languedociano. Esta relación puede encontrar sus raíces en una vieja comunidad cultural.

Carlos Hernández Sacristán

RUEDI IMBACH, RAMON SUGRANYES DE FRANCH (Hg.), *Raymond Lulle: Christianisme, Judaïsme, Islam. Les Actes du Colloque sur R. Lulle, 1984,* Fribourg (Editions Universitaires) 1986, 117 p. *(Collection Interdisciplinaire* 12).

Ramon Sugranyes de Franch, Dozent an der katholischen Universität Freiburg seit seiner Flucht aus Francos Spanien 1936, war kürzlich der Empfänger einer gepflegten Festschrift – mit Kurzbiographie und Schriftenverzeichnis – von Seiten seiner Schweizer akademischen Freunde: *Miscelánea de estudios hispánicos. Homenaje de los hispanistas de Suiza* (Hg. Luis López Molina: Montserrat, 1982). Am 8. Juni 1984, zur Feier seiner Emeritierung, fand in Freiburg ein kleines, aber gelungenes Kolloquium statt, dessen vier Vorträge in Typoskript veröffentlicht wurden.

Ramon Sugranyes selbst sprach während der Tagung über ein Thema, das ihn seit Jahrzehnten beschäftigt: *Raymond Lulle: philosophe et missionnaire* (p. 9 – 27). Auf p. 93 – 116 des Bändchens wird Sugranyes kommentierte französische Übersetzung von Lulls *Vita coetanea* abgedruckt, Neufassung der 1954 seinem Buche *Raymond Lulle, docteur des missions,* (Schöneck-Beckenried), beigefügten ersten Version. – Armand Llinarès erklärt p. 29 – 57 *L'arbre de science, de Raymond Lulle,* aus den Jahren 1295 – 1296, die Serie von vierzehn Bäu-

men, die durch ihre Wurzeln, Äste, Blätter und Früchte alle irdischen und theologischen Kenntnisse mnemonisch vorstellen. – Auf p. 59–69 wird der spanische Vortrag von Mario Satz über *Raymond Lulle et la Kabbale dans l'Espagne du XIII siècle* übersetzt. – Der Beitrag von Charles Lohr, (Direktor emeritus des Raymundus Lullus Instituts der Universität von Freiburg im Breisgau), *Arabische Einflüsse in der neuen Logik Lulls* (p. 71–91), geht auf ähnliche Quellenfragen ein, wirkt aber überzeugender als Satz. (Eine erste Fassung dieses Vortrages erschien in Englisch in der *Freiburger Zs. für Philosophie und Theologie* 31, 1984, p. 57–88.) Lull trennt sich von der aristotelischen und positiven Scholastik seiner Zeit durch seine Überzeugung, daß, über eine bloß überzeugende Argumentation hinaus, eine notwendige Beweisführung *per rationes necessarias* in Glaubensfragen möglich ist. Diese Grundhaltung führt Lohr auf Ibn Ḥazm zurück, Autor einer großen islamischen Religionsgeschichte, der zwischen 1040 und 1050 auf Mallorca lehrte. Wesentlich für Lulls Beweisführung ist, daß alle göttlichen *dignitates* als aktiv verstanden werden müssen. Lulls überraschende Neologismen – wie zum Beispiel *bonificare, bonificabile* und *bonificativum,* (zu *bonitas)* – unterstreichen diese Korrelationen eindrücklicher als Augustins Ausdrücke *amans et quod amatur et amor (De Trin.,* 8.10), und sind wohl in Analogie zu arabischen Verbformen gebildet.

Curt Wittlin

DWORKIN, STEVEN N., *Etymology and Derivational Morphology: The Genesis of Old Spanish Denominal Adjectives in «-ido»,* Tübingen (Max Niemeyer Verlag) 1985 (*ZRPh. Beih.* 206).

Este trabajo tiene el doble valor de esclarecer, por una parte, un dominio de gran interés en morfología histórica del español y, por otra, de enfrentar cuestiones metodológicas que trascienden, sin duda, su objeto particular de estudio y, en último término, se proyectan sobre el ámbito de la lingüística general. Dworkin trata de explicar la emergencia de sufijación con «-ido», gracias a la cual fue posible derivar adjetivos de nombres en español medieval, recurso que tuvo, desde luego, una existencia precaria. Esto es, se aborda la explicación de formas como: «adolorido» (< «dolor»), «amodorrido» (< «modorra»), «asombríu» (< «sombra»), «desabrido» (< «sabor»), «desanguido» (< «sangue»). Estas formas son creaciones parasintéticas por las que se derivaron adjetivos de nombres directamente, sin que mediara la categoría verbal, esto es, sin que el sufijo «-ido» haya podido ser conceptuado en ningún momento como morfema de participio. Se trataría, pues, de una verdadera partícula derivativa que llegó a ser, al menos durante un período histórico, un factor de creatividad morfológica. Esto no quiere decir, sin embargo, que este sufijo «-ido» carezca de conexión histórica con el morfema de participio. Justamente en dicha conexión es donde encuentra el autor la base explicativa del proceso de derivación al que nos referimos.

Un examen completo de los adjetivos en «-ido» nos permite observar, junto al grupo de los derivados de base nominal (I), otros dos grupos:

(II) Adjetivos que en un estado de lengua pudieron sentirse como formaciones parasintéticas con otro adjetivo como base derivativa. Este sería el caso de: «amortido» (< «muerto»), «denegrido» (< «negro»), «de, re-sequido» (< «seco»), «des, em-blanquido» (< «blanco»); «empobrido» (< «pobre»), etc. Parece, sin embargo, que el verdadero origen no ha sido una formación parasintética, sino el participio de un verbo en «-ir» derivado de adjetivo. El verbo en «-ir» fue posteriormente reemplazado por un verbo en «-ecer».

(III) Adjetivos donde la forma «-ido» debe ser calificada – según Dworkin – de «sufi-

joide». Se trata de partícula materialmente idéntica al sufijo del grupo (I), aunque nunca ha tenido, ni se le ha podido atribuir, una función derivativa. La encontramos en herencias latinas (III a), por ej.: «transido» < TRŪANSŪITU; también está presente en un grupo de adjetivos (III b) que han sido originariamente participios de verbos en «-er», «-ir» caídos posteriormente en desuso (y muchos de los cuales no están documentados), es el caso de «aterido», «entelerido», «desvaído», «esperido»; finalmente, la forma «-ido» aparece en adaptaciones morfonológicas de adjetivos foráneos (III c), sobre todo galicismos, como «ardido», «fornido», etc.

La pregunta que de inmediato se plantea es si podemos garantizar la unidad de un producto, los adjetivos en «-ido», cuando los factores históricos subyacentes son de tan variada índole. El autor aborda justamente esta cuestión y cree encontrar un tipo de intención significativa que da unidad a este conjunto de formas y que constituye el marco en que se explica su conexión histórica. La mayor parte de los adjetivos en «-ido» aquí considerados pueden caracterizarse por significar «estado de privación», «estado físico anímico no grato», lo que supone siempre connotación negativa en su uso. Se supone ahora que este rasgo semántico llegó a asociarse a la forma en «-ido» en un contexto histórico donde las formas en «-ado», «-udo», originarios morfemas de participio, funcionaban como sufijos. Siendo de valor semántico neutro la primera de estas dos formas e indicando la segunda una propiedad tenida en exceso, era fácilmente explicable la especialización de la forma en «-ido» para indicar privación o defecto. Habría en este proceso también un factor coadyuvante representado por la tendencia a la simetría entre la serie de formas participiales: «-ado», «-ido», «-udo», y la serie de sufijos materialmente idénticos.

Creada, por así decirlo, este tipo de necesidad significativa, el proceso que lleva a la habilitación de la forma en «-ido» para una función sufijal tendría una fase preparatoria y una fase final productiva. La fase preparatoria estaría representada por los adjetivos que se encuentran bajo los tipos II y III: III a, formas latinas que no se asocian a paradigmas verbales, III b, originarios participios de verbos en «-ir» que desaparecen más tarde al ser sustituidos por otros verbos, III c, adaptaciones morfofonémicas que no se ponen tampoco en conexión con paradigmas verbales, así como II, originarios participios de verbos en «-ir» derivados de base adjetiva y, posteriormente, también caídos en desuso, son todos elementos que van despertando la conciencia de una forma cada vez más claramente separada de la categoría verbal. Se llega finalmente al punto de poder reinterpretarla como sufijo derivativo. Esta fase preparatoria ha sido guiada – es de suponer – por la intención significativa a la se ha hecho referencia, de manera que para engrosar el corpus de adjetivos en «-ido» se han seleccionado unidades léxicas con el rasgo semántico negativo anteriormente apuntado. (Estamos pensando en un tipo de dinámica explicativa que tendría puntos de contacto con D. Lightfoot, *Principles of Diachronic Syntax,* Cambridge U.P., 1979, aunque poco tengan que ver los presupuestos de este último autor con los de S. Dworkin).

Esa progresiva identificación de una forma como sufijo y su también progresiva especialización en la esfera de un determinado valor semántico viene a culminar en una fase final productiva en que el sufijo así engendrado expresa su creatividad morfológica. En efecto, los adjetivos del tipo I no sólo admiten un análisis sincrónico por parasíntesis, sino que además no tienen otro origen más que el parasíntetico: son sin duda creaciones puntuales. Si hemos entendido correctamente su propuesta, la presentación de los hechos ofrecida por Dworkin ejemplifica el juego entre una ley diacrónica lenta y una ley diacrónica rápida en la evolución histórica de las lenguas, entre lo que prodíamos decir que es una morfología producto de una desfuncionalización progresiva de determinadas relaciones entre formas, y lo que es una morfología creativa, una serie de esquemas o de reglas productoras de nuevas formas. Lo interesante es señalar aquí la convergencia que existe a veces entre estos dos tipos de morfología a la hora de constituir determinado corpus, cuyos elementos desempeñan una función parecida, aunque hayan tenido orígenes históricos muy diferentes.

Aunque en este punto queda probablemente una labor teórica pendiente de gran importancia, el trabajo de Dworkin tiene a nuestro entender el mérito de haber llevado la explicación de los hechos a un terreno en el que nos enfrentamos directamente a una cuestión notable en morfología histórica, como es la multiplicidad causal con convergencia de producto, tema al que ha prestado exquisita atención Y. Malkiel.

Carlos Hernández Sacristán

MIGUEL ANGEL GARRIDO GALLARDO (ed.), *Teoría Semiótica. Lenguajes y textos hispánicos,* Madrid (C. S. I. C.) 1985, 926 p.

Unter der Ägide des *Consejo Superior de Investigaciones Científicas* fand in der Zeit vom 20. bis 25. Juli 1983 in Madrid der «Congreso Internacional sobre Semiótica e Hispanismo» statt, dessen Beiträge nunmehr in einem ersten Band vorliegen.

Wie der Herausgeber und Generalsekretär des Kongresses, Garrido Gallardo, in seinem Post-Scriptum («Jakobson y la Semiótica literaria», p. 891 – 901) zeigt, war Roman Jakobson mit seiner Öffnung zur Semiotik der geistige Vater des Symposiums. Von der Integration von Linguistik und Literaturtheorie ausgehend, decken die Inhalte des Kongresses das breite Spektrum dessen ab, was der Begriff Semiotik als Zeichenlehre umfaßt. Die insgesamt 72 Beiträge in diesem 1. Band (aus einem Gesamt von 217 Vorträgen) wurden nach folgenden Kriterien geordnet: «Sesiones plenarias» (6), «Teoría de la literatura» (11), «Narratología» (11), «Lingüística» (9), «Filosofía y Sociología» (9), «Teatro y espectáculo» (7), «Lenguaje icónico» (5), «Lenguaje verbo-icónico» (5), «Relatos orales y mitos» (5) und «Lengua poética» (3). Die untersuchten Gegenstände reichen von der Interpretation eines Gedichtes über den Kommentar eines Fernsehprogramms und eines Comics mit aktuellem politischem Bezug bis zur Analyse des Zeremoniells am Hofe König Carlos II.

In einem zweiten Band *(Crítica semiológica de textos hispánicos),* Madrid 1986, sind sodann weitere 84 Aufsätze gesammelt, die spanische und latein-amerikanische literarische Texte – vom Mittelalter bis zum heutigen Tag – semiotisch untersuchen.

Die Lektüre des hier zu besprechenden ersten Bandes gibt nicht zuletzt Aufschluß über verschiedene Fragen, welche die Semiotik im allgemeinen und ihre Relevanz für die Hispanistik im besonderen betreffen. In ihrer Gesamtheit sind die «comunicaciones» dieses ersten Bandes eher theoretischen und allgemeinen Charakters, Exponent von semiotischen Entwicklungstendenzen innerhalb der Hispanistik, die ja bekanntlich nicht die Avantgarde dieser Disziplin darstellt.

Die Plenarvorträge wurden von international renommierten Forschern gehalten: Gianfranco Bettetini («El Giro pragmático en las semióticas de la representación», p. 19 – 29) formuliert das Leitmotiv der Tagung: Die Notwendigkeit, die pragmatische Komponente in den semiotischen Vordergrund zu stellen, eine Tatsache, die in einer Semiotik der Darstellung geradezu evident ist und in jedem Text – letztlich Entwurf einer «Konversation» – zum Tragen kommt.

Claude Brémond («Sobre la noción de motivo en el relato», p. 31 – 39) geht ein auf die Problematik des «Motivs» als narratologische Einheit, wie sie entsteht aufgrund der Vielfalt motivischer Variationsmöglichkeiten. Er schlägt daher eine andere Struktur vor, die in Anlehnung an Lucien Tesnières *Elements de syntaxe structurale* aus einem Mechanismus von Aktanten besteht.

Fernando Lázaro Carreter («El poema lírico como signo», p. 41 – 55) fordert eine «philologische Semiotik», die es erlaubt, den Autor – besser gesagt: den Dichter – als Kristallisa-

tionspunkt der literarischen Kommunikation erneut zu gewinnen. Eine Errungenschaft der modernen Literaturkritik sei zwar, auf den Autor – auf seine Lebensumstände – zu verzichten, unsinnig wäre es allerdings, ihn als Dichter nicht zu berücksichtigen. Die illokutive Kraft der Dichtung bestehe nämlich gerade darin, sich den «message» zu eigen zu machen, sich letztlich mit dem zu identifizieren,der ihn geschrieben habe.

Von einer allgemeinen Konzeption aus zählt Cesare Segre («La naturaleza semiótica del texto», p. 57 – 71) in seinem Beitrag die Hauptelemente auf, die den Text als Phänomen charakterisieren. Seine Perspektive ist sowohl linguistisch als auch allgemein philologisch bzw. textlinguistisch.

Die beiden Beiträge, welche den ersten Teil des Bandes schließen, stellen einen besonders wertvollen Beitrag innerhalb dieser global-semiotischen Studie dar, da sie auf die kulturellen Systeme eingehen, in denen sich die semiotische Theoriebildung vollzieht: Tzvetan Todorov («Sobre el conocimiento semiótico», p. 73 – 87) spricht eine Reihe Probleme des jetzigen Stadiums der Humanwissenschaft an, die insofern mit der Semiotik verwandt sind, als diese als ihr «Blickwinkel» angesehen werden kann. Der anthropologische Charakter der Humanwissenschaften führt nach Todorov zu einer unlösbaren Einheit der Interpretationsmethodologie und der literarischen Ausdrucksform.

Harald Weinrich («Al principio era la narración», p. 89 – 100) spricht seinerseits von einem «Ent-Erzählbarkeitsprozeß» (un proceso de «desnarratización»), der in den sukzessiven Darlegungen der christlichen Lehre zu beobachten ist, eine Entwicklung, die auch im «Entmythologisierungsprozeß» der abendländischen Philosophie zu finden ist. Im Roman – führende Gattung der modernen Literatur – sieht Weinrich das deutlichste Alternativphänomen zur Vorherrschaft der reinen Argumentation.

Aus den 66 Sektionsbeiträgen sei nur exemplarisch auf einige kurz hingewiesen, in denen die semiotische Perspektive deutlich zutage tritt.

Felix Martinez Bonati («Mensajes y literatura», p. 187 – 197) plädiert dafür, das Phänomen Literatur nicht als «message» sondern als Kommunikation aufzufassen. Aufgabe der Semiotik sei es dann, die Codes zu thematisieren, welche die Interaktion Leser – literarisches Werk ermöglichen.

José María Pozuelo Yvancos («Teoería de los géneros y poética normativa», p. 393 – 403) geht auf die Problematik der Gattungen ein und zeigt die Vielfalt der Parameter, die zu ihrer Konstituierung beitragen: Der Schriftsteller berücksichtige zugleich einen Kommunikationszweck, einen thematischen Hintergrund und einen möglichen Empfänger, bei dem mit einem Entkodierungssystem auf der Basis vorangegangener Lektüre und Erfahrungen zu rechnen ist.

Antonio Risco zeigt in seinem Beitrag «La narración fantástica en la lengua española» (p. 423 – 431) wie unsinnig es ist, die Opposition «Realismus/Phantasie» aufrechtzuerhalten, wenn man gerade das thematische Element einer Erzählung als Zeichen selbst entdeckt. Die realistische Konvention bewertet das Zeichen in seiner äußeren Realisation, d. h. in seiner antisemiotischen Verfassung. Die kopernikanische Wende einer bestimmten modernen Literaturkritik bestehe gerade darin, am Ende des symbolischen Weges zur «Semiotischen Ära» gelangt zu sein.

Im Hinblick auf den Protagonisten im Roman sei schließlich auf María del Carmen Bobes Naves («Los signos para la construcción del personaje de novela», p. 499 – 508) hingewiesen. Eine integrale Sicht der Protagonisten müsse die folgenden drei Kategorien berücksichtigen: Wesenszeichen («signos del ser»), wonach ein Protagonist in seinen Wesenszügen und in den durchaus kontradiktorischen Sichten der anderen Protagonisten definiert wird; Handlungszeichen («signos de acción), welche einen Protagonisten in seinen Bewegungen durch Raum und Zeit charakterisieren, und Relationszeichen («signos de relación»), welche den Protagonisten in seinen Beziehungen zu den anderen beleuchten, ein System letztlich, das aus ethischen, gesellschaftlichen, beruflichen etc. Zeichen besteht.

Der gegebene Rahmen erlaubt nicht, auf weitere Einzelbeiträge einzugehen. Nicht unerwähnt darf jedoch bleiben, daß es – wie sollte es bei einer so großen Zahl von Beiträgen auch anders sein – neben wissenschaftlich fundierten und klar argumentierten Untersuchungen auch manche Aufsätze gibt, die Selbstverständlichkeiten zerreden und sich exzeßhaft jenes neuen akademischen Soziolekts bedienen, vor dem Todorov (p. 87) warnte: «... temiendo no hacernos reconocer por nuestros iguales, tenemos la enojosa tendencia a multiplicar los signos exteriores de la ciencia (fórmulas, diagramas, y otros «terroremas») y borrar prácticamente toda huella de intervención personal o de elaboración literaria.»

Im vorliegenden Werk überwiegen allerdings jene Arbeiten, die durch ihre Wissenschaftlichkeit und Akribie den Horizont des Lesers zu bereichern versprechen und die für die hispanistische Fachwelt eine nicht zu unterschätzende Bereicherung bedeuten.

Alberto Gil

CLARINDA DE AZEVEDO MAIA, *História do galego-português. Estado linguístico da Galiza e do Noroeste de Portugal desde o século XIII ao século XVI (com referência à situação do galego moderno),* Coimbra (Instituto Nacional de Investigação Científica) 1986, XV + 1007 p.

C. de Azevedo Maia legt hier ein Werk vor, das für die portugiesische Sprachgeschichte zu einem ähnlichen Markstein werden dürfte wie für das Spanische seinerzeit Menéndez Pidals *Orígenes del español.* In seinem Kern enthält das Buch eine breit angelegte und außerordentlich minutiös durchgeführte Untersuchung zu den galizisch-portugiesischen Skriptae von der Mitte des 13. bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts; Hauptziel war dabei, die für das Mittelalter schwer durchschaubaren Beziehungen zwischen galizischen und nordportugiesischen Mundarten sowie der im Zentrum Portugals entstehenden portugiesischen Schriftsprache zu erhellen. Bisher hatte man zur Nachzeichnung der Geschichte des Galizisch-Portugiesischen bekanntlich vor allem die Texte der Troubadourlyrik und der *Foros* verwendet; nun war jedoch die Dichtung der galizischen Troubadoure in einer archaisierenden Kunstsprache abgefaßt, und auch die Sprache der *Foros* erwies sich aus verschiedenen Gründen oft als schwer lokalisierbar. Notariatsurkunden haben dagegen einen ungleich höheren dialektgeschichtlichen Wert, da sie meist genauer datiert sind und oft auch leichter einer bestimmten Gegend zugewiesen werden können, dies ungeachtet der Tatsache, daß die regionalen Schrifttraditionen die eigentlichen Mundarten natürlich in mancher Hinsicht überlagern.

Obwohl verschiedene Sammlungen solcher Notariatsurkunden in Ausgaben vorlagen, erachtete die Verfasserin eine paleographisch korrekte Neuedition einer breiten Auswahl von Akten für ihre linguistische Auswertung als unumgänglich. Die hier vorgestellten, sorgfältig transkribierten 168 Dokumente sind durchwegs vulgärsprachlicher Natur und reichen von 1255 bis 1516; in chronologisch gestreuten Reihen zu jeder der vier galizischen Provinzen sowie zu den nordportugiesischen Provinzen Douro Litoral und Minho geordnet, weisen sie eine repräsentative Verteilung auf, die neue Erkenntnisse hinsichtlich der regionalen und zeitlichen Lokalisierung bestimmter sprachlicher Erscheinungen ermöglicht [p. 41 – 295].

Der linguistische Kommentar im zweiten Teil des Buchs umfaßt drei umfangreiche Kapitel zu Graphematik, historischer Lautlehre bzw. historischer Morphosyntax. Auffallend ist dabei im Gegensatz zu älteren Arbeiten dieser Art die Trennung von Graphematik und historischer Phonetik; Frau Maia hält sie für notwendig, kommt aber nicht umhin, ihr Prinzip hin

und wieder zu durchbrechen. Wenden wir uns zunächst dem ersten von diesen Kapiteln zu. Hier interpretiert die Verfasserin in erschöpfender Weise nicht nur die Phoneme und deren Varianten, welche sich hinter den mannigfaltigen Schreibungen verbergen, sondern zeigt zugleich auf, inwiefern sich die Skriptae Galiziens von denjenigen Nordportugals unterscheiden. Von großem Interesse sind dabei die seit der Ausrufung des Königreichs Portugal (1139) entstandenen eigenständigen portugiesischen Graphien, unter denen die aus dem Provenzalischen stammenden Digramme *-nh-* und *-lh-* für palatales n bzw. l besonders bekannt sind; typisch für die in diesem Buch gewonnenen Einsichten ist jedoch gerade auch die Tatsache, daß die politische Grenze in Bezug auf die Schreibung der beiden Phoneme keine absolute Trennlinie darstellt und daß ältere Graphien in Portugal noch längere Zeit weiterverwendet wurden. Eine weitere, wichtige Feststellung: die auf portugiesischem Boden redigierten Dokumente weisen infolge der sich herausbildenden nationalen Literatursprache einheitlichere Graphien auf (hinter welchen lokale Unterschiede offenbar zurücktreten), während in Galizien eine ungleich größere Vielfalt an Schreibweisen herrscht.

Frau Maia hat sich die Mühe genommen, jeden Sachverhalt mit einer vollständigen Belegsammlung zu untermauern. Daran anschließend wird ferner in den meisten Abschnitten auch gleich ein Bogen zur Geschichte des Portugiesischen bis zum heutigen Tag und zu den diatopischen Verhältnissen (heutiges Galizisch, Dialekte Portugals, brasilianisches Portugiesisch) gespannt. Neben der Literatur zur Dialektologie zieht die Verfasserin die Zeugnisse der ersten portugiesischen Grammatiker – so etwa João de Barros, Fernão die Oliveira und Duarte Nunes de Leão – heran, so daß von jeder der behandelten Erscheinungen ein überaus präzises Bild entsteht. Allerdings macht dieses Verfahren ab und zu Ausblicke auf Themen notwendig, die eher in die historische Lautlehre bzw. Morphologie gehören. So mag man sich beispielsweise fragen, ob das Problem der Vokalqualitäten, das hier ausführlich zur Sprache kommt – so u. a. im Zusammenhang mit der in der heutigen portugiesischen Hochsprache bestehenden Unterscheidung zwischen den Verbalendungen *-amos* (Präsens) und *-ámos* (Präterit) [p. 313 – 319] –, nicht eher im folgenden Kapitel zu behandeln gewesen wäre, zumal die Skriptae in dieser Hinsicht kaum Schlüsse zulassen.

Äußerst interessant sind hingegen die Abschnitte zu den Konsonanten. Erwähnenswert ist etwa derjenige zur Entsonorisierung der stimmhaften Sibilanten im Galizischen (besonders von /z/ z. B. in *jazen* [p. 458] und /ž/ z. B. in *seja* [p. 472]), eine Erscheinung, die bisher oft kastilischem Einfluß zugeschrieben wurde. Frau Maia weist dagegen nach, daß Graphien, welche die Verwechslung bezeugen, bereits im 13. Jahrhundert belegt sind, und sieht in der Entsonorisierung eine Tendenz, die außer Aragón und Katalonien den ganzen Norden der Iberoromania erfaßt hat. Auch die Frage nach dem Entstehen der palatalen Variante von /s/ am Silben- bzw. Wortende, die bekanntlich den portugiesischen vom brasilianischen Standard unterscheidet, beantwortet die Verfasserin neu: während die meisten Autoren das Aufkommen dieser Erscheinung im Südportugiesischen des 17. Jahrhunderts ansetzen, glaubt sie aufgrund alter Zeugnisse, daß der Prozeß in Nordportugal sporadisch bereits im Mittelalter belegt werden kann [p. 461 – 464]. Ein weiteres Problem, das wiederum für die gesamte Iberoromania von Interesse ist, betrifft die Opposition /b/ vs. /v/; sie besteht in der portugiesischen Hochsprache bekanntlich bis heute, während sie im Galizischen und in Nordportugal – ebenso wie im Spanischen – neutralisiert wurde. Auch hier weist Frau Maia eine unfangreiche Dokumentation vor, welche die Vermengung der Grapheme *b* und *v* in den mittelalterlichen Texten bezeugt. Zu erklären bleibt hier allerdings, weshalb gerade in Mittel- und Südportugal die ältere Phonemunterscheidung erhalten geblieben ist, wo doch die in neue Siedlungsgebiete gebrachten Varietäten meist Neuentwicklungen gegenüber besonders aufgeschlossen sind. Die Verfasserin macht dafür das mozarabische Sub- bzw. Adstrat verantwortlich. Eine interessante Parallele ergäbe sich hier übrigens im Katalanischen, wo die Opposition /b/ vs. /v/ aus der Gemeinsprache ja ebenfalls verschwunden ist, dagegen v. a. im Valen-

zianischen und Balearischen weiterhin besteht. Ph. Rasico[1], der vom Frühkatalanischen ausgehend die Frage kürzlich nochmals im gesamtromanischen Rahmen behandelt hat, kommt dabei zu ähnlichen Schlüssen wie Frau Maia; auch er sieht die Ausbreitung der Verwechslung als relativ späten, nach der Eroberung Valencias, der Balearen und Algheros erfolgten Prozeß an und erwähnt den möglichen Einfluß mozarabischer Dialekte auf die Erhaltung der Phonemunterscheidung.

Das Kapitel zur historischen Phonetik enthält wiederum eine ganze Reihe von aufschlußreichen Abschnitten über besonders heikle Fragen der galizisch-portugiesischen Lautentwicklung wie die Setzung des Diphthongs *ei* für *eu* (z.B. *mei, tei, sei* statt *meu, teu, seu* [p. 545 – 547]) oder die noch häufigere Vermischung von *ou* und *oi,* deren Ursprung die Verfasserin in der Doppelentwicklung von -OCT- zu *-oit-/-out-* (belegt sind u.a. Formen wie *outubro/oytubro)* nachweist [p. 561 – 563]; sie zeigt aber auch, wie sich die Doppelformen in der Folge in Wörtern anderen Ursprungs einbürgern. Breiter Raum wird ferner dem Schwund von lat. -L- und -N- in intervokalischer Stellung gewidmet: beide Abschnitte sind Musterbeispiele einer reich dokumentierten und detaillierten Analyse, in der die verschiedenen Lautkontexte (im Falle von -N- etwa die Endungen -ANA, -ENA, -ENU, -INU, -INA, -ONE, -UDINE, -ONA, -ONU, -UNA und -UNU) getrennt behandelt und die zeitliche sowie geographische Verteilung der einzelnen Resultate eingehend erörtert werden. In manchen Fällen gelingt es Frau Maia so, die Lösungen der modernen Dialekte hauptsächlich Galiziens – auf in den Dokumenten bezeugte Vorstufen zurückzuführen.

Schwerpunkte des Kapitels zur Morphosyntax sind die Abschnitte über die verschiedenen Pronominalkategorien und die Formenlehre des Verbs. Was letztere betrifft, ermöglichte die breite Dokumentation der Verfasserin nicht nur, die Entwicklung einzelner Endungen wie etwa derjenigen des persönlichen Infinitivs oder der zweiten Person des Plurals auf *-des* neu zu diskutieren; eine ganze Reihe häufiger Verben – darunter *aver, dar, dizer, estar, fazer, ir, querer, saber, seer, teer, trager, veer* und *viir* – werden in eigentlichen Monographien dargestellt, wobei in jedem Paradigma die ganze Formenvielfalt aufgezählt und entwicklungsgeschichtlich eingeordnet wird. Als Beispiel mögen hier die erste und die dritte Person Sg. des Präterits von *ser* dienen, für welche im Mittelalter die Formen *fui* und *foi* gebräuchlich waren: während in den galizischen Texten beide Varianten nahezu unterschiedslos für beide Personen verwendet werden, ergibt sich in den portugiesischen Dokumenten vom 13. Jahrhundert an eine deutliche Trennung zwischen *fui* als Form der ersten Person und *foi* als derjenigen der dritten. Außerdem gewinnt in diesem Kapitel ein Gesichtspunkt größere Bedeutung, der bereits früher ab und zu erwähnt wurde, nämlich der Einfluß des Spanischen auf die Sprache der galizischen Notare. Sind früheste Interferenzen des Kastilischen bereits im 13. Jahrhundert zu beobachten, so werden sie im 15. Jahrhundert immer häufiger.

Die soziolinguistische und politische Seite dieses Problems, insbesondere die im Laufe des Mittelalters vorangetriebene Eingliederung Galiziens in die Monarchie von Kastilien-León und ihre Folgen für den Gebrauch des Galizischen in Verwaltung und Recht, kommt im dritten Teil, dem Schlußwort, zur Sprache. Ebenso findet der Leser hier eine Zusammenfassung der wichtigsten Erkenntnisse; angesichts der oft komplizierten Sachverhalte und der – dies darf hier wohl als ganz leise Kritik angefügt werden – nicht überall benützerfreundlichen redaktionellen und typographischen Darstellung ist man der Verfasserin dankbar dafür, daß sie hier die einerseits für die galizischen und anderseits für die nordportugiesischen Dokumente typischen Erscheinungen nochmals aufzählt [p. 908 – 924 bzw. 925 – 929]. Ebenso bejaht

[1] PHILIP D. RASICO, *Estudis sobre la fonologia del català preliterari,* Barcelona (Curial)/Abadia de Montserrat 1982, p. 118 – 135.

Frau Maia zum Schluß eine der grundsätzlichen Fragen, die sie sich ursprünglich gestellt hatte, ob nämlich in der untersuchten Zeitspanne tatsächlich von einer «comunidade linguística no Noroeste de Portugal e na Galiza» gesprochen werden dürfe [p. 889]. Die Einheit, welche in idealisierter Form in der Literatursprache aufscheint, hat für sie durchaus eine reale Grundlage in den noch stark zusammenhängenden historischen Mundarten der Gegend, und dies, obwohl ein Großteil der Charakteristika des modernen Portugiesischen und Galizischen zumindest in Ansätzen bereits faßbar ist. Ein Buch, das interessantes Neuland erschließt und die portugiesische Sprachgeschichte um ein ganz bedeutendes Stück weiter bringt!

Rolf Eberenz